



**DIE REPUBLIK ÖSTERREICH UND JAPAN
WÄHREND DER ZWISCHENKRIEGSZEIT
1918 - 1938 (1945)**

Herausgegeben von

INGRID GETREUER-KARGL und SEPP LINHART

**DIE REPUBLIK ÖSTERREICH UND JAPAN
WÄHREND DER ZWISCHENKRIEGSZEIT
1918 - 1938 (1945)**

Herausgegeben von

Ingrid GETREUER-KARGL und Sepp LINHART

BEITRÄGE ZUR JAPANOLOGIE

Veröffentlichungen der Abteilung für Japanologie
des Instituts für Ostasienwissenschaften
der Universität Wien

Band 42

Herausgeber

Sepp Linhart und Ingrid Getreuer-Kargl

**DIE REPUBLIK ÖSTERREICH UND JAPAN
WÄHREND DER ZWISCHENKRIEGSZEIT
1918 - 1938 (1945)**

Herausgegeben von

Ingrid GETREUER-KARGL and Sepp LINHART

WIEN 2013

Bildnachweis zur Umschlaggraphik:

Obere Reihe

Links: Felice Ueno-Rix, Quelle: Yamano und Ikeda (Hg.), 2009: 9.

Mitte: Kanō Jigorō, Quelle: National Diet Library.

Rechts: Yamaguchi Jūhachi, Quelle: Harald Pöcher.

Mittlere Reihe

Links: Ogino Kyūsaku, Quelle: Takeyama Hospital, Niigata.

Mitte: Michiko Tanaka-Meinl-de Kowa, Quelle: Roland Domenig.

Rechts: Hans Molisch, Quelle: University of Vienna.

Untere Reihe

Links: Oka Masao, Quelle: Josef Kreiner.

Mitte: Salomon Friedrich Kraus, Quelle: ÖNB/Wien, PF 27903:C(1).

Rechts: Alice Schalek, Quelle: Österreichisches Bundesheer.

© Copyright 2013 by Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften, Universität Wien

ISBN 978-3-900362-25-6

Gedruckt mit Unterstützung der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät, Universität Wien

Verleger und Eigentümer: Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften der Universität Wien; Herausgeber: Sepp Linhart und Ingrid Getreuer-Kargl; c/o Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften, Universität Wien, Spitalgasse 2-4, A-1090 Wien, Österreich.

Druck: Offset-Schnelldruck Riegelnik, Piaristengasse 17-19, A-1080 Wien, Österreich.

INHALTSVERZEICHNIS

Ingrid GETREUER-KARGL und Sepp LINHART	
Vorwort	7
Sepp LINHART	
Einleitung	9
Teil I: Politik, Wirtschaft, Gesellschaft	
Harald PÖCHER	
Ein japanischer Oberst des Generalstabes zog die Grenze im Burgenland	19
MIZUUCHI Ryūta	
Der Anschluss und seine Folgen für die Judenpolitik Japans	39
Harald PÖCHER	
Die Geschäftsverbindungen der Firma Böhler zu Japan	51
Ingrid GETREUER-KARGL	
Alice Schalek über Japan	67
Teil II: Musik, Kunst, Film, Sport	
Irene SUCHY	
Österreich – Japan: die Musikbeziehungen der österreichischen Zwischenkriegszeit (bis 1945). Ein skeptischer Beitrag	105
KAKUYAMA Tomoko	
Felice Ueno-Rix - eine Vertreterin der Wiener Werkstätte in Japan	115
Roland DOMENIG	
Michiko Tanaka-Meinl-de Kowa: Ein biografischer Abriss nebst Anmerkungen zu den Wienaufenthalten von Aoyama Yoshio und Kawakita Kashiko	131
Wolfram MANZENREITER	
Heldenmythen und Geistergeschichten: Die frühen Jahre des Judo in Österreich zwischen Varieté und Turnhalle	177

Teil III: Wissenschaft

SATŌ Masanori	
Yoshino Sakuzō und Saitō Mokichi in Wien, Hans Molisch in Sendai: ein Beitrag Tōhokus zu den österreichisch-japanischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit	201
Josef KREINER	
Die Gründung des Instituts für Japankunde an der Universität Wien	217
Susanne FORMANEK	
Die Ogino-Knaus-Methode zur Bestimmung der (un)fruchtbaren Tage der Frau: ein Beispiel österreichisch-japanischer Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit?	255
Sepp LINHART	
Friedrich S. Krauss und Tamio Satow: Ein bibliobiografischer Versuch zu einer internationalen Freundschaft und zur Geschichte der Sexual- forschung in Österreich und Japan	283
Vorstellung der Autorinnen und Autoren	308
Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	310

Vorwort

Die in diesem Band versammelten Aufsätze sind die für den Druck überarbeiteten Versionen der Referate, die bei einem Symposium gehalten wurden, welches aus Anlass des 140jährigen Jubiläums der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Japan im Jahr 1869 unter dem Titel „Die Republik Österreich und Japan während der Zwischenkriegszeit 1918-1938 (1945)“ am 3. und 4. Juni 2009 an der Abteilung für Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften der Universität Wien stattfand. Außer den hier abgedruckten Beiträgen gab es noch weitere Referate von Johannes Wieninger vom Museum für Angewandte Kunst in Wien, „Das Wesen unserer Kunst der europäischen kunstliebenden Welt näherzubringen“, und von Ann Herring, Hōsei Universität, Tokio, „‘Die impulsiven Japaner zum Vorbild nehmen...?’ Österreichisch-japanische Beziehungen in der Kunsterziehung am Beispiel von Franz Cizek und Richard Rothe“, die leider nicht abgedruckt werden konnten. Dass dieser Symposionsband erst vier Jahre nach der Abhaltung des Symposions erscheint, ist die alleinige Schuld der beiden Herausgeber.

Allen Referenten sei an dieser Stelle für ihr Engagement und ihre Geduld noch einmal sehr herzlich gedankt, ebenso Frau Tamara Kamerer, BA, MA, für das Korrekturlesen und Herrn Florian Purkartshofer, BA, für den Satz. Die Herausgeber hoffen, dass es ihnen mit diesem Band gelungen ist, ein wenig mehr Licht in die ersten zwanzig Jahre der ‚österreichisch‘-japanischen Beziehungen zu bringen.

Wien, Juni 2013

Ingrid Getreuer-Kargl und Sepp Linhart

Sepp LINHART

Einleitung: Die Beziehungen zwischen der Republik Österreich und Japan von 1918 bis 1938

Offizielle Beziehungen

Obwohl Österreich und Japan stets den Oktober 1869 als Referenzdatum für die Aufnahme offizieller Beziehungen zwischen den beiden Ländern nehmen, könnte man auch argumentieren, dass die heutige Republik Österreich erst am 12. November 1918 als Staat gegründet wurde, der jenes Gebiet der Monarchie Österreich-Ungarn umfasste, das vorwiegend von Personen deutscher Muttersprache bewohnt wurde, und somit eben erst seit noch nicht ganz hundert Jahren besteht. Die logische Konsequenz wäre es, beispielsweise im Jahr 2018 das hundertjährige Jubiläum der Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu feiern und nicht im Jahr 2019 das 150jährige Jubiläum. Was dagegen spricht, ist die Tatsache, dass Jubiläen mit höheren Zahlen immer als wertvoller angesehen werden. Ein entsprechendes Problembewusstsein ist außerdem nur sehr gering entwickelt. Das könnte auch dafür verantwortlich sein, dass die Beziehungen zwischen der k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn und Japan zwar relativ gut erforscht sind, das Interesse an den Beziehungen zwischen der Republik Österreich und Japan, zumal in den Jahren der Ersten Republik zwischen 1918 und 1938, hingegen nur schwach ausgeprägt ist. Tatsächlich gab es während dieser knapp zwanzig Jahre nicht einmal einen österreichischen Botschafter in Japan, sondern der österreichische Botschafter in den USA war damals auch gleichzeitig für Japan zuständig. Japan hingegen eröffnete bereits am 30.12.1920 seine Gesandtschaft in Österreich wieder, die auch Ungarn mit betreute. Wegen des Fehlens einer österreichischen Vertretung in Japan wurden praktisch alle bilateralen Angelegenheiten in Wien besprochen.

Ab 1920 verfügte Österreich mit Bruno Müller, von 1925 bis 1937 mit Ernst Störi und im Jahr 1938 für kurze Zeit mit Otto Kresta über je einen Konsul/Generalkonsul in Tokio. Alle drei Konsuln waren Männer der Wirtschaft: Müller und Störi arbeiteten für die Edelstahlwerke Gebrüder Böhler und Co., Kresta war Direktor einer japanischen Firma. Da die Tätigkeit ehrenamtlich ausgeübt wurde, war ein entsprechender wirtschaftlicher Hintergrund

vonnöten. In Tokio vertrat ferner das neutrale Schweden die österreichischen Interessen. Zu einer für Mai 1938 geplanten Eröffnung einer österreichischen Gesandtschaft in Tokio kam es nicht mehr.

Schon die Frage der gegenseitigen diplomatischen Vertretungen weist darauf hin, dass die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Japan und die zwischen der Republik Österreich und Japan nicht vergleichbar sind. Von 1869 bis 1918 standen sich zwei Großmächte gegenüber, ab 1918 jedoch ein Kleinstaat und eine nun auch international voll anerkannte Großmacht. Der Vorgängerstaat Österreichs hatte am Ersten Weltkrieg als Verlierer teilgenommen mit entsprechend negativen Folgen für seine Wirtschaft, Japan hingegen gehörte zu den Siegermächten des Ersten Weltkriegs und hatte von diesem wirtschaftlich ungeheuer profitiert. In den nach dem Weltkrieg neu geschaffenen internationalen politischen Gremien wie Völkerbund oder Internationale Arbeitsorganisation (ILO) hatte Japan jeweils eine gewichtige Stimme, Österreich hingegen so gut wie keine.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass auch in der Grenzziehungskommission, die nach dem Ersten Weltkrieg die endgültige Grenze zwischen Österreich und Ungarn festlegen sollte, neben einem Franzosen, Briten und Italiener auch ein japanischer Oberst, Graf Yamaguchi Jūhachi, tätig war (vgl. den Beitrag H. Pöcher).

Ein weiteres Relikt aus dem Ersten Weltkrieg war die Repatriierung österreichischer Kriegsgefangener aus Japan. Diese hatten als Besatzung des österreichisch-ungarischen Kriegsschiffs Kaiserin Elisabeth den deutschen Soldaten bei der japanischen Belagerung von Tsingtau beigestanden und waren so in japanische Gefangenschaft geraten. Die mehr als 300 Gefangenen spiegelten in ihrer ethnischen Zusammensetzung den Vielvölkerstaat wieder. Im Zuge der Entstehung der Nachfolgestaaten wurden zwischen 1916 und 1919 nach und nach alle Gefangenen entlassen, außer den Ungarn und den Deutsch-Österreichern. Für diese endete die japanische Gefangenschaft erst am 3.3.1920, als sie nach mehr als fünf Jahren wieder österreichischen Boden betreten durften.

Ansonsten war die behandelte Periode in puncto offizielle Beziehungen nicht gerade sehr ereignisreich. Der Besuch des Prinzen Nobuhito (Takamatsu no Miya, 1905-87), des dritten von vier Söhnen des Tenno Taishō und jüngeren Bruders des regierenden Tenno Hirohito (Shōwa), mit Gemahlin in Wien im Jahr 1931 stellte in diesem Rahmen bereits ein wahres Großereignis dar.

Als Österreich 1938 zu bestehen aufhörte, beeilte sich das offizielle Japan Deutschland zu gratulieren und seine Gesandtschaft von Wien nach Budapest zu übersiedeln. Gute Beziehungen zu dem großen Deutschland, mit dem es zudem seit 1936 durch den Antikomintern-Pakt verbunden war, waren für

Japan bei weitem wichtiger als ein eventuelles Engagement für die Souveränität eines Kleinstaates in Form eines Protests gegen den Einmarsch Hitler-Deutschlands, der ohnehin nichts bewirkt hätte.

Wirtschaftliche Beziehungen

Bereits 1923 wurde zwischen Japan und der Republik Österreich in Wien ein Staatsvertrag zur Regelung der Handelsbeziehungen abgeschlossen, dem 1930/31 ein Handels- und Schifffahrtsvertrag folgte. Das österreichische Paradeunternehmen im Japan-Handel waren die Edelstahlwerke Gebrüder Böhrler und Co. AG, die bereits zur Zeit der Monarchie in Japan aktiv gewesen waren (vgl. den Beitrag H. Pöcher). Dank der Exporte seiner Stahlindustrie hatte Österreich in der Zwischenkriegszeit stets eine positive Handelsbilanz mit Japan, da Japan nach der Londoner Konferenz von 1930 zur Vorbereitung seines expansionistischen Kurses kontinuierlich in die Aufrüstung seiner Armee und Marine investierte: Die österreichischen Ausfuhren nach Japan überstiegen die Einfuhren aus Japan je nach Jahr um das Eineinhalb- bis Zehnfache, wobei die Stahlexporte aus der Steiermark bis zu 80 Prozent der österreichischen Ausfuhren ausmachten.

Wissenschaftliche Beziehungen

Nicht unwesentlich waren zwischen 1918 und 1938 auch die wissenschaftlichen Kontakte zwischen den beiden Ländern, obwohl es keine Austauschprogramme zwischen österreichischen und japanischen Universitäten gab wie heute. Eine Reihe japanischer Spitzenwissenschaftler hielt sich in Wien zu kürzeren oder längeren Studienaufenthalten auf, und einem solchen, dem des Ethnologen Oka Masao, verdankt auch die Wiener Japanologie ihre Entstehung (siehe dazu den Beitrag J. Kreiner).

Die österreichische Medizin hatte auch nach dem Ersten Weltkrieg ihren Ruhm nicht eingebüßt, so dass zahlreiche japanische Mediziner zu Studienaufenthalten an die Universität Wien kamen und ihren Gastinstituten zum Teil auch beträchtliche Summen spendeten. Einer der berühmtesten Mediziner war der Neurologe und Dichter Saitō Mokichi (1882-1953), dem Wien allerdings zu „jüdisch“ war und der deshalb nach einem eineinhalbjährigen Aufenthalt in Wien ins „patriotische“ München übersiedelte, wo er den Novemberputsch Hitlers miterleben konnte. Seine Eindrücke von Österreich hinterließ er in einem Gedichtband *Reisen in der Ferne (Enyū)* bzw. in einer Sammlung von *Essays über meinen Aufenthalt in Europa (Tai-Ō zuihitsu)*.

Ein interessantes Zusammentreffen im Bereich der Medizin war die parallele Entdeckung einer Methode zur Berechnung der fruchtbaren Tage der Frau durch den österreichischen Gynäkologen Hermann Knaus und seinen japanischen Kollegen Ogino Kyūsaku um 1930. Obwohl die beiden zwar von einander wussten, sich aber anscheinend nie getroffen haben, wurde die von ihrer Entdeckung abgeleitete Methode der Empfängnisverhütung unter dem Namen Knaus-Ogino-Methode weltbekannt und zur einzigen vom Vatikan anerkannten (vgl. den Beitrag von S. Formanek)

Auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft ist die Zusammenarbeit zwischen F. S. Krauss und Satō Tamio erwähnenswert. Krauss hatte bereits 1907, basierend auf Literaturstudien, ein großes Werk über die Sexualität der Japaner veröffentlicht, das Satō zu eigenen Forschungen inspirierte. 1931 erschien Krauss' Werk dann in einer Neuauflage in zwei Bänden, deren zweiter, „Folkloristische Studien“, die volkscundlich ungeheuer interessanten Ergänzungen von Satō enthielt. Damit hatten Krauss und Satō ein Standardwerk vorgelegt, das in seiner Materialfülle bis heute nicht übertroffen ist (vgl. den Beitrag von S. Linhart).

Zu Beginn der zwanziger Jahre folgte der Botaniker Hans Molisch für zweieinhalb Jahre einer Einladung als Gastprofessor an die Tōhoku-Universität in Sendai (vgl. den Beitrag von Satō M.). Aus diesem Aufenthalt resultierte eine botanische Monographie ebenso wie ein allgemeines Japanbuch. Ab Mitte der dreißiger Jahre war der junge Geograph Leopold Scheidl, der nach dem Zweiten Weltkrieg Rektor der Hochschule für Welthandel in Wien und erster Präsident der Österreichisch-Japanischen Gesellschaft werden sollte, als Stipendiat in Japan und betrieb Forschungen für seine Habilitation.

Nicht unerwähnt bleiben darf die Rezeption österreichischer Wissenschaft in Japan auf den Gebieten Volkswirtschaftslehre, Verfassungsrecht und Sozialphilosophie. Der berühmte Adelige und Oberhausabgeordnete Minobe Tatsukichi, der wegen seiner Staatstheorie, die den Tenno als Organ des Staates interpretierte (*tennō kikan setsu*), bei den japanischen Rechtsradikalen aneckte und schließlich von der Universität Tokio vertrieben wurde, stützte seine Theorie nicht unwesentlich auf die Werke der österreichischen Rechtspositivisten Georg Jellinek und Hans Kelsen. Ausführlich rezipiert wurde auch die klassisch-liberal ausgerichtete österreichische Schule der Volkswirtschaftslehre von Carl Menger und Eugen Böhm-Bawerk, die in der Gegenwart unter anderen von Friedrich A. von Hayek weitergeführt wird. Werke des Ideologen des austro-faschistischen Ständestaates Othmar Spann wurden ebenso ins Japanische übersetzt wie jene des sozialdemokratischen Theoretikers Otto Bauer oder die des linksgerichteten Erfinders der Bildstatistik Otto Neurath, der Österreich allerdings bereits 1934 verlassen musste.

Beziehungen auf den Gebieten der Musik und Kunst

Auch wenn die Musikbeziehungen in der Zwischenkriegszeit bei weitem nicht das Ausmaß und die Bedeutung erreichten, die sie ab den 1960er Jahren haben sollten, waren sie dennoch nicht unbedeutend (vgl. dazu den Beitrag von I. Suchy). An erster Stelle muss hier Joseph Laska genannt werden, der von 1923 bis 1936 als Orchesterleiter am Takarazuka Mädchen-Revuetheater tätig war, ehe er als Hitler-Gegner denunziert und ihm eine Wiedereinreise nach Japan verweigert wurde. Laska machte das Unterhaltungsorchester von Takarazuka, das erste Berufsorchester Japans, zu einem der feinsten Sinfonieorchester des Landes, mit dem er zahlreiche klassische Orchesterwerke zu ihrer japanischen Uraufführung brachte. Darüber hinaus komponierte er zahlreiche Werke, in denen er japanische Motive verarbeitete.

In der Zwischenkriegszeit kamen etliche österreichische Musiker für Konzerttourneen nach Japan, andere spielten in japanischen Orchestern oder unterrichteten. Von ersteren sind zu nennen der komponierende Violinvirtuose Fritz Kreisler (1923), der Violinist Karl Liebrecht (1934) sowie die Dirigenten Felix Weingartner (1937) und Josef Rosenstock (1936-46). Weingartner komponierte auch die Japanoper *Die Dorfschule* (1919) nach einer japanischen Vorlage. Als Lehrer wirkten in Japan die Pianisten Willy Bardas (1923-25), Leo Sirota (1928-46) und Paul Weingarten (1936-38), die Violinisten Wilhelm Dubravcic (1901-25) und Robert Pollak (1930-37) sowie die Dirigenten Josef Balthasar König (1925) und Klaus Pringsheim (1931-1937). Sirotas Tochter Beate sollte übrigens 1946 als junger Leutnant in der US-Armee für die Aufnahme von Gleichberechtigungsbestimmungen in die japanische Verfassung verantwortlich zeichnen.

Japanischerseits sind der Musikwissenschaftler Arima Daigorō, der 1933 an der Universität Wien promovierte und später Rektor der Kunitachi-Musikhochschule sowie Präsident der Japanisch-Österreichischen Gesellschaft wurde, und der Komponist Otaka Hisatada erwähnenswert, der 1935 bei Joseph Marx studierte. Ferner sind zwei japanische Opernsängerinnen anzuführen, die in Wien in der Rolle der Madama Butterfly auftraten: Kiwa Teiko 1926 und einige Jahre danach Tanaka Michiko, die in dieser Rolle mit Richard Tauber auf Tournee ging. Tanaka heiratete zunächst den Großkaufmann Julius Meindl II und einige Jahre später den Filmschauspieler Viktor de Kowa (vgl. dazu den Beitrag von R. Domenig). Julius Meindl II gab für seine Frau bei Paul Abraham die Operette *Dschainah, das Mädchen aus dem Tanzhaus* (1935) in Auftrag, deren Libretto Alfred Grünwald und Fritz Löhner schrieben. Das gleiche Trio hatte bereits für Musik und Text der Operette *Victoria und ihr Husar* (1929) verantwortlich gezeichnet, deren erster Akt in Japan spielt und das Lied *Meine*

Mama kommt aus Yokohama enthält, das seither längst zum Evergreen avancierte. Eine weitere Japan-Operette dieser Zeit stammt von Ralph Benatzky: *Yuschi tanzt* (1920). Gleichzeitig etablierten sich in der österreichischen Populärkultur selbstverständlich auch einige Japan-Schlager wie beispielsweise Robert Stolz' *Geisha, du Märchen der Nacht*.

Für viele Japaner verkörperte übrigens kein österreichischer, sondern ein deutscher Tonfilm Wien und Österreich: *Der Kongress tanzt* (1931) mit den in Japan lange Zeit überaus populären Liedern *Das gibt's nur einmal* und *Das muss ein Stück vom Himmel sein*.

Auf dem Gebiet der Kunst waren die Beziehungen zwischen Österreich und Japan nicht ganz so fruchtbar wie auf dem der Musik. Zwei österreichische Künstler wandelten als Holzschnittkünstler quasi in den Spuren von Emil Orlik, Friedrich Capelari (1884-1950) und Ferdinand Michl (1877-1951). Während ersterer etliche Jahre in Japan selbst verbrachte, lernte Michl japanisches Leben nur in Wladiwostok kennen.

Wesentlich bedeutender ist jedoch Felice Ueno-Rix (1893-1967), eine Österreicherin, die den Architekten Ueno Isaburō geheiratet hatte, der seinerseits in Wien bei Josef Hoffmann studiert hatte (vgl. dazu den Beitrag von Kakyama T.). Ein ehemaliges Mitglied der Wiener Werkstätte, fertigte sie in Japan einige großartige Designarbeiten an, so etwa im Warenhaus Sōgō in Osaka oder im Rathaus von Kioto. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde sie Professorin an der Städtischen Kunstuniversität Kioto.

Beziehungen im Sport

Während in anderen Bereichen die österreichisch-japanischen Beziehungen meist unausgeglichen waren und eine Seite mehr gab als die andere, herrschte im Sport eher Ausgewogenheit vor. Die Österreicher trugen zur Entwicklung des Skisports in Japan bei, die Japaner zum Aufschwung des Judo-Sports in Österreich.

Neben Leopold Winkler und Egon Edler von Kratzer spielte vor allem Hannes Schneider eine wichtige Rolle für die Förderung des Skilaufs in Japan. Der St. Antoner Skifahrer folgte 1930 einer Einladung von Obara Kuniyoshi, dem Leiter der Tamagawa-Bildungsanstalt, nach Japan, wo er ein riesiges Vortrags- und Skikurs-Programm absolvierte, von dem er seine Landsleute in dem Buch *Auf Schi in Japan* (1935) informierte.

Kanō Jigorō (1860-1938), der Begründer des modernen Judo-Sports in Japan, besuchte Österreich gleich zwei Mal, 1933 und nochmals 1934, und vollführte dabei, obwohl bereits in fortgeschrittenem Alter, Demonstrationen vor dem Jiu-Jitsu-Verband Österreichs und vor Polizeischülern (vgl. den Bei-

trag von W. Manzenreiter). Für die Anhänger dieses Sports dürfte sein Besuch eine ähnliche Wirkung gehabt haben wie der von Hannes Schneider für die japanischen Ski-Fans.

Im Denksport Go verlor Wien in den 1920er Jahren seine bis dahin führende Position in Europa an Berlin. Erwähnenswert ist noch die große Beliebtheit des chinesisch-japanischen Spiels Mahjong in derselben Zeit, die von Jara Beneš und Beda 1924 in dem gleichnamigen österreichischen Schlager parodiert wurde.

Sonstiges

1923 weilte die bekannte jüdisch-österreichische Journalistin Alice Schalek einige Monat in Japan, aus welchem Aufenthalt der höchst bemerkenswerte Bericht *Japan. Das Land des Nebeneinander* (1925) resultierte, in dem erstmals auch die Situation der modernen japanischen Frauen aus objektiver, weiblicher, und nicht aus verklärt männlicher, Sicht geschildert wird (vgl. den Beitrag von I. Getreuer-Kargl). Insgesamt gesehen ist das Buch ein äußerst informatives Werk über das zeitgenössische Japan, das in dieser Hinsicht unter vielen anderen Japan-Büchern deutlich hervorsticht. Auch die etwas später erschienenen Japan-Berichte der slowenisch-österreichischen Reiseschriftstellerin Alma Karlin (1889-1950) verliehen diesem Genre eine im Vergleich zu den üblichen männlichen Abenteuerberichten völlig neue Qualität.

Karlin musste sich die finanzielle Grundlage für ihre Reisen durch eigene harte Arbeit schaffen, auch in Japan. Dabei konnte sie auch nicht auf die Hilfe einer Organisation wie einer Japanisch-Österreichischen Gesellschaft zählen, denn eine solche entstand erst 1935 durch die Förderung von Baron Mitsui Takaharu vom bekannten Mitsui-Konzern und hörte 1938 auch schon wieder zu bestehen auf. Bei dieser Gesellschaft, die bald nach dem Zweiten Weltkrieg neu gegründet wurde, zeigt sich wie bei vielen anderen Kontakten, dass die Zwischenkriegszeit eine wichtige Vorläuferperiode für all jene Formen von Beziehungen war, wie sie sich dann ab den 1950er Jahren rasch entfalteten.

Epilog

Im März 1938 sahen sich viele österreichische Juden mit der Frage konfrontiert, wohin sie vor den Nazis flüchten sollten. Shanghai, seit 1937 unter japanischer Kontrolle, bot eine der wenigen Möglichkeiten, denn die Japaner verlangten kein Visum für die Einreise. Lediglich für die Ausreise aus Deutschland war ein Visum erforderlich. Wie sein japanischer Kollege Sugihara Chiune in Litauen stellte auch der chinesische Diplomat He Fengshan in

Wien gegen den Willen seines Vorgesetzten hunderten, ja vielleicht tausenden Wiener Juden Visa für Shanghai aus und rettete so ihr Leben. Obwohl die Situation im Shanghaier Ghetto vor allem nach dem Kriegseintritt Japans gegen die USA sehr schlecht war, konnten die meisten Flüchtlinge überleben, weil sich die Japaner weigerten, dem Druck der Nazis nach Vernichtung der ‚Shanghai-Juden‘ nachzugeben. Nicht nur das: die Flüchtlinge aus Österreich brachten österreichische bzw. Wiener Kultur mit nach China. So könnte man auch sagen, dass, bereits nach dem Ende der Ersten Republik und ausgerechnet im Shanghaier Exil, ein neuerlicher Kulturkontakt zwischen Österreich und Japan stattfand. Wie Mizuuchi R. in seinem Beitrag aufzeigt, bestanden von Seiten Japans aber noch weitgehendere Pläne für die jüdischen Flüchtlinge aus Europa.

Nachbemerkung: Diese Einleitung ist eine leicht abgeänderte Version eines Aufsatzes „Österreichisch-japanische Beziehungen 1918 bis 1938“, erschienen in Jutta Stefan-Bastl (Red.): *Österreichisch-Japanische Begegnungen. 140 Jahre freundschaftliche Beziehungen*. Zwei Bände, Tokio: Österreichische Botschaft Tokio 2009, S. 33-38.

Literatur

- Harrandt, Andrea und Negishi Kazumi
 2006 „Japan“. Rudolf Flotzinger (Hg.): *Österreichisches Musiklexikon Online*. Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (<http://www.musiklexikon.ac.at/ml?frames=yes>, eingesehen am 22.7.2008).
- Pantzer, Peter
 1986 „Japan und Österreich zwischen den beiden Kriegen“, Josef Kreiner (Hg.): *Japan und die Mittelmächte im Ersten Weltkrieg und in den zwanziger Jahren*. Bonn: Bouvier Verlag (=Studium Universale 8), 175-234.
- Shumittohōfa Kuraudia (=Schmidhofer, Claudia)
 2005 „1920nendai ni okeru Nihon e no tabi. Aruma Karurin to Arisu Shāreku“, Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *1920nendai no nichijō to asobi no sekai*. Tōkyō to Wiin. Tokio: Meiji Daigaku, 71-93
- Suchy, Irene
 1992 *Deutschsprachige Musiker in Japan vor 1945. Eine Fallstudie eines Kulturtransfers am Beispiel der Rezeption abendländischer Kunstmusik*. Phil. Diss. Univ. Wien.

Teil I:

POLITIK, WIRTSCHAFT, GESELLSCHAFT

Harald PÖCHER

Ein japanischer Oberst des Generalstabes zog die Grenze im Burgenland

Einleitung¹

Im Spätsommer 1914 begann der Erste Weltkrieg, der zwischen den Mittelmächten und der Entente ausgefochten wurde (Abb. 1).

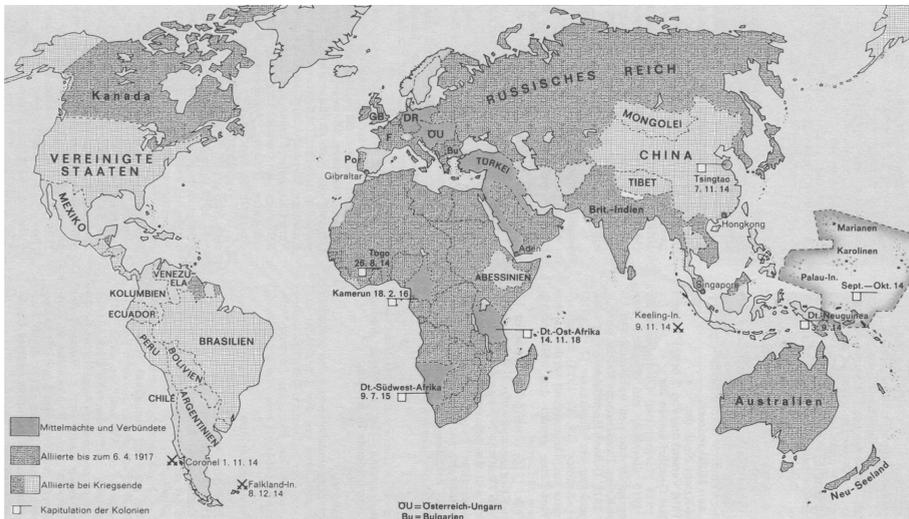


Abb. 1: Die Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg. Quelle: Kinder und Hilgemann 1966: 128 (Farbgebung leicht abgewandelt)

Die k.u.k. Monarchie Österreich-Ungarn und das Kaiserreich Japan wurden in diesem weltumspannenden Krieg zu Gegnern, weil es das damalige Bündnissystem so vorsah. Bis unmittelbar vor Kriegsbeginn gab es keine Probleme zwischen den beiden Staaten und man kann sogar behaupten, dass die Beziehungen zwischen den beiden Staaten mustergültig waren. Während des gesamten Weltkrieges kam es daher auch kaum zu Kampfhandlungen zwischen österreichisch-ungarischen und japanischen Streitkräften. Die wenigen Kampfhandlungen kamen eher zufällig zustande. Eine der ersten Kampfhand-

¹ Diese Einleitung basiert vor allem auf Sieche 1996.

lungen unter Beteiligung österreichischer Soldaten in Ostasien war der Kampf um Tsingtao. In ostasiatischen Gewässern befand sich vor Kriegsausbruch der alte österreichisch-ungarische Panzerkreuzer S.M.S. (=Seiner Majestät Schiff) Kaiserin Elisabeth als Stationsschiff im Hafen des deutschen Pachtgebietes Tsingtao. Da das Schiff nach Kriegsausbruch nicht mehr sicher nach Hause fahren konnte, beschlossen die zuständigen Stellen in Wien, dass das Schiff und seine Besatzung auf deutscher Seite mitzukämpfen habe. Bis diese Entscheidung fiel, gab es mehrere Überlegungen über den Kriegseintritt der k.u.k. Monarchie mit Japan. Auf Grund der gebotenen Kürze des Aufsatzes soll darauf aber nicht weiter eingegangen werden. Die Übermacht des Gegners führte rasch zur Erschöpfung der deutschen Truppen und zur Niederlage in Fernost. Die deutschen Truppen und ihre österreichischen Verbündeten gelangten in japanische Kriegsgefangenschaft. Eine weitere Kampfhandlung war ein Kampf zwischen dem österreichisch-ungarischen Unterseeboot S.M.U-27 und dem japanischen Zerstörer Sakaki im Mittelmeer. Das österreichische Unterseeboot torpedierte das japanische Schiff und beschädigte es schwer; es gab auch Tote an Bord zu beklagen. Weitere Kämpfe zwischen Truppen Österreichs und Japans fanden während des Krieges nicht statt. Weitgehend unbekannt ist allerdings, dass die russischen Truppen an der Front gegen Österreich auch japanische Gewehre des Typs Arisaka einsetzten. Damit kamen Waffen aus japanischen Rüstungsbetrieben, welche von österreichischen Soldaten erbeutet wurden, auch in das Heer der k.u.k. Monarchie.

Anfang November 1918 schwiegen die Waffen in einem Konflikt, der eigentlich nach dem Willen der Kriegsteilnehmer bereits im ersten Kriegsjahr zu Ende hätte sein sollen, da man Weihnachten wieder zu Hause in Frieden feiern wollte. Nach Kriegsende begannen sogleich die Sieger über die Besiegten zu richten. Es wurden erste Maßnahmen der Demobilisierung des Heeres, der Luftwaffe sowie der Seekriegsflotte und der Demontage der Rüstungsbetriebe angeordnet. Japan ging als Sieger aus dem Ersten Weltkrieg hervor, ohne viel an den einzelnen Fronten in Kämpfe verwickelt gewesen zu sein. Dennoch hatten die japanischen Delegationen einen maßgeblichen Einfluss beim Zustandekommen der Friedensverträge. Aber nicht nur die am Verhandlungstisch ausformulierten Verträge zur Neuordnung der Welt nach dem Krieg kam unter Mitwirkung von Japanern zustande, sondern auch die Umsetzung der Neuordnung, etwa die Grenzziehung im Detail in den betroffenen Gebieten, wie sie in den Verträgen vorgesehen war, erfolgte unter Mitwirkung hochrangiger japanischer Diplomaten und Militärs. Die japanische Delegation kam im Wesentlichen mit zwei Forderungen nach Paris, zum Einen sollte bei der Neuordnung der Welt nach dem Krieg das Selbstbestimmungsrecht der Völker umgesetzt werden und zum Zweiten erhob Japan Anspruch auf die

ehemaligen deutschen Besitzungen in Ostasien. Konkrete territoriale Interessen in Europa hatte Japan keine; so konnte das Kaiserreich Japan objektiv an die Problemstellungen in Europa herangehen und wurde bei Meinungsverschiedenheiten unter den europäischen Siegermächten als Schiedsrichter gerne gehört.

Ein wichtiger Teil der Friedensverträge nach dem Kriege waren die neuen Grenzen in Europa, insbesondere die neuen Grenzen zwischen den ehemaligen Teilstaaten der k.u.k. Monarchie. Eine besonders heikle Mission war die Festlegung der Grenze zwischen der Republik Österreich und dem Königreich Ungarn, das gemäß den Bestimmungen der Friedensverträge von Saint-Germain-en-Laye und Trianon den deutschsprachigen Westteil an die Republik Österreich abtreten musste. Die Gebietsabtretungen betrafen im Konkreten die deutschsprachigen Teile der Komitate Wieselburg, Ödenburg und Eisenburg. Aus diesen Gebieten sollte das neunte Bundesland der Republik Österreich, das Burgenland, entstehen. Dass das Burgenland zu Österreich kam, dafür setzten sich vor allem die USA und Japan ein. Der Grund dafür lag in dem Umstand begründet, dass die Gebiete des heutigen Burgenlands damals die Nahrungsmittelversorgung für die Großstadt Wien sicherzustellen hatten (Abb. 2).



Abb. 2: Die k.u.k. Monarchie und die Komitate des Landsteils Ungarn; Quelle: Linke Karte (http://de.wikipedia.org/wiki/Ungarn-Karte_der_territorialen_Aufteilung_nach_dem_Vertrag_von_Trianon) im Vergleich zum vorigen Staatsgebiet (graue Linien und farbige Flächen)), rechte Karte (http://de.wikipedia.org/wiki/Komitat-Die_ungarischen_Komitate_von_1867_bis_1918)

Die nachfolgende Untersuchung stellt einen Beitrag zu den Forschungen über ‚Japan in Österreich‘ dar. Im Mittelpunkt der Untersuchung steht der japanische Generalstabsoberst Yamaguchi Jühachi, welcher der „Commission de delimitation de la frontiere entre l’ Autriche et la Hongrie“, dem gemäß den Friedensverträgen von St. Germain und Trianon eingesetzten Grenzausschuss, der die in den Friedensverträgen festgelegten Grenzverläufe im Gelände im Detail zu definieren hatte, angehörte.

1. Die Republik Österreich - Aus Trümmern geboren. Das Ende des Ersten Weltkrieges - Die Sieger teilen die Beute auf²

Die k.u.k. Monarchie war im Herbst 1918 kriegsmüde geworden und konnte keine wirklichen Erfolge mehr an den Kriegsschauplätzen erzielen. Der Eintritt der Vereinigten Staaten von Amerika (USA) in den Ersten Weltkrieg 1917 war die Wende des Krieges, es war damals nur mehr eine Frage der Zeit, wann das Industriepotential der USA den Ausschlag für den Endsieg herbeiführen würde. Anfang November 1918 musste die k.u.k. Monarchie, gezeichnet durch innere Zerfallserscheinungen, in der Villa Giusti den Waffenstillstand unterzeichnen. Der Erste Weltkrieg war damit für die k.u.k. Monarchie zu Ende. Wie es mit dem Vielvölkerstaat weitergehen sollte, wusste damals niemand. Die einzelnen Nationen der Monarchie versuchten, durch Veröffentlichung ihrer Ideen neuen Staatsgebilden zum Durchbruch zu verhelfen, noch ehe Friedensverhandlungen aufgenommen wurden. Die ersten spektakulären Ideen hatten die Tschechen, welche einen tschechischen Korridor erzwingen wollten (siehe dazu Abb. 3), der als eine Landbrücke von Pressburg bis nach Kroatien vorgesehen war, die ehemaliges westungarisches und ostösterreichisches Gebiet einschließen sollte. Die Realisierung dieses Vorhabens scheiterte am Widerspruch Italiens. Eine Zerteilung der ehemaligen Kernlande Österreich und Ungarn blieb daher nur Wunschvorstellung der Tschechen und der Südslawen.

Entschieden wurden die neuen Grenzen in Mittel- und Zentraleuropa nicht durch derartige Ideen, sondern durch die Gerichte der Sieger über die Besiegten, welche in den Vororten von Paris tagten. Das Schicksal von Österreich wurde im Schloss Saint Germain-en-Laye abgehandelt, der zukünftige Stellenwert von Ungarn im Schloss von Trianon.

² Nach Schlag 2001: 225 ff, beziehungsweise nach einer kürzeren Darstellung der Ereignisse im Burgenland von Körner-Lakatos 2005: 106 ff.

Die Siegermächte entschieden über die Zukunft der Donaumonarchie nicht aus dem Bauch heraus, wie immer wieder in der Trivillliteratur behauptet wird. Das Basismaterial für die Erstellung des Friedensvertrages inklusive der Grenzziehung wurde sehr sorgfältig erarbeitet, denn man wollte die Grenzen den ethnischen Gegebenheiten anpassen. Dies gelang schließlich nicht

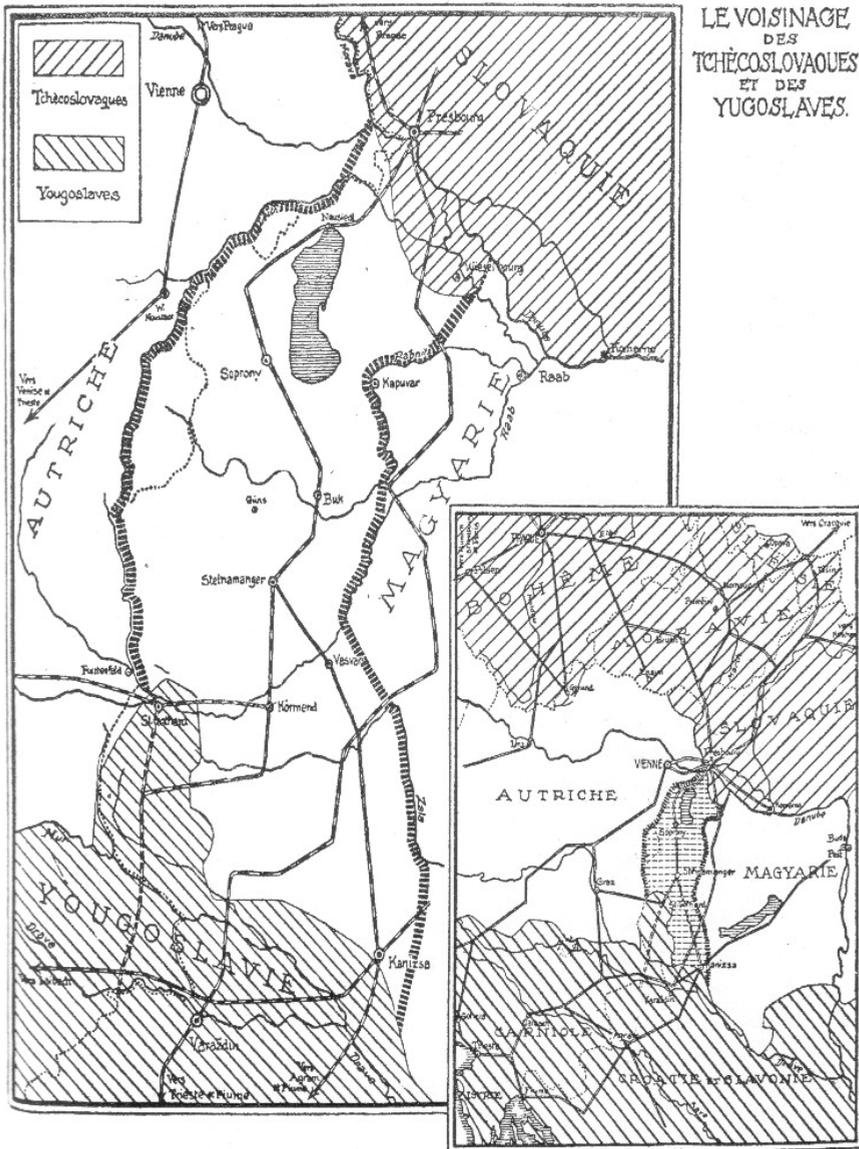


Abb. 3: Der tschechische Korridor. Quelle: Schlag 2001: 245

immer, da Versprechungen vor und während des Krieges eingelöst werden mussten, etwa gegenüber Italien die Brennergrenze, was zwangsweise eine deutschsprachige Minderheit in Italien nach sich ziehen musste oder die Grenzen der Tschechoslowakei, welche Gebiete beinhalten sollte, die seit Jahrhunderten von Deutschen bewohnt waren. Besonders gründlich ging ein Team der USA unter Major Lawrence Martin mit der Frage der zukünftigen Grenze in Deutsch-Westungarn um. Man hatte politisch-historische Studien gemacht, möglichst aktuelle Bevölkerungsstatistiken und Wirtschaftsdaten erarbeitet und schließlich unzählige Informationen im Land selbst eingeholt. Vor den entscheidenden Verhandlungen mit Österreich, welche ab Juli 1919 begannen, - der Friedensvertrag mit dem Deutschen Reich wurde bereits am 28. Juni 1919 in Versailles unterschrieben - schlugen die USA vor, dass Deutsch-Westungarn Österreich zugeschlagen werden sollte. Diesem Vorschlag schloss sich auch Japan an. Eine weitere Unterstützung bekam dieser Vorschlag von Großbritannien. Dagegen waren von Beginn an die italienischen Delegationsmitglieder. Durch diese Haltung wollten die Italiener ganz offensichtlich Sympathien in Budapest hervorrufen, da sie sich auch vehement gegen eine Zerstückelung Ungarns aussprachen. Frankreich hatte damals eher eine ambivalente Haltung, da es offensichtlich alle Anstrengungen der Tschechoslowakei um Gebietsgewinne auf Kosten Österreichs und Ungarns unterstützen wollte. Schließlich wurde in zähen Verhandlung Deutsch-Westungarn Österreich zugeschlagen.

Die nachfolgenden Kapitel geben einen Einblick in die diffizile Aufgabe der Herauslösung des ehemaligen Deutsch-Westungarn aus dem ehemaligen Ungarn der k.u.k. Monarchie und versuchen, die Bedeutung des Oberst Yamaguchi Jūhachi als Mitglied des Grenzregelungsausschusses darzustellen und zu bewerten.

2. Der Friedensvertrag von Saint-Germain-en-Laye und seine Folgen³

Die österreichische Delegation traf im Mai 1919 in Paris ein und wurde in mehreren Villen in der Nähe des Schlosses Saint-Germain-en-Laye untergebracht. Die Delegation wurde hermetisch von der Außenwelt abgeschnitten, nur die Verbindungen zu Wien und zu den Vertretern der Siegermächte standen den österreichischen Teilnehmern zur Verfügung. Am 10. September 1919 um 11 Uhr vormittags erfolgte schließlich nach zähen Verhandlungen die Unterzeichnung des Friedensvertrages. Von japanischer Seite unterschrie-

3 Nach Schlag 2001: 257 ff.

ben den Vertrag Graf Chinda Sutemi, der damalige japanische Botschafter in London, Matsui Keishirō, der damalige japanische Botschafter in Paris und Ijūin Hiko‘ichi, der damalige Botschafter Japans in Rom. Das Vertragswerk umfasste 381 Artikel, die in vierzehn Teile gegliedert waren. Das Burgenland betrafen im besonderen die Artikeln 27 und 29 im Teil II (Österreichs Grenzen) sowie die Artikel 66 bis 68, die sogenannten Minderheitenschutzbestimmungen. Verfassungsmäßig trat der Friedensvertrag nach Veröffentlichung im Staatsgesetzblatt am 21. Juli 1920 in Kraft.

Die Angliederung des Burgenlandes war nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages von Saint Germain-en-Laye noch nicht möglich, da der Friedensvertrag mit Ungarn erst im Ausverhandeln war. Der Friedensvertrag mit Ungarn wurde erst am 4. Juni 1920 in Trianon unterzeichnet und in Ungarn selbst erst im Juli 1921 ratifiziert. Die Alliierten forderten Österreich und Ungarn auf, die Grenze bilateral anzuerkennen. Diese Aufforderung der Alliierten bewirkte lediglich ein Feilschen um die Übergabe des Burgenlandes an Österreich. Im Frühjahr 1921 kam es zwar zu Verhandlungen zwischen Ungarn und Österreich; die Verhandlungen endeten jedoch ohne Ergebnis. Im Zuge dieser Verhandlungen versuchte Ungarn mehrmals, Österreich zu einem Verzicht auf Teile des Burgenlandes zu bewegen. Des Weiteren verhandelte Ungarn mit Frankreich über eine eventuelle Unterstützung in Revisionsfragen.

Auf dem Gebiet des heutigen Burgenlandes gab es damals eine Reihe von Großgrundbesitzern. Diese adeligen Familien begannen Freischärler zu finanzieren, welche im Frühjahr 1921 gegen Österreich Widerstand leisteten. (Siehe dazu Abb. 4 und 5).

Ein solches Gefecht ereignete sich in der Nacht vom 24. zum 25. März 1921 bei Apetlon zwischen Freischärlern, die vom Esterházyischen Gutshof Mexikó-Pusztá kamen und der österreichischen Gendarmerie. Dieses Gefecht führte zu einem Toten bei den Gendarmeriekräften. Damit entstand eine gefährliche Situation für beide Seiten, da einerseits Österreich das ihm zugesprochenen neue Territorium sehr bald durch Gendarmerie und Heereseinheiten in Besitz nehmen wollte und andererseits Ungarn alles unternahm, um den Gebietsverlust so gering wie möglich zu halten.

Die westungarischen Herrschaften
im 18. Jahrhundert

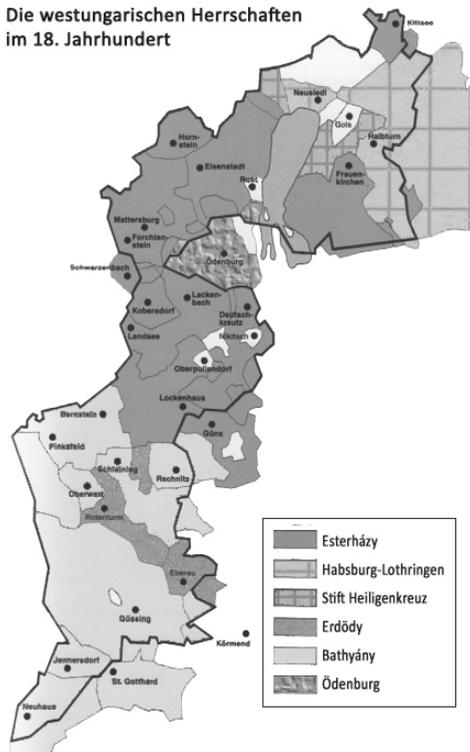


Abb. 4: Aufteilung des Burgenland nach Großgrundbesitzern. Quelle: Schlag 2001: 29



Abb. 5: Freischärler des Grafen Erdödy. Quelle: Schlag 2001: 407

3. Der Grenzregelungsausschuss für die Grenze zwischen Österreich und Ungarn⁴

Der konkrete Verlauf der Grenze war in den beiden Friedensverträgen von den Siegermächten nur in groben topografischen Fixpunkten vorgegeben worden; die genaue Festlegung sollte durch einen Grenzregelungsausschuss erfolgen, der auch kleinere Revisionen vornehmen konnte.

Die Arbeit der Grenzregelungsausschüsse ist im Friedensvertrag von Saint Germain-en-Laye in den Artikeln 29 bis 35 geregelt. Der Artikel 29 des Friedensvertrages von Saint Germain-en-Laye sah die Einrichtung von Grenzregelungsausschüssen vor, deren Hauptaufgabe es war, die Grenzlinie im Gelände festzulegen. Die Grenzregelungsausschüsse besaßen jegliche Machtbefugnis nicht nur zur Bestimmung der als „im Gelände noch zu bestimmenden Linie“ bezeichneten Teilstrecken, sondern auch zur Revision der durch Verwaltungsgrenzen bestimmten Teilstrecken, außer hinsichtlich der im August 1914 bestandenen internationalen Grenzen, bei welchen sich die Rolle der Ausschüsse auf die Überprüfung der Grenzpfähle und Grenzsteine beschränkte, sofern einer der beteiligten Staaten eine solche Revision verlangte und der Ausschuss sie als zweckdienlich anerkannte. Derartige Grenzregelungsausschüsse gab es nicht nur für die Grenze zwischen Ungarn und Österreich, es gab beispielsweise auch einen Grenzregelungsausschuss für die Grenze zwischen Österreich und Jugoslawien, auf den aber in diesem Aufsatz mangels vorliegender Materialien nicht näher eingegangen werden soll. Artikel 30 regelt das Vorgehen der Ausschüsse bei Grenzen, die durch einen Wasserweg bestimmt werden. In den Artikeln 31 und 32 erfolgen Anweisungen zur Unterstützung der Grenzregelungsausschüsse durch die beteiligten Staaten und Lokalbehörden durch Beistellung von Plänen, Katastern und Grundbüchern und durch die Unterstützung bei der Bequartierung und beim Transport. Die Artikel 33, 34 und 35 regeln die Aufstellung von Grenzmarkierungen und deren Dokumentation in kartografischen Werken.

Für die Arbeit der Grenzregelungsausschüsse hatte die Botschafterkonferenz am 20. Juli 1920 Instruktionen erlassen. In diesen wurde die neue österreichisch-ungarische Grenze aus arbeitstechnischen Gründen in drei Abschnitten eingeteilt. Der nördliche Abschnitt umfasste als Sektion A den Grenzabschnitt des Komitats Wieselburg (Moson), der mittlere Abschnitt als Sektion B den Teil von Ödenburg (Sopron) und der südliche Teil als Sektion C den Bereich des Komitats Eisenburg (Vas). Zu jedem dieser Abschnitte erbrachten die beiden betroffenen Staaten detaillierte Vorschläge ein, wobei sich Österreich an

4 Nach Schlag 2001: 486 ff.

die Bestimmungen des Friedensvertrages hielt. Ungarn hingegen wollte eine Grenze, die weit westlicher lag als die in den Friedensverträgen festgelegte Grenze. Die ungarischen Forderungen wurden sehr stark von den Großgrundbesitzern betrieben, die möglichst viel von ihrem Besitz in einem Land belassen wollten. Im Norden wollten Fürst Dr. Ladislaus Batthyány-Strattmann in Kittsee und andere Großgrundbesitzer, darunter der Fürst Dr. Paul Esterhazy im Raume Tadt, Wallern, Pamhagen und Apetlon, ihre Güter bei Ungarn wissen. Wären diese Forderungen berücksichtigt worden, wäre eine Fläche von 32.711 ha, von 10.247 Deutschen und 1.948 Ungarn besiedelt, an Ungarn gefallen. Im Mittelabschnitt war die Grenze weitgehend durch das Venediger Protokoll und die Volksabstimmung von Ödenburg geregelt. Dennoch forderte Ungarn Grenzberichtigungen. Es verlangte, dass die Zuckerfabrik von Siegendorf zu Ungarn kommen solle. Im Süden wollte Ungarn fast die Hälfte des Bezirkes Oberpullendorf und eine große Sprachinsel bei Oberwart. Weiters forderte man das gesamte Pinkatal. In Österreich war man wegen der ungarischen Forderungen enttäuscht. In vielen deutschsprachigen Gemeinden, welche nach den Vorstellungen Ungarns zu Ungarn kommen sollten, kam es zu Demonstrationen für einen Verbleib bei Österreich.

Die Zusammensetzung und Konstituierung des Ausschusses

Der Grenzregelungsausschuss setzte sich aus Major André Jocard (Frankreich) als Vorsitzendem, Oberst Arthur Craven (Großbritannien), Major Enrico Calma (Italien), Oberst im Generalstab Yamaguchi Jūhachi (Japan), Ministerialrat Dr. Stefan Neugebauer (Österreich), Oberst im Generalstab Arthur Keresztes (Ungarn) bis 4. November 1921 und danach Legationsrat Baron Frigyes Villani (Ungarn) zusammen. Dem japanischen Delegierten zur Seite standen Aldo Lombardi als Sekretär und Pierre Gallier als Dolmetscher.

Von den Mitgliedern des Grenzregelungsausschusses interessiert uns die Lebensgeschichte von Oberst Yamaguchi Jūhachi⁵. Wir wollen uns daher mit dem Leben des verdienten japanischen Offiziers auseinandersetzen. Oberst Yamaguchi Jūhachi entstammt einer Offiziersfamilie; der Vater von Jūhachi war General Yamaguchi Motoomi. Geboren wurde Jūhachi am 1. Oktober 1878. Er absolvierte die Militärakademie und die Kriegsschule. 1911 war er als Hauptmann im Generalstab Adjutant von Generalleutnant Nagaoka Gaishi in Takada bei der 13. Division. Yamaguchi Jūhachi wurde sehr früh mit dem alpinen Schilaf konfrontiert. Bereits um 1900 las er in einer französischen Militärzeitschrift über die Gründung der Heeresschule in Frankreich. Da-

⁵ Die Informationen und das Bildmaterial über das Leben von Oberst Yamaguchi Jūhachi wurden dem Autor freundlicherweise von der Familie der Nachkommen des Oberst Yamaguchi zur Verfügung gestellt. Der Autor dankt auf diesem Wege der Familie recht herzlich.



Abb. 7: Yamaguchi Jūhachi im Kreise seiner Familie. Quelle: Archiv des Autors.

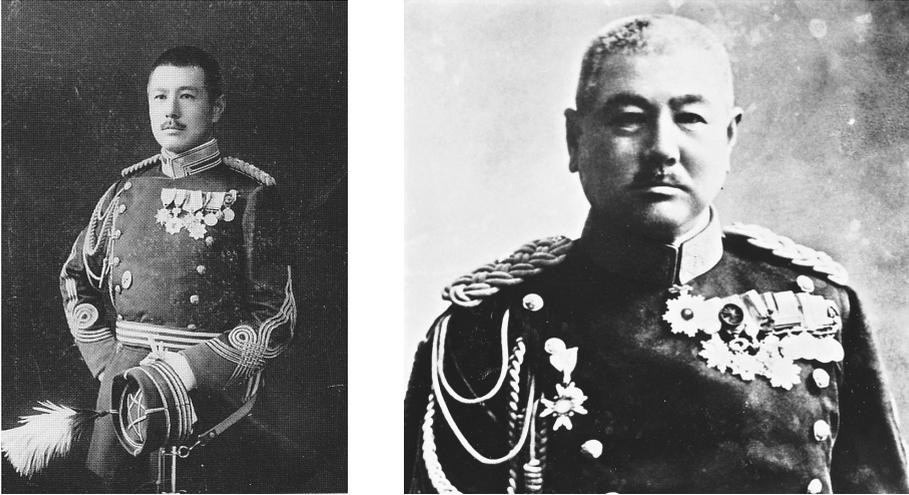


Abb. 8: Links Yamaguchi als Hauptmann 1911 und rechts als Oberst um 1922. Quelle: Archiv des Autors. Die Fotos wurden dem Autor von Nachkommen des Oberst Yamaguchi übergeben.

Die Arbeit des Grenzregelungsausschusses⁶

Die konstituierende Sitzung des Grenzregelungsausschusses fand am 27. Juli 1921 in Graz statt. Die Arbeit im Grenzgebiet musste aber bald durch die Kämpfe im Burgenland im August und September 1921 und November 1921 (Ödenburger Volksabstimmung 14. bis 16. Dezember 1921) unterbrochen werden.

Nach der Konstituierung des Ausschusses bezogen die Mitglieder ihren ständigen Aufenthalt in Ödenburg. Danach wurde die Arbeit erst aufgenommen, als die Kämpfe im Burgenland nachgelassen hatten. Sie bestand hauptsächlich aus Sitzungen aller Mitglieder des Ausschusses, Bearbeitungen von Anträgen einzelner Gemeinden und Begehungen der Grenze im Gelände. Bei den Entscheidungen über den genauen Verlauf der Grenze waren zwar die sprachlichen Verhältnisse wichtig, wichtiger waren aber die wirtschaftlichen Verhältnisse der einzelnen Gemeinden.

Der Grenzregelungsausschuss hielt mindestens einmal im Monat eine große Sitzung ab, bei der die wichtigsten anstehenden Probleme erörtert wurden. Bei vielen dieser Sitzungen wurde auf den japanischen Vertreter gehört, da er objektiv handeln konnte, weil sein Land durch seine geäußerten Bedenken nicht unmittelbar betroffen war, anders als bei Äußerungen der europäischen Vertreter des Ausschusses. In Abb. 9 wird die Arbeit während der Besprechungen beispielhaft dargestellt.

⁶ Nach Schlag 2001: 486 ff.

Abdruck im 7829/1, Nr. 22

N i e d e r s c h r i f t

zur Sitzung des österreichisch-ungarischen Grenzregelungs-
ausschusses in Sopron, am 8. November 1922.

Anwesend:

Die 6 Kommissäre,
Capitaine Sekretär Didelet,
die beiden Subkommissäre.
die beiden technischen Leiter.

Procès verbal
Nr. 37.

Ist genehmigt.

Brennberg. Der Präsident eröffnet, daß er am 2. d. M. ein Schreiben an die Botschafterkonferenz gerichtet habe, in welchem er um Beschleunigung des Beschlusses in Bezug auf das Grenzstück bei Brennberg ersucht.

Hierauf ergreift der japanische Delegierte das Wort, um, nach Auseinandersetzung der diesbezüglichen Bestimmungen für die Grenzregelungsausschüsse die Beurlaubung der nichtinteressierten Kommissäre zu beantragen.

Die beiden interessierten Delegierten danken dem japanischen Vertreter für seine, im Interesse der Finanzen der interessierten Staaten ergriffene Initiative.

Der ungarische Delegierte fügt jedoch hinzu, es erscheine ihm notwendig, daß die Kommission bis zur Uebergabe der den einzelnen Staaten zugesprochenen Gebiete vereint bleibe.

Der Präsident bemerkt, daß es momentan noch nicht möglich sei, den Zeitpunkt für die Beurlaubung zu bestimmen; er werde jedoch auf diesen Gegenstand noch im Laufe der Sitzung zurückkommen.



Abb. 10: Grenzbegehung des Grenzregelungsausschusses. Quelle: Archiv Autor. Der Offizier im Vordergrund ist Oberst Yamaguchi, die Person rechts hinten nach links blickend könnte Major Nakamochi Genji sein, welcher im Grenzregelungsausschuss Österreich-Jugoslawien eingesetzt war.

Der Ausschuss bereiste auch die Grenze, so am 2. und 3. März 1922 die Grenze im Abschnitt Wieselburg und vom 8 bis 13. März 1922 die Grenze im Bereich Ödenburg und Eisenburger Komitat. (Siehe dazu Abb. 10)

Die Entscheidungen in den einzelnen Zonen⁷

Den extremen ungarischen Forderungen wurde durch eine Note der Botschafterkonferenz vom 7. April 1922 eine klare Absage erteilt. Die Botschafter betonten ausdrücklich, dass die Grenze den Bestimmungen der Friedensverträge von Saint Germain-en-Laye und Trianon zu folgen habe. Damit war der in der Grenzkommision drohende Streit weitgehend von der schwierigen politischen Frage auf die Ebene örtlicher Detailprobleme herabgedrückt worden. Es erwies sich nach dieser Entscheidung, dass die beiden Kontrahenten vernünftig und sachlich begründete Kompromisse finden konnten. In der Zone A war rasch Einigung über das Dreiländereck zwischen der Tschechoslowakei, Ungarn und Österreich gefunden. Im weiteren Verlauf einigte man sich nach der Devise „Bauernbesitz zu Österreich und Großgrundbesitz zu Ungarn“. Diese Vorgangsweise wurde im gesamten Grenzverlauf angewandt, entsprach

⁷ Nach Schlag 2001: 487 ff.

sie doch weitgehend den Wünschen der Bevölkerung. Am schwierigsten war die Situation am Einserkanal, der zwar schnurstracks durch das Gelände geht, aber Bauernbesitz, Gemeindegrenzen und auch Großgrundbesitz zerschneidet. Der Grenzregelungsausschuss konnte hier keine Einigung erzielen. Das Problem wurde daraufhin an den Völkerbund herangetragen. Dieser entschied objektiv eine Grenzlinie, die von der Linie des Friedensvertrages, aber auch von den Forderungen Österreichs und Ungarns abwich.

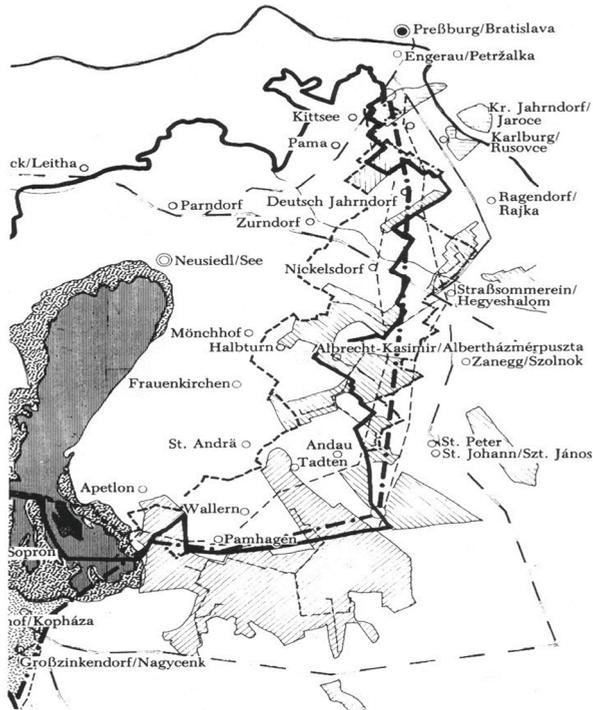


Abb. 11: Die Grenzziehung im Abschnitt A. Quelle. Schlag 2001: 496. Erläuterungen zu den Abbildungen 11, 12 und 13:

- „Durchgehende dicke Linie“: Heutiger Grenzverlauf
- „Strich-Punkt-Strich dicke Linie“: Grenzverlauf des Friedensvertrages
- „Strich-Zwischenraum-Strich“: Ungarischer Vorschlag zur Grenzziehung
- „Strich-Punkt-Strich dünne Linie“: Österreichischer Vorschlag zur Grenzziehung

In der Zone B konnte der Ausschuss im Abschnitt Deutschkreutz bis Mannersdorf ein rasches Ergebnis erzielen. An den Völkerbund zur Entscheidung wurde das Problem des Umlandes der Stadt Güns übertragen, da es hier zwischen Österreich und Ungarn zu Meinungsverschiedenheit über die wirtschaftliche Abhängigkeit der Stadt Güns von seinem Umland kam. Der Völkerbund entschied, dass die Gemeinden Lockenhaus und Hammer zu Österreich kommen sollten, während Rattersdorf und Liebing zu Ungarn kommen sollten.

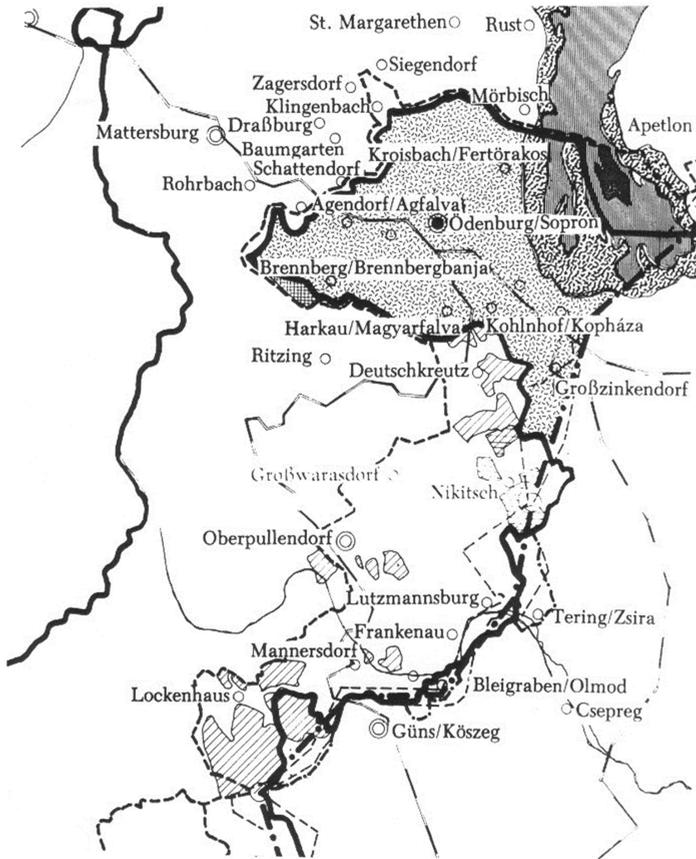


Abb. 12: Die Grenzziehung im Abschnitt B. Quelle: Schlag 2001: 497

In der Zone C im Bereich des Komitats Eisenburg wartete auf den Grenzregelungsausschuss harte Arbeit. Während der nördliche Abschnitt mit Rechnitz noch leicht zu lösen war, blieb das gesamte Pinkatal umstritten. Der Ausschuss schlug einen Kompromiss vor, der vorsah, dass die kroatischen Gemeinden zu Ungarn kommen sollten, während die meisten deutschen Gemeinden zu Österreich kommen sollten. Da diese Grenzlinie deutlich westlicher lag als die vorgegebene Grenzlinie in den Friedensverträgen und dies für Österreich unannehmbar war, wurde ebenfalls der Völkerbund um Entscheidung gebeten. Bezüglich des Pinkatales wurde vom Völkerbund entschieden, dass Schachendorf, Schandorf, Deutsch Schützen, Ober- und Unterbildein, Prostrum, Moschendorf und Luising zu Österreich kommen sollten. Auch die Botschafterkonferenz sanktionierte diese Meinung des Völkerbundes im Oktober 1922.

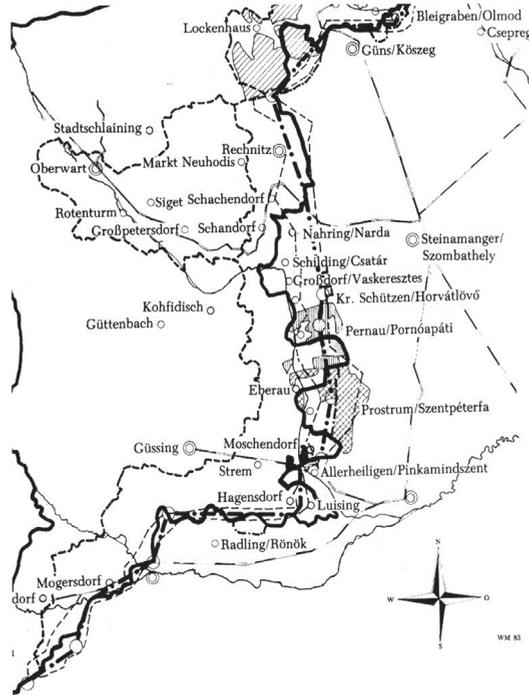


Abb. 13: Die Grenzziehung im Abschnitt C. Quelle: Schlag 2001: 498

Nach dieser grundlegenden Entscheidung ging die Arbeit des Grenzregulierungsausschusses in die letzte Phase. Der Grenzverlauf wurde in den Monaten Oktober und November 1922 in den meisten Abschnitten gekennzeichnet und ausgepflockt. In einigen kleineren Bereichen, wie Halbthurn, Pamhagen und Güns musste noch einmal verhandelt werden. Mitte November 1922 sanktionierte die Botschafterkonferenz alle Einigungen. Danach kam es noch zu einer Änderung der Grenze im Bereich des Umlandes von Güns. Die beiden Gemeinden Rattersdorf und Liebling wurde von Österreich eingetauscht. Ungarn erhielt dafür die beiden kroatisch bevölkerten Orte Bleigraben und Prostrum. Diese Lösung wurde am 22. November 1922 vom Vorsitzenden des Grenzregulierungsausschusses Major Jocard gebilligt und am 27. Jänner 1923 vom Botschafterrat (Conference des Ambassadeurs) in Paris genehmigt.

Die Arbeit des Grenzregulierungsausschusses war Anfang Dezember 1922 im Wesentlichen erledigt. Am 19. Dezember 1922 fand die letzte Sitzung im Jahre 1922 statt, bei der sich auch der japanische Delegierte im Grenzregulierungsausschuss verabschiedete. Er reiste noch im Dezember in seine Heimat zurück.

Eine Anekdote rund um die Arbeit des Grenzregelungsausschusses - zum Schmunzeln⁸

Im Zuge der Forschungsarbeiten für diesen Aufsatz wurde der Autor mit einer Begebenheit konfrontiert, die sich im Zuge der Begehung der Grenzregion im Pinkatal durch den Grenzregelungsausschuss zugetragen haben soll. Eine schriftliche Bestätigung in einer Tageszeitung oder anderen Printmedien der damaligen Zeit fand der Autor nicht. Dennoch erscheint es dem Autor Wert, diese Anekdote zu erzählen. Im Zuge der intensiven Befragungen der Bevölkerung in der Grenzregion durch den Ausschuss soll ein einheimischer Landwirt das japanische Ausschussmitglied in sehr gutem Japanisch angesprochen haben. Oberst Yamaguchi soll sehr erstaunt gewesen sein, dass in dieser doch etwas abgelegenen Gegend ein einfacher Bauer Japanisch beherrschte. Im Zuge des Gespräches erklärte der Bauer dem japanischen Oberst, das er den Ersten Weltkrieg in japanischer Kriegsgefangenschaft verbracht hatte, gut behandelt wurde und im Kriegsgefangenenlager zum Zeitvertreib Japanisch gelernt habe. Möglicherweise machte diese Begebenheit auf Oberst Yamaguchi einen nachhaltigen Eindruck, so dass er damals in einer Sachfrage die Grenzziehung betreffend nicht ganz objektiv urteilte.

Eine Anekdote aus dem Grenzgebiet zwischen Jugoslawien und Österreich⁹

Im Sommer 1920 besichtigte eine interalliierte Grenzkommission die neue Grenze zwischen Österreich und Jugoslawien in der Südsteiermark. In der Kommission war auch ein japanischer Offizier vertreten. Damals waren viele Fragen ungelöst, vor allem die Situation von Ortschaften, welche durch die neue Grenze zerschnitten wurden. Eine wahre Begebenheit, wie ein einzelner Bürger die Kommission positiv für Österreich beeinflussen konnte, ist aus der Ortschaft St. Lorenzen überliefert. St. Lorenzen wäre nach der Ansicht der Alliierten in Paris geteilt worden, sodass die Grenze mitten durch den Ort verlaufen wäre. Eine Maria Praßnig vulgo „Meßnerbäuerin“ aus St. Lorenzen wurde damals zur Heldin, als sie sich vor dem japanischen Offizier, welcher an diesem Tage die Leitung der Kommission innehatte, auf den Boden niederwarf und bat, dass er die Grenze so verlaufen lassen möge, dass ihr Heimatdorf St. Lorenzen nicht geteilt würde. Der japanische Offizier bestand trotz der Einwände des serbischen Kommissionsmitgliedes auf einer Begehung der Gegend. Er ließ sich in die Verhältnisse genau einweisen und entschied danach, dass die Ortschaft St. Lorenzen ungeteilt zu Österreich kommen sollte.

⁸ Die Anekdote wurde dem Autor von Gerald Schlag, dem Verfasser des Buches *Aus Trümmern geboren...*, erzählt. Es konnte bislang keine Quelle gefunden werden, die die Echtheit der Begebenheit beweist.

⁹ Müller und Obersteiner 2005: 149.

Schlussbemerkungen

Die Geschichte ist voller stiller Helden. Yamaguchi Jūhachi ist in seiner Heimat gänzlich unbekannt. Unverdienterweise ist er auch in Österreich unbekannt, obwohl er mit seinen objektiv motivierten Entscheidungen mit dazu beigetragen hat, dass das Burgenland damals bei der Grenzziehung nach dem Ersten Weltkrieg seine heutige Gestalt erhalten hat.

Die Aufarbeitung der kurzen, aber sehr arbeitsreichen Tätigkeit des Grenzregelungsausschusses für die Grenzziehung zwischen Österreich und Ungarn hat gezeigt, dass es von Vorteil ist, in solche Kommissionen und Ausschüsse nur Personen zu entsenden, die aus Ländern stammen, die keine territorialen Interessen berücksichtigen müssen.

Literatur

Kinder, Hermann und Werner Hilgemann

1966 *Dtv-Atlas zur Weltgeschichte. Band 2: Von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart*. München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Körner-Lakatos, Erich

2005 *Ein Japaner zog Österreichs Grenze und weitere 62 Merkwürdigkeiten der Weltgeschichte*. Wien: W3-Verlags-Gesellschaft (=Zur Zeit: Die Edition 5).

Lerch, Theodor Edler von

o.J. *Erinnerungen eines österreichisch-ungarischen Generals. Japan*. Manuskript. Wien: Kriegsarchiv.

Müller, Helmut-Theobald und Gernot Peter Obersteiner (Hg.)

2005 *Geschichte und Topographie des Bezirkes Deutschlandsberg: mit Filmdokumenten zur Geschichte und Gegenwart des Bezirkes Deutschlandsberg*. Graz: Steiermärkisches Landesarchiv Deutschlandsberg : Bezirkshauptmannschaft Deutschlandsberg (=Große geschichtliche Landeskunde der Steiermark 3).

Schlag, Gerald

2001 *Aus Trümmern geboren...: Burgenland 1918-1921*. Eisenstadt: Burgenländisches Landesmuseum (=Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 106).

Sieche, Erwin

1996 *Rot-weiss-rot auf gelbem Meer: Tsingtao 1914*. Wien: Verlagsbuchhandlung Stöhr (=Österreichische Militärgeschichte 4).

MIZUUCHI Ryūta

Der Anschluss und seine Folgen für die Judenpolitik Japans

Dieser Beitrag ist Teddy Kaufman, Daniel Friedmann und all meinen Freuden in Israel gewidmet, die mir die Gelegenheit dazu gaben und mich ermutigten, den noch nicht vollständig erforschten japanisch-jüdischen Beziehungen nachzugehen.

1. Einführung

Als 1938 Österreich um seine Existenz kämpfte und diesen Kampf schlussendlich verlor, war Japan mit einer aufkeimenden Problematik konfrontiert. Es handelte sich um die Auswanderung von Juden, die unmittelbar nach dem Anschluss im März 1938 begann – und zwar aus jenem Land, mit dem sich Japan auf ein Bündnis eingelassen hatte.

Berlin übte in diesen Jahren zunehmend Druck auf die japanische Regierung aus, dieselbe Politik mitzutragen wie das Dritte Reich, doch konnte Japan die unmenschliche Dimension dieser Politik nicht ignorieren. So befand sich Tokio in einer Zwickmühle. Schließlich wurde Ende des Jahres 1938 ein Regierungsbeschluss gefasst, der das Schicksal vieler Menschen in den darauffolgenden Jahren wesentlich mitbestimmen sollte.

Im Folgenden befasste ich mich mit der Entwicklung dieses Entscheidungsprozesses, wie unsere Vorgänger – japanische Diplomaten – sie sahen und darauf reagierten, wie es dann zum Beschluss der so genannten Fünf-Minister-Konferenz am 6. Dezember 1938 kam, und was sich danach ereignete.

2. Vorgeschichte – bis zum Schauplatz Harbin

Legt man die geradezu mythische Hypothese zur „japanisch-jüdischen Verwandtschaft“¹ beiseite, so kamen die ersten Juden mit der Öffnung des Landes im späteren 19. Jahrhundert nach Japan. So existierten seit der Meiji-Periode in Yokohama und Kobe kleine jüdische Siedlungen, deren Bevölkerungszahl jedoch nicht weit über 500 hinausging. Aus diesem Grund war in Japan weder die Basis für den Antisemitismus, noch genügend Kenntnis über die Judenfrage vorhanden. Dieser Umstand prägte den Entscheidungsprozess in den folgenden Jahrzehnten.

Im Bankier Jacob Schiff, der Japan in der Führung des Russisch-Japanischen Krieges 1904-05 finanziell unterstützt hatte, erkannte Tokio den Reichtum und den politischen Einfluss des Judentums. Nach der Russischen Revolution und der militärischen Intervention der westlichen Mächte in Sibirien, an der sich auch Japan beteiligte, wurde das Gedankengut des Antisemitismus („Protokolle der Weisen von Zion“) erstmals nach Japan gebracht. Der später als der beste Kenner der Judenfrage geltende Oberst Yasue Norihiro war der Übersetzer der Protokolle und machte als ausgesprochener Antisemit den Beginn seiner Karriere.

Mit der Machtergreifung der japanischen Kwantung Armee 1931 in der Mandschurei übernahm man auch das bunte ethnische Mosaik der dortigen Bevölkerung. Vor allem Harbin stand im Mittelpunkt der russischen Ostasien- und Chinapolitik. Ein Zehntel der dortigen städtischen Bevölkerung waren Russen, wovon wiederum ein Zehntel Juden waren. Auch in der russischen Bevölkerung nisteten sich jedoch Antisemiten ein, und es kam häufig zu Gewalttaten der russischen Banden an Juden – Umstände, die für Japaner völlig unbekannt waren, jedoch immerhin der jüdischen Gemeinde in Harbin den Anlass dazu boten, sich an die japanischen Machthaber anzunähern.

Teddy Kaufman zufolge² – sein Vater, Abraham, war prominenter Arzt und der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Harbin – trugen Major Kawamura Aizō (Amtszeit 1936 – Juli 1938) von der Gendarmerie Harbin und Generalmajor Higuchi Ki'ichirō (Amtszeit August 1937 – Juli 1938), Chef des Geheimdienstes der Kwantung Armee in Harbin, maßgeblich zur Aufnahme der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Japanern und Juden in Harbin bei (Kaufman 2006:115-116). General Higuchi wurde bekannt, als er

1 Man sagt etwa, dass einer der verlorenen Stämme der Israeliten nach Osten gewandert sein und sich in Japan niedergelassen haben soll. Demnach soll der im Altertum dem Kaiserhaus nahestehende Hata-Klan auch aus Nachkommen der Israeliten bestanden haben.

2 Teddy (Theodore) Kaufman (geb. 1924) ist Vorsitzender der „Association of Former Residents of China“ in Israel. Der Verfasser verdankt ihm zahlreiche Dokumentationen aus erster Hand sowie Denkanstöße.

im Dezember 1937 beim „ersten Judenkongress im Fernen Osten“ in Harbin als „Ehregast“ auftrat und eine extrem pro-jüdische Begrüßungsrede hielt. Daraufhin brachte die Deutsche Botschaft in Tokio gegen ihn eine Protest-Demarche ein (Fernschreiben der Deutschen Botschaft in Tokio (gez. Noebel) an das Auswärtige Amt in Berlin vom 27. Januar, 1938: „Inhalt: Auftreten des japanischen Generals Higuchi auf dem Kongress der jüdischen Gemeinden des Fernen Osten in Harbin.“). Nach einem Fernschreibenwechsel zwischen dem japanischen Generalkonsul in Harbin und dem Außenministerium in Tokio wurde schließlich beschlossen, dass dieser Auftritt als privater Natur zu gelten hatte³.

Higuchi behauptet sogar in seinen Memoiren, er habe noch vor dem erwähnten Judenkongress 20.000 aus dem Dritten Reich fliehende Juden gerettet, die als Folge der Judenverfolgung durch die Nationalsozialisten an der sowjetisch-mandschurischen Grenze gestrandet seien (Higuchi 1999:351-358). Higuchis Gefolgsmann Kawamura bestreitet dies, und verschiebt in seinen Memoiren den Zeitpunkt der angeblichen Rettungsaktion auf Anfang März 1938 (Kawamura 1999:363-364; Zenkoku Ken-yū-kai 1967:770-771). Unter den Forschern der japanisch-jüdischen Beziehungen ist dieser Vorfall heute noch umstritten. Sicher ist jedoch, dass die Transsibirische Eisenbahn einer der sichersten Wege für Juden werden sollte, der ihnen später die Flucht in die Freiheit ermöglichte. Auf diesen Punkt werde ich im folgenden Kapitel noch genauer eingehen.

3. Der Anschluss und seine Folgen

Der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien zufolge wohnten im Mai 1938 180.000 Juden in der „Ostmark“, darunter 165.000 in Wien. Drei Jahre später war diese Zahl für die Ostmark auf 39.984 gesunken, davon befanden sich noch 39.884 Juden in Wien. Diese Statistik besagt ferner, dass unter den 141.975 Auswanderern immerhin 19.916 in Asien Zuflucht gefunden hätten (Enigl 2007). Diese Anzahl entspricht ungefähr dem 1940 verfassten vertraulichen Bericht vom Kōain Kachū Renraku-Bu, wonach 1.500 Juden vom September bis Dezember 1938, 4.000 vom Jänner bis März, 6.500 vom April bis Juni, 2.000 im Juli und 4.000 im August 1939 in Shanghai gelandet sein sollen. Der Bericht prognostizierte, dass bis Ende 1939 die Anzahl der in Shanghai lebenden Juden 20.000 übertreffen würde (Kōain Kachū Renraku-Bu 1940).

³ Alle Auszüge aus Fernschreiben und offiziellen Unterlagen der japanischen Regierung in diesem Beitrag beziehen sich auf diese digitalisierten Dokumente: <http://www.jacar.go.jp/>.

Als sich diese jüdische Auswanderung abzeichnete, wurde Japan vor die Entscheidung gestellt, wie es mit den jüdischen Auswanderern umgehen sollte. Andere Länder hatten bereits gegenüber der jüdischen Immigration strikte Regelungen angewendet und waren nicht bereit gewesen, jüdische Einwanderer zahlreich aufzunehmen. Japan war hingegen vergleichsweise liberal, und zwar aus folgenden Gründen: Zum einen befürwortete Japan im Völkerbund die Abschaffung der Diskriminierung aus rassistisch-ethnischen Gründen. Auch nach dem Austritt Japans aus dem Völkerbund blieb die Gleichstellung aller Völker der Welt das wesentliche Prinzip in der japanischen Außenpolitik.

Des Weiteren war jene Rede von General Higuchi beim Judenkongress in Harbin im Dezember 1937 von Bedeutung. Sie galt als Vorbild bzw. Richtlinie in der japanischen Judenpolitik, da sie eine pro-japanische Haltung der in der Mandschurei lebenden Juden und deren Unterstützung für Japans Mandschurei-Politik sichern konnte.

Und schließlich hatten Japan und Deutschland damals ein gegenseitiges Abkommen zur Visafreiheit. Wer einen deutschen Reisepass besaß, konnte problemlos nach Japan einreisen, ungeachtet dessen, ob man Christ oder Jude war.

Für die Einreise von Deutschen nach Japan gab es also keine Beschränkungen. So könnten theoretisch schon mit dem Beginn der jüdischen Auswanderung nach dem Anschluss etliche Juden in Japan eingereist sein. Es gibt jedoch diesbezüglich keine offiziellen Dokumentationen, da kein Mittel bei den Immigrationsbehörden vorhanden war, die „jüdischen“ von den „anderen“ Deutschen zu unterscheiden. Andererseits war Japan für Juden kein besonders attraktives Land als Auswanderungsziel. Fast alle Juden, die ihr Exil in Asien suchten, flohen nach Shanghai. Andere brauchten nur einen Transitweg, um ihr eigentliches Wunschland (meistens die USA) zu erreichen. Auch mit dem mandschurischen Kaiserreich (Mandschukuo) hatte Deutschland als Bündnispartner Japans dasselbe Arrangement zur Visafreiheit. Diese Umstände erleichterten Juden die Flucht aus dem Dritten Reich über die transsibirische Eisenbahn nach Ostasien. Neben den Schiffsrouten von Europa nach Nord- und Südamerika oder Asien war die transsibirische Eisenbahn wie bereits erwähnt einer der wenigen noch verbleibenden Fluchtwege für jüdische Auswanderer und galt, nachdem die Flucht über die Schiffsrouten später für Juden erschwert worden war, sogar als die einzige Möglichkeit in die freie Welt.

4. Schauplatz Generalkonsulat Wien und die japanische Diplomatie

Das Japanische Generalkonsulat in Wien - mit dem Anschluss und dem Verschwinden des österreichischen Staates wurde die Botschaft in Wien zu einem Generalkonsulat „herabgestuft“.- wurde vom März nach dem Anschluss bis Ende September 1938 von vielen Juden aufgesucht. Es stellte in diesen letzten Tagen mehr als 50 „Visafreiheitszeugnisse“ pro Tag aus (insgesamt 400 solcher Zeugnisse seit Mai 1938). Dabei handelte es sich um Zeugnisse, die bestätigten, dass für die Einreise nach Japan kein Visum notwendig war. Der äußerst fachkundige Generalkonsul Yamaji zeigte sich über die Konsequenzen der liberalen Einreiseregulungen Japans sehr besorgt und ersuchte um Anweisung aus Tokio zu folgenden Fragen: Kann das „Visafreiheitszeugnis“ wie bisher ausgestellt werden? Was wären die Kriterien, wenn irgendwelche Einschränkungen einzuführen seien, wie etwa die Vorlage von Bargeld bei der Landung? Kann ein Reisedokument (*tokō-shōmei-sho*) für staatenlose Juden ebenso wie für andere Staatenlose ausgestellt werden? Diese Frage war relevant, da Staatenlose keine Reisepässe von einer Regierung bekamen. Für sie fungierten die *tokō-shōmei-sho*, welche sie (einmalig) zur Einreise nach Japan berechtigten. Eine weitere Frage war, welche Maßnahmen bezüglich der Behandlung von Juden in Erwägung gezogen wurden (Fernschreiben #39 vom Generalkonsul Yamaji an Außenminister Konoe vom 30. September 1938).

Daraufhin wurde in Tokio eine Sitzung des Komitees für Juden- und Muslimfragen einberufen. Dieses befand, dass die Einwanderung von zahlreichen Juden nach Japan in Zeiten des Kriegszustandes nicht erwünscht sei, jedoch die Einführung von Einschränkungen für jüdische Auswanderer aus (dem ehemaligen) Österreich äußerst schwierig wäre.

Es war von Anfang an klar, dass man Juden und Nicht-Juden nicht unterscheiden konnte, solange sie einen gültigen deutschen Reisepass besaßen. Auch wollte Japan von der internationalen Gemeinschaft nicht als anti-semitisch abgestempelt werden. Der Grundtenor in der japanischen Regierung war jedoch der, dass eine massenhafte Judeneinwanderung nach Japan in einer Krisensituation (im damaligen Kriegszustand in China) nicht erwünscht sei (Protokoll der Sitzung des Komitees für Juden- und Muslimfragen vom 5. Okt. 1938). So bekam Yamaji vom Außenministerium eine Anweisung als Antwort, die wie folgt lautete: Das „Visafreiheitszeugnis“ soll nicht ausgestellt werden und man möge die Flüchtlinge von der Einreise nach Japan abbringen (Fernschreiben #33 vom Außenminister Konoe an Generalkonsul Yamaji vom 7. Okt. 1938).

Zugleich schickte Tokio eine weitere Anweisung an alle Vertretungen im Ausland. Diese Anweisung war jedoch schwer durchführbar. Für staatenlose Flüchtlinge sollten keinerlei Reisedokumente (*tokō-shōmei-sho*) ausgestellt werden. Für Flüchtlinge aus Nationen, mit denen Japan ein gegenseitiges Abkommen zur Visafreiheit hatte, sollten weder Visa noch „Zeugnisse“ jeglicher Art ausgestellt werden. Es wurde gebeten, diese von der Reise nach Japan abzubringen. Darüber hinaus sollten Flüchtlingen anderer Nationalitäten ebenfalls keine Visa erteilt werden. Diese Maßnahmen beschränkten sich nicht auf Juden, sondern betrafen alle Ausländer im Rahmen der gültigen Einreiseregulungen (Fernschreiben #1447 vom Außenminister Konoe an Auslandsvertretungen Japans vom 7. Okt. 1938).

Dazu meinte Yamaji zu Recht, dass Staatsbürger von Ländern mit gegenseitiger Visafreiheit beliebig nach Japan einreisen könnten, ohne sich vorher bei den japanischen diplomatischen Vertretungen gemeldet zu haben. Er legte sogar seiner Regierung nahe, ein totales Einreiseverbot für solche Flüchtlinge zu verhängen (Fernschreiben #50 vom Generalkonsul Yamaji an Außenminister Konoe vom 17. Okt. 1938), was von Tokio jedoch abgelehnt wurde (Fernschreiben #35 vom Außenminister Konoe an Generalkonsul Yamaji vom 18. Okt. 1938).

5. Bestrebungen zur Eindämmung von Flüchtlingsströmen

Diesem Fernschreibwechsel ist zu entnehmen, dass die japanische Regierung nicht auf eine so massive Judenauswanderung vorbereitet war. Ihr standen auch keine wirksamen Gegenmaßnahmen zur Verfügung. Als ein deutscher Diplomat in Paris durch einen jüdischen Jugendlichen ermordet wurde und daraufhin die Reichskristallnacht folgte, erhöhte sich der Auswanderungsdruck auf Juden weiter.

Yamaji machte ferner auf die neue Regelung aus Berlin aufmerksam, derzufolge nun der große rote Buchstabe „J“ auf den Reisepass eines jeden jüdischen Staatsbürgers gestempelt sei (Fernschreiben #50 vom Generalkonsul Yamaji an Außenminister Konoe vom 17. Okt. 1938). Kurz danach wurde von der Ankunft von sechs jüdischen Jugendlichen aus Wien an der sowjetisch-mandschurischen Staatsgrenze am 27. Oktober 1938 berichtet (Bericht von Vize-Konsul Matsuda in Manchuli an Außenminister Arita vom 1. Nov. 1938; dieser Bericht wurde in Tokio im Zeitraum vom 8. bis 11. November im Außenministerium gesichtet). Somit waren diese Sechs die ersten jüdischen „Flüchtlinge“, die ins Archiv des japanischen Außenministeriums eingetragen wurden⁴.

⁴ Einer dieser sechs Juden war Karl Friedmann, dessen Sohn, Daniel, ich in Israel durch die Vermittlung von Teddy Kaufman kennenlernte.

Es zogen weitere, meistens aus Wien stammende „Flüchtlinge“ durch die Mandschurei, und Tokio wurde unter Druck gesetzt, dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Zwischenzeitlich kam es zu Vorfällen und einige Juden wurden von den Behörden verhaftet. Dr. Abraham Kaufman sah sich daher gezwungen, sich bei den japanischen Behörden zu beschweren. Einer im Yad Veshem aufbewahrten, auf Jiddisch geführten Aussage von Dr. Abraham Kaufman aus dem Jahr 1968 zufolge wurden an einem Tag acht Menschen in Harbin von der Polizei verhaftet. Daraufhin sei er zum „Vorsteher des japanischen Außenministeriums“ gegangen und habe gegen die Festnahmen protestiert. Daraufhin versuchte Oberst Yasue Yasuhiro, Judenexperte der japanischen Armee und Chef des Geheimdienstes in Dairen, sein Hauptquartier (das Heeresministerium) dazu zu bringen, die strenge Vorgehensweise der lokalen Behörden zu mildern.

Die Aussicht für die jüdischen Auswanderer war nicht allzu vielversprechend. Denn das Außenministerium schickte am 1. Dezember ein Rundschreiben an andere Ministerien und berief damit eine interministerielle Besprechung ein. Dabei sollten unter anderem die Maßnahmen dafür detailliert besprochen werden, „wie die Einreise derartiger Flüchtlinge in den Fernen Osten eingedämmt werden könne“ (Zirkularnote des Außenministeriums vom 1. Dez. 1938 an andere Ministerien mit dem Titel: „Betrifft: Maßnahmen bezüglich der Einreise jüdischer Flüchtlinge in den Fernen Osten“).

6. Die Fünf-Minister-Konferenz

Zwischen dem 1. Dezember, an dem das Rundschreiben vom Außen- an die anderen Ministerien geschickt worden war, und dem 6. Dezember, an dem der Beschluss der Fünf-Minister-Konferenz fiel, dürfte ein kleiner Machtkampf zwischen diesen fünf Ministerien geführt worden sein. Daran waren Außen-, Heeres-, Marine-, Innen-, und Finanzminister der damaligen Regierung beteiligt. In dieser Phase der interministeriellen Besprechung ging die Federführung in einer markanten Weise vom Außen- ans Heeresministerium über. So kam der erste, handschriftlich verfasste Entwurf des Beschlusses nicht, wie in solchen Fällen sonst üblich war, vom Außen-, sondern vom Heeresministerium. Das Außenministerium übernahm ihn nur und leitete ihn dann in der Druckversion an die anderen Ministerien weiter. Es war ein Text, der – im Gegensatz zum Ausruf des vom Außenministerium ausgegangenen Rundschreibens – bereits ausgesprochen judenfreundlich geworden war. Dieser Entwurf setzte sich schließlich – mit ein paar kleineren, im Archiv des Außenministeriums deutlich erkennbaren Änderungen – durch. Der nun im Beschluss festgelegte Text vom 6. Dezember besagte, dass die bereits in Japan, der Mandschu-

rei und China lebenden Juden, genauso wie die Staatsbürger anderer Länder, gerecht behandelt werden würden. Keine abweisenden Maßnahmen würden gegen sie gerichtet werden. Auch die gegenwärtig und künftig nach Japan, in die Mandschurei und nach China einreisewilligen Juden sollten im Rahmen der bestehenden Einreiseregulungen gerecht behandelt werden, genauso wie die Staatsbürger anderer Länder. Aktive Einladung von Juden nach Japan, in die Mandschurei und nach China sollten jedoch vermieden werden, wobei jene Juden ausgenommen waren, die über Finanzmitteln, technisches Wissen und andere, besondere Fähigkeiten verfügten.

Der Originalentwurf des Heeresministeriums sah, zusätzlich zur gerechten Behandlung aller Einreisewilligen, eine aktivere Zulassung der Einreise von „harmlosen“ Menschen, wie denen mit Finanzmitteln und Technik vor, was schließlich in etwas geschwächerter Form im letzten Punkt des Beschlusses Niederschlag fand.

7. Schlussfolgerung

Gewiss gab es Versuche, diesen Beschluss verwässert zu interpretieren. So sandte etwa das Außenministerium bereits am nächsten Tag eine neue Anweisung an die Botschaften im Ausland, in der es hieß, der Beschluss sei, was seine Umsetzung für Japan per se betreffe, auf dieselbe Art und Weise anzuwenden wie die bestehenden Anweisungen (vom 7. Oktober), wobei das Außenministerium ohnehin nur von „Japan per se“ sprechen konnte, da es über die anderen Gebiete (die Mandschurei und dem von der japanischen Armee besetzten Teil Chinas) keinerlei Befugnis hatte (Fernschreiben #1447 vom Außenminister Konoe an Auslandsvertretungen Japans vom 7. Okt. 1938). Diese Anweisungen besaßen der Ansicht des Außenministeriums nach weiterhin Gültigkeit (Fernschreiben #3544 vom Außenminister Arita an Auslandsvertretungen Japans vom 7. Dez. 1938). So versuchte dieses Ministerium Juden – wohl in kleinerer Abweichung von „gerecht“ – „gleichwertig“ wie alle anderen Völker zu behandeln, und zudem die geltenden Einreiseregulungen für alle Ausländer gleichermaßen einzuschränken. Dabei ist durchaus anzunehmen, dass es dem Ministerium sehr schwerfiel, sich dem Wortlaut des Regierungsbeschlusses im Offenen zu widersetzen.

Wie dem auch sei – es scheint, dass die Diplomaten in Tokio noch in diesem Augenblick die Natur der Judenauswanderung nicht vollständig verstanden. Die zu dieser Zeit aus Deutschland (einschließlich des ehemaligen Österreichs) auswandernden Juden waren nämlich keine Staatenlosen, sondern deutsche Bürger mit gültigen deutschen Reisepässen. Also bekamen sie kein Visum, da ihrem völkerrechtlichen Status nach keines notwendig war.

Daran änderte auch der Fünf-Minister-Beschluss gar nichts – und das mag der eigentliche Sinn des Beschlusses gewesen sein.

Der Beschluss – und somit dessen Geist, nämlich die „gerechte Behandlung von Juden“ – blieb bis nach dem Ausbruch des Pazifik-Kriegs im Dezember 1941 in Kraft. Erst einige Zeit später wurde der Beschluss für ungültig erklärt. Die Statistik der trans-mandschurischen Eisenbahn zeigt immerhin, dass sich die gesamte Anzahl der „deutschen“ Einreisenden an der sowjetisch-mandschurischen Grenze im Zeitraum von 1938 bis 1940 auf ca. 4.400 belief, wovon ein Großteil Juden gewesen sein müssten. Daran, dass der Fünf-Minister-Beschluss diesen Weg offen hielt, kann kein Zweifel bestehen (Itō 2001).

8. Epilog oder die eigentliche Schlussfolgerung

Wie oben schon erwähnt, ist in der letzten Phase des Fünf-Minister-Beschlusses ein bemerkenswerter Gesinnungswandel der japanischen Regierung zu erkennen. Als das Außenministerium die Konferenz ausrufen wollte, sah es so aus, als wollte Tokio die Einreise von Juden als Ganzes erschweren oder einschränken. Dazu kam es nicht. Stattdessen gelang es in dieser Phase dem Heeresministerium dem Außenministerium den Wind aus den Segeln zu nehmen.

Es scheint mir fast sicher zu sein, dass dabei jener General dahintersteckte, der ein Jahr zuvor, im Dezember 1937, in Harbin jene extrem pro-jüdische Rede beim ersten Judenkongress im Fernen Osten gehalten hatte – nämlich General Higuchi Ki'ichirō.

Higuchi wurde wegen dieser Rede - und vermutlich aus Rücksichtnahme auf die Forderung der Deutschen Botschaft in Tokio - im Juli 1938, nach nicht einmal einjährigem Dienst, von seinem Amt als Chef des Geheimdienstes in Harbin, entlassen, zusammen mit seinem Getreuen Gendarmerie-Major Kawamura Aizō. Higuchi war dadurch jedoch keinesfalls bestraft worden, denn er wurde vom Generalmajor zum Generalleutnant befördert und hatte, zum Zeitpunkt des Fünf-Minister-Beschlusses, eine noch wichtigere Funktion inne, nämlich den Posten des Leiters der Abteilung II im Generalstab in Tokio. Als solcher war er für das gesamte Nachrichtendienstwesen der japanischen Armee zuständig, und war daher bestens darüber informiert, was in der Mandschurei vor sich ging. Er war also nicht nur in der Lage, am Entwurf des Beschlusses mitzuwirken, sondern könnte möglicherweise selber den Text entworfen haben.

Karl Friedmann, der als erster jüdischer „Flüchtling“ in den Bericht des japanischen Vize-Konsuls bezüglich des Vorfalls an der mandschurisch-sowjetischen Grenze eingetragen wurde, schrieb am 21. Oktober 1938 einen Brief an seine Gebrüder in Shanghai und berichtete:

[...] Ich kann Euch nichts mehr von dem drei Stunden lang währenden Ringen [Anm.: Ermittlungen] berichten, doch das Ergebnis war überraschend. [...] Dass uns der Kommissär sagen ließ, er ersuche uns, nicht nach Shanghai zu fahren, sondern in Harbin zu bleiben, wir würden alle Arbeitsmöglichkeiten bekommen [...]. (Abschnitt eines Briefes Karl Friedmanns an seine Gebrüder vom 21. Okt 1938, dessen Kopie Daniel Friedmann dem Verfasser freundlicherweise zur Verfügung stellte)

Bemerkenswerterweise führte auch Higuchi in seinen Memoiren zu seiner „Rettungsaktion der Juden“ folgendes an:

[...] Ich äußerte meinen Wunsch gegenüber meinen Leuten, aus diesen Flüchtlingen solche ausfindig zu machen, die zum Fortschritt der japanischen Wissenschaft beitragen könnten [...]. (Higuchi 1999:252-253)

Nun liegt es auf der Hand, dass der letzte Punkt des Fünf-Minister-Beschlusses bzw. der Zusatz des Heeresministeriums im Bezug auf Einreisewillige diesen beiden Ausführungen entspricht. Als Chef des Geheimdienstes im Generalstab war sich Higuchi des Vorfalls an der Grenze bewusst, über den der „Kommissär“ – oder Higuchis langer Arm – nach Tokio berichtet haben muss. Durch ihn ließ Higuchi Karl Friedmann indirekt fragen, ob er und seine Gruppe in Harbin bleiben wollten, statt nach Shanghai weiterzufahren.

Das scheint mir die wahre Geschichte der von Higuchi in seinen Memoiren erwähnten Rettungsaktion von 20.000 Juden gewesen zu sein. Higuchi sah die „jüdischen Flüchtlinge“ sicher nicht vor Augen, sondern erfuhr davon durch geheimdienstliche Kundschaft. Die Anzahl der geretteten „Flüchtlinge“ wurde dementsprechend übertrieben und die Zeitangaben sind verschwommen. Schließlich ist es aber Higuchis Rolle beim Fünf-Minister-Beschluss zu verdanken, dass Juden, die vermutlich den Großteil jener fast 4.400 Einreisenden in die Mandschurei aus Deutschland ausmachten, im Zeitraum vom Oktober 1938 bis 1940 die mandschurisch-sowjetische Grenze überqueren konnten, weshalb Higuchi Anspruch auf entsprechende Aufmerksamkeit – und Respekt – erheben kann.

Literatur

Enigl, Marianne

2007 „Zeitgeschichte: Die Bürokratie der Opfer – Österreichs Juden: Ihr Leben und Sterben“, *profil*, Ausgabe vom 30.06.2007.

Higuchi Ki'ichirō

1999 *Rikugun Chūjō Higuchi Ki'ichirō Kaisōroku* (Die Memoiren des Generalleutnants Higuchi Ki'ichirō). Tokio: Fuyō Shobō.

Itō Akira

2001 „Kiroku – Yudaya nanmin ni ‚Jiyū e no michi‘ o hiraita hitobito“ (Chronik – Die Menschen, die den jüdischen Flüchtlingen den „Weg in die Freiheit“ eröffneten), *Kankō Bunka* 150.

Kaufman, Teddy

2006 *The Jews of Harbin Live in My Heart*. Tel Aviv: Association of Former Jewish Residents of China in Israel.

Kawamura Aizō

1999 “Kaisetsu – Man-So kokkyō no Yudayajin nanmin kyūshutsu ni tsuite” (Kommentar zur Rettung der jüdischen Flüchtlinge an der mandschurisch-sowjetischen Grenze), Higuchi Ki'ichirō (Hg.): *Rikugun chūjō Higuchi Ki'ichirō kaisōroku* (Die Memoiren des Generalleutnants Higuchi Ki'ichirō). Tokio: Fuyō Shobō.

Kōain Kachū Renraku-Bu

1940 *Hōkokusho*. O.O.

Kokuritsu Kōbunshokan – Ajia Rekishi Shiryō Sentā

k.A. <http://www.jacar.go.jp/> (zuletzt besucht am 13. Juli 2011).

Zenkoku Kenyūkai Hensan Iinkai (Hg.)

1976 *Nihon kenpei seishi* (Die wahre Geschichte der japanischen Militärpolizei). Tokio: Zenkoku Kenyūkai Rengōkai Honbu.

Harald PÖCHER

Die Geschäftsverbindungen der Firma Böhler zu Japan



Abb. 1: Titelblatt des unveröffentlichten Manuskripts *Böhler in Japan*. Quelle: Archiv der Firma Böhler.

Die Herstellung und Vermarktung von Stahl und Stahlprodukten jeglicher Art wurde im Zeitalter der industriellen Revolution ab der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Industriezweig und Wirtschaftsfaktor. Auch die k.u.k. Donaumonarchie entwickelte sich in jener Epoche zu einem modernen und leistungsfähigen Industriestaat, der in den Landesteilen Österreich und Böhmen über eine Reihe von exzellenten Betrieben der Stahlerzeugung verfügte. Besonders begünstigt war im Landesteil Österreich die Obersteiermark, da sie über den Rohstoff Eisenerz am Erzberg verfügte und auch verkehrsgünstig für den Antransport von Kohle als Energiequelle für den Schmelzvorgang des Eisenerzes gelegen war. Die Mur-Mürz-Furche wiederum wurde dadurch zu einer wichtigen Industrieregion der Monarchie. In dieser Region wurde der Ort Kapfenberg zu einem bedeutenden Standort für die Erzeugung von Stahl und Stahlprodukten, die auch von der Firma Böhler produziert wurden.

Im Jahre 1869 nahmen Japan und Österreich erstmals diplomatische Beziehungen auf. Japan war seit seiner Öffnung (1854) interessiert, rasch an den

Standard der westlichen Industriestaaten aufzuschließen. Man schickte daher die fähigsten Fachleute der einzelnen Sparten in das Ausland, um die modernen Methoden der Industrie zu studieren. Sehr bald hatte man daher auch bereits den Mut, an der Weltausstellung in Wien 1873 teilzunehmen. Bei dieser Ausstellung zeigten die einzelnen Nationen ihre innovativsten Produkte. Japan dürfte damals auch mit den Stahlprodukten der Firma Böhler in Kontakt gekommen sein. Aus der Sichtweise eines Ökonomen ist es daher interessant zu untersuchen, wie in Folge der Vertiefung der diplomatischen Beziehungen beider Länder die Wirtschaftskontakte des Industrieunternehmens Böhler zu Japan überhaupt zustande kamen und wie sie sich im Laufe der Zeit weiterentwickelten. Die Untersuchung soll auf den Zeitraum 1918 bis 1938 (1945) eingeschränkt werden.

1. Von der Gründung der Firma Böhler bis zum Ende des Ersten Weltkrieges

Um den Geschäftsgang der Firma Böhler in Japan während der Zwischenkriegszeit besser verstehen zu können ist es von Nutzen, die Firmengeschichte des Unternehmens Böhler seit der Gründung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1918 zumindest im Überblick zu erläutern. Daher dient dieses Kapitel der Einführung in die Firmengeschichte.

Die Gründerjahre

Die Firma „Böhler & Co“ wurde am 15. April 1870 in Wien durch Albert und Emil Böhler sowie Georg Kiefer gegründet. Der Geschäftszweck war der Vertrieb des in Kapfenberg in der Obersteiermark hergestellten Qualitätsstahls (eine ausführliche Darstellung der Geschichte der Stahlerzeugung bieten Boehler 1941 und Gebrüder Böhler & Co. 1970). Bald nach der Gründung und zusätzlich beflügelt durch die bereits erwähnte Weltausstellung in Wien 1873 entstand der Markenbegriff „Böhlerstahl“. Begehrt waren die Produkte der Firma Böhler vor allem beim Militär, da Böhler die hochwertigsten Stahlprodukte - unter anderem Gewehrlaufrohlinge als Spezialprodukt - herstellen konnte.

Innerhalb der ersten 25 Geschäftsjahre wurde das Werk in Kapfenberg modernisiert und erweitert, sodass die Böhlerwerke in der Obersteiermark damals einer der modernsten Industriebetriebe der Monarchie, wenn nicht sogar von ganz Europa waren. „Böhlerstahl“ war in ganz Europa begehrt, sodass die Firma Böhler in den wichtigsten Industriestaaten Europas Filialen und große Lager angelegt hatte. Es gab Filialen und Lager in Russland, Frankreich,

Großbritannien und Dänemark. 1894 erwarben die Gebrüder Böhler das Werk in Kapfenberg. Die Abbildung 2 gibt einen Einblick in das Werksgelände der damaligen Böhlerwerke.

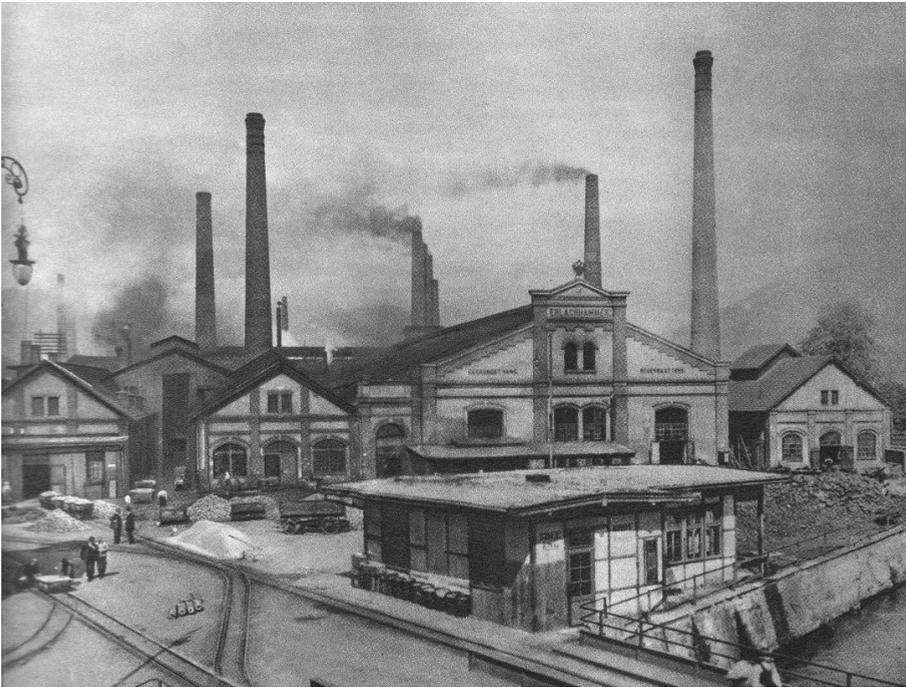


Abb. 2: Die Böhlerwerke um 1890; Quelle: Archiv Autor

Der Besuch von Oberst Murata Tsuneyoshi in Kapfenberg

Die Geschäftstätigkeit der Firma Böhler zog nicht nur europäische Kunden an, sondern auch solche aus aller Welt, darunter auch Japan, das sich damals nach der Öffnung zu Beginn der Meiji-Periode (1868 bis 1912) bemühte, mit dem Westen in allen Bereichen des Lebens gleichzuziehen. Die wichtigste Delegation aus Japan, welche auf den weiteren Geschäftsgang der Firma Böhler mit Japan großen Einfluss haben sollte, war der Besuch von Oberst Murata Tsuneyoshi im Jahre 1889 im zu jener Zeit noch verschlafenen und kleinen obersteirischen Städtchen Kapfenberg. Oberst Murata war damals der Direktor des Arsenal von Tokio, des wichtigsten Rüstungsbetriebes in Japan, und damit verantwortlich für die Produktion von Waffen höchster Qualität und Präzision. Er war auf der Suche nach Stahl für seine Gewehre nach einer Reise durch mehrere Staaten Europas in Kapfenberg gelandet.

Oberst Murata Tsuneyoshi war ein hoch dekoriertes Offizier, Veteran des Boshin-Krieges (1868 bis 1869) und der Entwicklungsverantwortliche des ersten modernen Militärgewehres in Japan. Seine Konstruktionen wurden als Gewehr Murata Modell 13, 18 und 22 bei den japanischen Streitkräften verwendet (die Zahl hinter dem Modell steht für das Jahr der Einführung bei den Streitkräften. Die Jahresangabe ist bezogen auf die Regentschaft des Meiji-Tennō (s. oben). Murata Modell 13 bedeutet somit nach Europäischer Jahresangabe das Jahr 1880). Es war die wichtigste Bewaffnung der



Abb. 3: Oberst Murata Tsuneyoshi. Quelle: Archiv des Autors

Infanterie bis zum Ende des Russisch-Japanischen Krieges (1904 bis 1905). Oberst Murata wusste um die Qualität des Stahles von Böhler Bescheid, da er während einer Studienreise im Jahre 1875 durch Deutschland, Schweden und Frankreich auch von der Qualität des steirischen Stahles Kenntnis erhalten haben dürfte. Als Direktor des Arsenal von Tokio benötigte er für die Rüstungsproduktion die besten Materialien. Dies führte ihn 1889 nach Europa und so auch nach Kapfenberg zu Böhler. Über Details der Ankunft und des Aufenthaltes der japanischen Delegation ist nichts überliefert. Es ist allerdings der Nachwelt erhalten geblieben, dass die Japaner an den Produkten von Böhler Gefallen fanden und es nach dem Besuch sehr rasch zu Geschäftskontakten kam (vgl. Boehler 1941:28ff).

Da die Firma Böhler in Japan noch keine eigene Geschäftsstelle hatte, wurde das Japangeschäft über das Handelshaus Faber Brandt abgewickelt, dessen Eigentümer ein Schweizer war, der mit einer Japanerin verheiratet war. Die Geschäfte entwickelten sich äußerst günstig; sowohl das Heer als auch die Marine bestellten, aber auch Bergwerke und Eisenbahngesellschaften waren sehr bald Kunden bei Böhler und orderten Stahl und Stahlprodukte für den Bergbau und für den Ausbau des Schienennetzes der Eisenbahn. Da die Geschäfte so gut florierten und das Handelshaus Faber Brandt nicht in der Lage war, alle Anfragen nach Produkten der Firma Böhler zu erfüllen, beschloss Böhler zum Vertrieb seiner Produkte im Jahre 1907 eigene Filialen in Ostasien zu errichten. Die erste solche Filiale entstand in China in der Stadt Shanghai. Danach war es nur mehr eine Frage der Zeit bis in Japan die ersten Niederlassungen errichtet wurden.



Abb. 4: Oberst Murata Tsuneyoshi in der Mitte mit Hut. Quelle: Archiv des Autors

Die Gründung von Niederlassungen in Japan und die Geschäfte während der Zeit des Ersten Weltkrieges

1908 erfolgte die Gründung der ersten Filialen der Firma Böhler in Japan in den Städten Tokio, Osaka und Moji, heute ein Teil von Kitakyūshū. Mit der Gründung der Niederlassungen in Japan wurde Ingenieur Leon Goebel beauftragt. Innerhalb der ersten Jahre konnten die Niederlassungen, die mit japanischen Angestellten arbeiteten, bereits gute Umsätze erzielen. Goebel selbst verließ das Unternehmen und wurde österreichischer Offizier. Im Sommer 1918 wurde er während der Besetzung der Ukraine von Bolschewiken getötet. Die nachstehende Abbildung 5 zeigt zwei der Filialen von Böhler in Japan.

In den wichtigen Jahren knapp vor dem Ersten Weltkrieg wurden ab 1911 Richard und Heinrich Böhler mit der Leitung der Niederlassungen in Japan beauftragt. Die Zeit ab 1911 bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges gilt auch als Zeit der großen Geschäfte der Firma Böhler mit Ostasien und im Besonde-

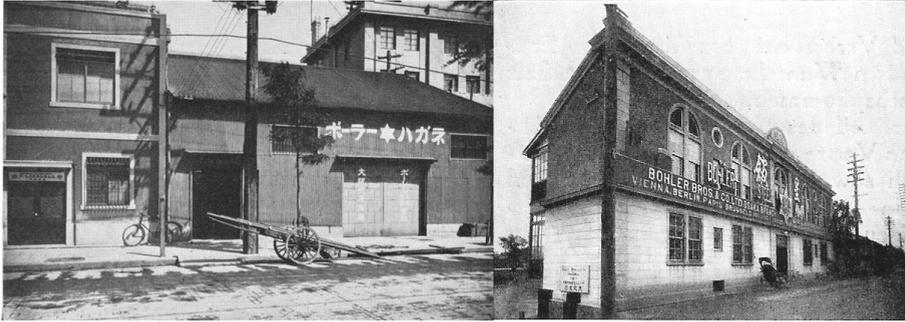


Abb. 5: Geschäftshäuser der Firma Böhler in Osaka. Quelle: Fotoarchiv Böhler

ren mit Japan. Noch 1911 lieferte Böhler 500.000 Gewehrläufe und 80 Tonnen Telefondraht für das japanische Heer. Das Jahr 1912 war der Beginn der Erfolgsgeschichte von Bruno Müller, der damals mit der Oberleitung aller Filialen in Ostasien betraut wurde. Die Leitung der Filiale in Tokio übernahm Ernst Josef Stoeri. Das Unternehmen nannte sich damals in Japan „Böhler Keitei Gōshi Kaisha“ (Gebrüder Böhler Kommanditgesellschaft).

Der Erste Weltkrieg brachte der Firma Böhler einen großen Aufschwung, da die k.u.k. Armee und die Verbündeten Mittelmächte einen hohen kriegs-



Oben: Ausladen von Böhlerstahl in Tokio. — Frühlingsausflug der japanischen Angestellten der Niederlassung Tokio im Zeichen des Böhlersterns.

Unten: Das alte Böhler-Office-Gebäude wird verschoben. — Die Buchhaltung in der „Böhler Keitei Goshi Kaisha“, Osaka.

Abb. 6: Impressionen der Geschäftstätigkeit von Böhler in Japan; Quelle: Fotoarchiv Böhler

bedingten Bedarf an Rüstungsgütern hatten. Böhler lieferte nicht nur an das Heer der österreichisch-ungarischen Monarchie, sondern auch an das Heer des osmanischen Reiches. 1914 nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden Österreich-Ungarn und Japan zu Kriegsgegnern, weil es das damalige Bündnissystem so vorsah. Die Verantwortlichen in Wien und Tokio akzeptierten diese Situation nur widerwillig und es kam nur zu kleineren Konfrontationen zwischen Truppen beider Staaten. Es sei hier nur am Rande erwähnt, dass die österreichisch-ungarischen Soldaten, welche 1914 in japanische Kriegsgefangenschaft kamen, korrekt und gut behandelt wurden. Der Erste Weltkrieg hatte aber Einfluss auf die Geschäftstätigkeit der Firma Böhler in Ostasien. In Japan wurden die Niederlassungen von Müller zusammengezogen, die Filialen in Osaka beziehungsweise Moji aufgelassen und die Lagerbestände aus allen Filialen der Firma in Ostasien nach Tokio in die dortige Filiale gebracht. Müller konnte während des gesamten Krieges weiterhin seine Geschäftstätigkeit ohne Nachschub aus der Heimat aufrechterhalten, weil die Japaner trotz der Aufforderung der Bündnispartner das österreichische Vermögen nicht konfiszierten und die Geschäftstätigkeit der Firma Böhler tolerierten. Es ging sogar soweit, dass Müller rechtzeitig gewarnt wurde, wenn sich Kontrollorgane in der Firma einfanden.

Böhler war während des Ersten Weltkrieges jedoch auch ein wichtiger Rüstungslieferant für das Heer der k.u.k. Monarchie, wie die nachfolgenden Zahlen eindrucksvoll bestätigen: Bis Ende 1917 lieferte Böhler 8,4 Millionen Kartuschen 7,5 cm bis 15 cm, 34.100 Kartuschen 21 cm bis 42 cm, 1.500 Lafetten (ein Gestell, auf dem eine Waffe montiert wird) für die 10 cm Feldhaubitze M 14 (eine Art von Artilleriegeschütz), 1.900 Geschützrohre für Geschütze 8 cm, 10 cm und 15 cm, 930 Minenwerfer 22 cm, 380 Minenwerfer 24 cm und 4,2 Millionen Gewehrläufe (vgl. Boehler 1941:77ff).

2. Der Wiederbeginn der intensiven Geschäftstätigkeit in den 1920er Jahren

Da Böhler also als Rüstungsbetrieb wichtig für die k.u.k. Monarchie war, unterlag die Firma den Abrüstungsbestimmungen der Alliierten. Fertige und halbfertige Rüstungsgüter mussten vernichtet, Werkzeugmaschinen und Werkzeuge, welche für die Produktion von Rüstungsgütern Verwendung fanden, demontiert werden. All diese Auflagen wurden durch eine alliierte Kontrollkommission überwacht.

Der Firma Böhler gelang es in dieser schwierigen Zeit trotz der Kontrollen der Alliierten, ihre fertigen und halbfertigen Produkte vor den Kontrollorganen zu verbergen. Dies geschah durch Vergraben, aber auch durch das

rechtzeitige Verbringen in das Ausland. Damit verblieben der Firma Böhler Rüstungsgüter, welche das Unternehmen nach der Lockerung der Kontrollen zu verkaufen gedachte. Es grenzt fast an ein Wunder, dass alle am Verstecken der Rüstungsgüter Beteiligten der Firma Böhler keinerlei Andeutungen über den Verbleib der Rüstungsgüter und der Werkzeugmaschinen gegenüber den alliierten Kontrollorganen machten (vgl. Böhler o. J.: 4).¹

Die Geschäfte der Firma Böhler mit Japan unmittelbar nach dem Krieg

Die junge Republik Österreich hatte nach dem Ersten Weltkrieg andere außenpolitische Schwerpunkte als das ehemalige mächtige Kaiserreich Österreich-Ungarn. Der Handel mit Übersee, beispielsweise mit Japan, und auch die Errichtung einer Botschaft in Japan waren für die Wiener Diplomatie von zweitrangiger Bedeutung.

Es war damals unmittelbar nach dem Krieg Bruno Müller, der die Geschäftskontakte der Firma Böhler mit Japan wieder in Gang brachte. 1920 kam er gemeinsam mit General Nagaoka Gaishi² nach Wien. Nagaoka war ein wichtiger Meinungsbilder im damaligen Japan, galt er doch als einer der Motoren für die Einführung einer militärischen Flugwaffe in Japan. Der Vollständigkeit halber sei hier angemerkt, dass General Nagaoka Gaishi im Jahre 1911 als Divisionskommandant in Takada dafür mitverantwortlich war, dass der damalige k.u.k Major des Generalstabes Theodor Edler von Lerch den alpinen Schilaf im japanischen Heer eingeführt hatte. Bei den Gesprächen in Wien zwischen Vertretern der Firma Böhler und General Nagaoka, der fließend deutsch sprach, wurde auch die Gründung eines eigenen Werkes der Firma Böhler in Japan diskutiert. Zur Gründung eines eigenen Werkes der Firma Böhler in Japan sollte es nicht



Abb. 7: General Nagaoka Gaishi. Quelle: Fotoarchiv Autor

¹ Der Aufsatz wurde dem Autor dankenswerter Weise von der Pressestelle der Firma Böhler zur Verfügung gestellt.

² Geboren: 1858; 1894/95 Teilnahme am Sino-japanischen Krieg; 1899-1902 Studienaufenthalt in Deutschland; 1904/05 Teilnahme am Russisch-Japanischen Krieg; 1924 Unterhausabgeordneter; Gestorben: 1933

kommen, allerdings kamen nach dem Besuch von Nagaoka in Wien die Geschäftskontakte rasch wieder in Gang. Es war möglicherweise eine Fügung des Schicksals, dass Oberst im Generalstab Yamaguchi Jūhachi³ 1911 in Takada der Adjutant von General Nagaoka war und damit ebenfalls einen Österreichbezug hatte. General Nagaoka war nicht der einzige japanische Offizier, der nach dem Krieg bei Böhler persönlich vorsprach. Auf ihrem Weg zur Flottenkonferenz in Washington 1922 brachten japanische Admiräle eine lange Liste an Bestellungen mit und kauften unter strikter Geheimhaltung die größten Pressen, welche seitens der Entente zur Zerstörung vorgesehen waren.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es keine österreichische Botschaft mehr in Japan. Es war daher nur naheliegend, den Direktor der eingesessenen Firma Böhler zum Honorarkonsul zu bestellen. Dies erfolgte 1921, als Bruno Müller zum Honorarkonsul bestellt wurde und diese Position bis zu seinem Tod 1925 bekleidete (vgl. Böhler o.J.:5).

Die Errichtung des Böhler-Werkes in Mukden

Bruno Müller wurde 1922 von Oberst Matsui, dem Berater von Chang Tso-lin, dem Machthaber in der Mandschurei, in dessen Stab zur Mitarbeit eingeladen. Zielsetzung dieser Maßnahme war die Prüfung von Möglichkeiten der Errichtung eines Böhler Werkes in Mukden, der damaligen Hauptstadt der Mandschurei und des Regierungssitzes des Machthabers. Chang Tso-lin betrieb eine Politik der Aufrüstung seines Landes. Er war daher interessiert an Niederlassungen von Rüstungsbetrieben in Mukden. Es sei hier nur am Rande erwähnt, dass das damalige Mukden, welches heute Shenyang heißt, ein wichtiger Ort für Herstellung von Rüstungsgütern in der Volksrepublik China ist. Unter anderem werden dort moderne Kampfflugzeuge produziert, die mittlerweile zu einem bedeutenden Exportschlager der chinesischen Rüstungsindustrie geworden sind.

Müller nahm seine Aufgabe äußerst gewissenhaft wahr und reiste 1923 mit einer umfangreichen Materialbestellung nach Wien, wo er den Verantwortlichen in Kapfenberg und Wien die Idee der Gründung eines Werkes in Mukden unterbreitete. Bereits 1924 wurde diese Idee einer Gründung eines Zweigwerkes in Mukden in die Tat umgesetzt. Als erster wichtiger Mitarbeiter der Firma Böhler reisten der Direktor Rudolf Plessing und einige technische Experten nach Mukden. Ihnen folgten ehemalige Artillerieoffiziere der k.u.k. Monarchie nach. Unmittelbar danach erfolgten die ersten Lieferungen aus Kapfenberg nach Mukden; es waren dies mehr als 200 halbfertige Geschüt-

3 Vgl. den Aufsatz des Autors „Ein Japaner zog die Grenze im Burgenland“ in diesem Band.

ze, Werkzeugmaschinen und Pressen, welche vor der Kontrolle der Alliierten verborgen geblieben waren. 1925 wurde das Werk in Mukden offiziell gegründet und blieb bis zur Einstellung der Produktion im Jahre 1933 ein äußerst ertragreicher Rüstungsbetrieb. Der Betrieb in Mukden produzierte Panzerabwehrgeschütze, Gewehrläufe und Stahlplatten. Müller sollte seinen persönlichen Triumph, die Errichtung des Rüstungsbetriebes in Mukden, nicht mehr erleben. Er starb am 5. Mai 1925 in Mukden als einer der verdienstvollsten Auslandsmitarbeiter der Firma Böhler. Nachfolger von Müller als Leiter aller Filialen in Ostasien wurde der Leiter der Niederlassung in Tokio, Ernst Josef Stoeri. Stoeri wurde auch nach dem Tode von Müller Honorarkonsul in Japan und blieb dies bis 1937 (vgl. Boehler 1941:120ff).

3. Die bewegten 1930er Jahre und der Zweite Weltkrieg

Nach dem Ersten Weltkrieg kam es zu einigen historischen bedingten, einschneidenden Veränderungen für die Firma Böhler in Japan, welche nun genauer beschrieben werden.

Die Umstrukturierung der Filialen in Japan

In der Zwischenkriegszeit war der Bedarf an Waffen und sonstigen Rüstungsgütern für das kleine österreichische Bundesheer gering. Die Firma Böhler musste daher andere Geschäftsfelder finden, um überleben zu können. Diese fand man in der Entwicklung von Werkzeugstählen, Schnelldrehstählen und Stahllegierungen mit Chrom und Nickel - allesamt Werkstoffe, welche auch als Zulieferungsprodukte für die Rüstungsindustrie begehrt waren. Ganz von der Produktion von Rüstungsgütern verabschiedete sich Böhler aber nicht. In der Zwischenkriegszeit wurde ein Panzerabwehrgeschütz entwickelt, das zu einem Exportschlager wurde. Dieses Geschütz stand in Verwendung in der holländischen, aber auch in der italienischen Armee. Wie bereits oben erwähnt wurde es auch vom Werk in Mukden hergestellt und kam bei den Truppen des Chang Tso-lin und seines Nachfolgers zum Einsatz. Japan besetzte 1931 die Mandchurei und übernahm die Rüstungsbetriebe in Mukden. Es kann daher nicht ausgeschlossen werden, dass Geschütze der Firma Böhler, welche in Mukden erzeugt wurden, auch bei der japanischen Armee Verwendung fanden.

Die schrumpfende Weltwirtschaft Ende der 1920er Jahre spürte auch Böhler bei seinem Absatz. 1933 wurde daher der kaufmännische Zentraldirektor Dr. Alois von Linhart nach Japan geschickt, um eine Umstrukturierung der Niederlassungen durchzuführen. Es wurden im Zuge dieser Reorganisations-



Abb. 8: Das Panzerabwehrgeschütz der Firma Böhler 4,7 cm (links) im Vergleich zum Panzerabwehrgeschütz der japanischen Armee 4,7 cm (rechts). Quelle: Archiv Böhler bzw. Archiv des Autors

maßnahmen die Niederlassungen in Tokio und Osaka zu Hauptverwaltungsstellen, und jene in Moji wurde nach Kokura verlegt, einem bedeutenden Standort von japanischen Rüstungsbetrieben. Mit der Leitung der Geschäfte in Japan wurde Otto Stolle betraut, der damals in Fernost bereits seit Jahren über große Erfahrung als Kaufmann verfügte. Die Geschäfte mit Japan und Mandschukuo bildeten hernach die wichtigsten Eckpfeiler des Auslandsgeschäftes der Firma Böhler.

Nach der Umstrukturierung entwickelten sich die Geschäfte der Firma Böhler mit Japan sehr positiv und gegen Ende der 1930er Jahre machte das Japangeschäft mehr als ein Drittel der gesamten Exporte von Böhler aus. Dieser Anstieg der Geschäfte ist nicht zuletzt auch auf die vermehrte Rüstung der japanischen Streitkräfte ab Mitte der 1930er Jahre zurückzuführen, sodass die Ausfuhren der Firma Böhler nach Japan in den Jahren 1934 bis 1937 den Großteil des Wertes der gesamten Ausfuhren Österreichs nach Japan betrug (vgl. Böhler o.J.:4).

Exkurs: Japan im Rahmen der Außenwirtschaftsbeziehungen Österreichs in der Zwischenkriegszeit

Ohne näher ins Detail gehen zu wollen, sollen zum besseren Verständnis der Wirtschaft der Republik Österreich in der Zwischenkriegszeit einige Bemerkungen dazu dem Exkurs vorangestellt werden. Die ehemalige Donaumonarchie hinkte, was die Wirtschaftsleistung betrifft, hinter den drei großen europäischen Mächten Großbritannien, Deutschland, Frankreich hinterher und muss in eine Kategorie mit dem zaristischen Russland und Italien eingeordnet werden. Der überwiegende Anteil des Handels im Kaiserreich Österreich-Ungarn war auf den Binnenhandel entfallen, der Außenhandel hatte nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Die wichtigsten Handelspartner waren das Deutsche Reich, die Schweiz und andere europäische Länder, aber auch an das

Mittelmeer angrenzende nichteuropäische Staaten gewesen. Der Außenhandel mit Staaten in Übersee war marginal gewesen und der Beitrag zum Entstehen des Bruttoinlandsprodukt von geringer Bedeutung.

Nach dem Ersten Weltkrieg entstand eine Binnenrepublik, auf deren Staatsgebiet sich bedeutende Industrieanlagen befanden, in denen ehemals eine Produktion erfolgte, die die gesamte Monarchie versorgen konnte. Mit dem Wegfall des Wirtschaftsraumes kam es zwangsweise zu Unterauslastung und Arbeitslosigkeit. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Republik Österreich waren somit vorprogrammiert. Auf der einen Seite fehlten Österreich Rohstoffe und agrarische Produkte, auf der anderen Seite gab es eine große Ungewissheit, ob jemals wieder ein Handel mit den ehemaligen Teilstaaten der Donaumonarchie in vollem Umfang möglich sein würde. Erst ab Mitte der 1920er Jahre kam der Außenhandel wieder in Schwung. Dabei spielten Staaten wie Deutschland, die Nachfolgestaaten der Monarchie, die Schweiz, Italien sowie Großbritannien und Frankreich eine herausragende Rolle. Des Meereszugangs beraubt, brach der Außenhandel mit Übersee gegenüber der Monarchie in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg fast zur Gänze zusammen. Die wichtigsten Exportgüter bildeten Eisen und Eisenwaren, Papier und Papierwaren, chemische Hilfsstoffe und Produkte sowie Maschinen und Apparate. Beim Import waren Getreide und Mehl, Speisefette sowie Schlacht- und Zugvieh bedeutend. Österreich hatte in der Zwischenkriegszeit jedoch immer ein Defizit im Außenhandel zu verzeichnen. Die Tabelle 1 und Abbildung 8 geben einen Überblick über den Außenhandel der Republik Österreich gesamt gesehen und im Speziellen mit Japan.

Wie Tabelle 1 zeigt, vollzog sich der Außenhandel der Republik Österreich mit Japan in der Zwischenkriegszeit auf niedrigem Niveau. Der wertmäßige Umfang von Eisen und Eisenwaren betrug dabei rund 70 bis 80 Prozent. Den überwiegenden Anteil davon bestritt die Firma Böhler. Es lieferten aber auch die Steirischen Eisenwerke aus Judenburg ihre Eisen- und Eisenprodukte unter dem Markennamen „Styrian Panther“ nach Japan. Eine exakte wertmäßige Zuordnung, welchen Anteil welche Firma am Außenhandel einnahm, ist mangels verfügbarer Firmenaufzeichnungen und Lieferscheine nicht mehr nachvollziehbar.

Wie Abbildung 9 zeigt, hatte Österreich in der Zwischenkriegszeit ein Außenhandelsplus gegenüber Japan, wenn auch auf sehr niedrigem Niveau. Dies lag offensichtlich in erster Linie daran, dass in Japan das österreichische Eisen und die Eisenprodukte sehr begehrt waren und Österreich im Gegenzug keinen großen Bedarf an japanischen Waren gehabt haben dürfte.

Tabelle 1: Der Außenhandel Österreichs im Gesamten und im Speziellen mit Japan in der Zwischenkriegszeit

Jahr	Export	Import	Export nach Japan	Import aus Japan	Export nach Japan in Prozent des Gesamtexports	Import aus Japan in Prozent des Gesamtimports
1919	Keine Angaben, da der Außenhandel Österreichs erst in der zweiten Jahreshälfte wieder einsetzte					
1920	931849	1701160	Keine Angaben in wertmäßiger Hinsicht			
1921	904169	1698834				
1922	1046580	1590879	19466	729	1,85	0,04
1923	1129485	1922223	22279	419	1,97	0,02
1924	1380624	2412350	20559	332	1,48	0,01
1925	1985882	2905050	20760	500	1,05	0,017
1926	1744930	2844550	27176	1044	1,55	0,036
1927	2099121	3190675	16092	1481	0,76	0,046
1928	2249498	3316868	11877	1928	0,52	0,058
1929	2219598	3317687	4135	2772	0,18	0,083
1930	2249498	3316868	8165	2250	0,36	0,067
1931	1326758	2209983	5255	2173	0,39	0,098
1932	786440	1399697	5504	1487	0,69	0,01
1933	817559	1190191	6119	3700	0,74	0,03
1934	874281	1171140	21000	10000	2,41	0,85
1935	907210	1219436	21500	13200	2,36	1,08
1936	967283	1268084	21000	15500	2,17	1,22
1937	1230145	1460906	25729	11155	2,09	0,76
1938	Keine Angaben, da Österreich ab März 1938 ein Teil des Deutschen Reiches war					

Anmerkungen: Angaben in den Spalten 1-4 in 1.000 Österreichischen Schilling (Quelle: Statistik Austria)

Warenverkehr Japan - Österreich

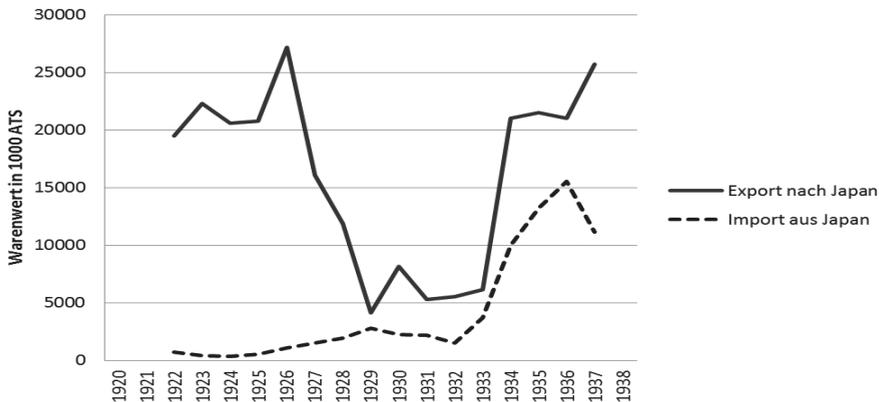


Abb. 9: Der Außenhandel zwischen Japan und Österreich in der Zwischenkriegszeit (Erstellt vom Autor nach den Zahlen aus Tabelle 1)

Böhler und Japan während der Zeit des Zweiten Weltkrieges

Österreich wurde vom Deutschen Reich annektiert und hörte damit als souveräner Staat zu bestehen auf. Das Deutsche Reich befand sich spätestens Mitte der 1930er Jahre in einer Phase der Aufrüstung seiner Streitkräfte. Es benötigte daher die Rohstoffe der Alpenrepublik und die innovativen Betriebe, die in der Lage waren Rüstungsgüter höchster Qualität zu produzieren. Böhler erlebte durch den Anschluss seine zweite Blüte als Rüstungsbetrieb. Zu Beginn des Zweiten Weltkrieges hatte Böhler alle Vorteile, die einen Rüstungsbetrieb auszeichneten. Die Firma verfügte über ein innovatives technisches und kaufmännisches Management, lag in der Nähe der Rohstoffquellen und war damals, zu Beginn des Krieges, noch nicht erreichbar für eine Bombardierung durch feindliche Luftflotten. Böhler produzierte während des Krieges hochwertige Stahllegierungen: 1939 knapp 93.000 Tonnen, 1944 bereits 155.000 Tonnen. Des Weiteren produzierte Böhler Panzerabwehrkanonen und Haubitzen, insbesondere eine 15 cm Feldhaubitze, welche ab 1937 in Großserie produziert wurde.

Das Deutsche Reich und das Kaiserreich Japan waren seit den 1930er Jahren Partner in einer Welt, die wieder zielstrebig auf einen großen bewaffneten Konflikt zusteuerte. Diese Partnerschaft gestaltete sich aber von Beginn an schwierig und man feilschte sogar über Handelsverträge. Japan befand sich bereits seit den frühen 1930er Jahren im Kriegszustand, zuerst in der Mandschurei (ab 1931), dann brach 1937 der Krieg mit China aus. Als am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg in Europa begann, war man sich von deutscher Seite bewusst, dass ein Handel mit Japan nur mehr äußerst eingeschränkt möglich sein würde. Ein Handel auf dem Landweg durch die Sowjetunion war prinzipiell bis zur Eröffnung der Feindseeligkeiten zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion 1941 durchführbar, aber eher unsicher. Und auch der Seehandel war eine problematische Sache. Dies lag einerseits im mangelnden Schiffsraum und andererseits im mangelnden Geleitschutz für die Handelsschifffahrt begründet. Ein Handel mit Luftfrachtflugzeugen war damals noch nicht vorhanden. Es gab damals lediglich Erprobungsflüge zwischen den Achsenmächten. Gelungen ist damals nur ein Flug zwischen Italien und Japan. Weitere kamen während des Krieges nicht zustande. Erst Anfang 1943 wurde ein umfangreiches Handelsabkommen zwischen Deutschland und Japan abgeschlossen. Dieses Abkommen über einen groß angelegten Warenaustausch zwischen dem japanischen und dem deutschen Großraum ließ die Wandlung in der Kriegslage beider Partner und die erschwerte See-Verbindung mit Blockaderechern außer Acht. Der missglückte Einsatz von Überwassereinheiten in der Verschiffungsperiode des Winters 1942/43 ließ

die japanischen Forderungen nach Materiallieferungen und die mühevoll ausgehandelten Abkommen vollends zunichte werden. Von den dreizehn in West-Frankreich ausgelaufenen Schiffen erreichten acht japanische Häfen, während in umgekehrter Richtung von dreizehn Frachtern nur vier ihre Ladung von etwa 30.000 Tonnen, hauptsächlich Kautschuk, Zinn und Nahrungsfette, nach Europa transportierten. Als reiner Hohn erscheinen jedoch sämtliche Wirtschaftsgespräche und Abmachungen, wenn man erfährt, dass die acht in Japan angekommenen Schiffe nur 27.447 Tonnen Ware über den gefährlichen Seeweg beförderten, d.h. nur zu etwa einem Drittel mit Ballast fuhren. In Berlin konnte über die nach Japan zu verschiffenden Lieferungen keine Einigung erzielt werden. In der Bilanz stellen somit die Wirtschaftsbeziehungen zwischen Japan und Deutschland während des Zweiten Weltkrieges das unerfreulichste Kapitel im deutsch-japanischen Bündnis dar (vgl. Gebrüder Böhler & Co. 1970:64ff).

Schlussbemerkungen

Die Republik Österreich ist aus Trümmern geboren, ein Produkt der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Aus der ehemals mächtigen Donaumonarchie entstanden durch mehrere Friedensschlüsse eine Reihe von Kleinstaaten, die in Europa und in der Welt weniger Bedeutung hatten als das Großreich davor. Dies betraf insbesondere auch die wirtschaftlichen Aktivitäten der Nachfolgestaaten. Diese waren in ihrem politischen und wirtschaftlichen Handeln stark auf Europa fokussiert. Der Außenhandel mit Übersee spielte nur eine marginale Rolle. Lediglich „Marken“, die vor dem Krieg eine Marktposition erobert hatten, hatten nach dem Ersten Weltkrieg in der Zwischenkriegszeit wieder Chancen, auf überseeischen Märkten weiterhin Geschäfte machen zu können. Die Republik Österreich verfügte nach dem Ersten Weltkrieg über einige dieser so genannten „Marken“, die weltweit bekannt waren, eine herausragende Stellung darunter nahm „Böhlerstahl“ ein. Es war vor allem die Firma Böhler, mit der sich Österreich zumindest einen Nischenplatz im Außenhandel mit Übersee, und dabei insbesondere mit Japan, sichern konnte.

Literatur

Boehler, Otto

1941 *Geschichte der Gebr. Böhler & Co. AG. 1870-1940*. Berlin: Volk- und Reich Verlag.

o.J. *Böhler in Japan*. Unveröffentlichtes Manuskript, Archiv der Firma Böhler. Gebrüder Böhler & Co.

1970 *100 Jahre Böhler Edelstahl. 1870-1970*. Festschrift. Wien: Gebr. Böhler & Co. AG.

Statistik Austria⁴

1920 *Statistische Übersichten über den Auswärtigen Handel im Zweiten Halbjahr 1919*. Wien.

1921 *Statistische Übersichten über den Auswärtigen Handel im Zweiten Halbjahr 1920*. Wien.

1922a *Statistische Übersichten über den Auswärtigen Handel im Zweiten Halbjahr 1921*. Wien.

1922b *Außenhandel Österreichs im Jahre 1922*. Wien: Bundesministerium für Handel, Gewerbe, Industrie und Bauten.

1923-1934 *Statistik des auswärtigen Handels Österreichs im Jahre 1923 bis 1934*. Wien.

1935-1936 *Jahresheft der Statistik des Außenhandels Österreichs 1935 und 1936*. Wien.

1937-1938 *Monatshefte der Statistik des Außenhandels Österreichs 1937 und 1938*. Wien.

4 Frühere Bezeichnungen: Bundesamt für Statistik (1921–1938); Österreichisches Statistisches Zentralamt (1945–1999), seit 2000 Statistik Austria

Ingrid GETREUER-KARGL

Alice Schalek über Japan

Einleitung

Zu Neujahr 1923 erreichte die österreichische Journalistin Alice Schalek auf dem Dampfer “Emil Kirdorf” der Hugo Stinnes Linie, dem ersten Passagierschiff, das nach dem Ersten Weltkrieg wieder Japan aus Deutschland anfuhr, die Hafenstadt Kobe. Der Dampfer brachte deutsche Rückwanderer zurück nach Asien, genauer: bis Shanghai, denn Japan hatte die Deutschen, obwohl Kriegsgegner, nie des Landes verwiesen. Es war Schaleks zweite Japanreise, “Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei mit 193 eigenen Aufnahmen”, wie der Untertitel ihres Reiseberichts *Japan. Das Land des Nebeneinander* verrät, die nicht nur das Material für ihre Reportage liefern sollte, sondern auch einer Spendenbeschaffungs-Mission gewidmet war. Die Feuilletons und Vorträge, die diese Japanreise zum Inhalt hatten, gewannen sicherlich dadurch an Attraktivität, daß ein geregelter Reiseverkehr zwischen den Verlierermächten des Ersten Weltkriegs und Japan erst zu diesem Zeitpunkt wieder aufgenommen werden können. Im deutschen Sprachraum handelte es sich folglich, besonders in der Form der regelmäßigen Berichte direkt aus Japan, die im Feuilleton der Tageszeitung *Neue Freie Presse* veröffentlicht und immer wieder von Karl Kraus höhnisch rezipiert wurden, um eine nahezu konkurrenzlos aktuelle Augenzeugen-Reportage.

Das Vorhaben, das sich wie ein roter Faden durch ihren Aufenthalt zog, waren Vorträge über Österreich, die die Soroptimistin Schalek halten wollte, um mit dem Erlös die Wiener Wohlfahrtsfürsorge zu unterstützen. Hilfreich bei der unerwartet hürdenreichen Umsetzung dieses Vorhabens war dabei, daß auch in Japan nach Ansicht des vom Auswärtigen Amt vermittelten Betreuers, “nennen wir ihn Dr. Issa Kawado” (S.37), “der ersten Schriftstellerin aus den besiegten Staaten, der ersten österreichischen Journalistin” (S.39) Aufmerksamkeit sicher war. Tatsächlich gelang es Schalek nach vielen Hindernissen, eine ansehnliche Summe Geldes zu überweisen, obwohl sie das Vorhaben “nicht monatelang vorher in Tokio angekündigt” hatte (S.36) – ein Umstand, der den “Residenten”, also den in Japan ansässigen westlichen Ausländern,

das Unterfangen als aussichtslos erscheinen ließ. Das Vorhaben zeugt von dem geänderten Verhältnis des knapp dem Status eines Entwicklungslandes entronnenen Japans zu den Verliererstaaten des Ersten Weltkriegs. Dieses geänderte Verhältnis war wohl für viele Österreicher nicht leicht zu akzeptieren und rief Irritation hervor, etwa bei Karl Kraus, wo sie durch seine ätzenden Bemerkungen zu Alice Schalek durchscheint:

“Denn was soll Japan von einem Staat halten, der sogar solche Sanierung nicht verschmäh und den Eindruck duldet, als ob ihm die Hilfe des Auslands selbst in so demütigenden Formen [i.e., wie einem Vortrag von Alice Schalek] erwünscht wäre? Aber wenn schon der österreichische Konsul bei der japanischen Regierung nichts vorgekehrt hat, so würde ich mich noch mehr wundern, wenn die Vertretung Japans bei der österreichischen Regierung nicht vorstellig werden sollte wegen des Auftretens der Schalek in Japan, wegen der üblen Nachrede, die sie dem Land in einer leider gelesenen österreichischen Zeitung hält, und wegen einer Darstellung des japanischen Volkscharakters, die ihn geradezu als dem österreichischen verwandt erscheinen läßt. Und all dies bei dem Geständnis, daß die so übel bedankten Japaner schließlich eine Summe gespendet haben, die die Schalek eindrucksvoll als »ein Viertelhundert Millionen österreichische Kronen« entgegennimmt. [...] Mithin hat sich die Hilfe für die Heimat doch ausgiebig genug gestaltet, so daß dieser nur übrig bliebe, vor Scham über eine Schnorrerei unterzugehen, die den Dank für das Ergebnis mit dem Hohn der verletzten Eitelkeit entrichtet” (Kraus 1924:149-150). Mit der “üblen Nachrede” und dem “Hohn der verletzten Eitelkeit” bezog sich Kraus auf Schaleks graphische Schilderung der Schwierigkeiten beim Zustandekommen des Vortrags und der anschließenden Sammlung. In dieser Schilderung hielt Schalek nicht mit ihren Emotionen hinterm Berg, wenn etwa eine vermeintliche Zusage nicht eingehalten wurde oder ein mühsam getroffenes Arrangement daran scheiterte, daß keine verbindliche Saalzusage eingeholt worden war. Bei aller Frustration hütete sie sich aber – durchaus im Gegensatz zu Karl Kraus – immer davor, vorschnell zu verallgemeinern und pauschal von “den Japanern” zu sprechen. In ihrer Reportage sind es kulturell geprägte Individuen, die agieren und die durchaus unterschiedlich mit ihrer Prägung umgehen.

In diesem Beitrag sollen die österreichisch-japanischen Beziehungen anhand der Japan-Reportage von Alice Schalek in drei Abschnitten in den Blick genommen werden. Im ersten soll gezeigt werden, wie Schalek Japan und Japanisches rezipiert und welche Einstellung sie Japanern gegenüber an den Tag legt. Der zweite Abschnitt widmet sich den im Reisebericht geschilderten Beziehungen zwischen Österreich und Japan, besonders im wissenschaftlichen Bereich. Abschließend wird die Rezeption von Schaleks Berichten aus

und über Japan durch Karl Kraus, der stellvertretend für einen kritischen Intellektuellen stehen soll, auch in Hinblick auf Implikationen für das Verständnis Japans in Österreich beleuchtet.

Eingangs wird Alice Schalek, die heute zu Unrecht fast gänzlich in Vergessenheit geraten ist, kurz vorgestellt.

1. Zu Person und Werk von Alice Schalek (1874-1956)

Wer ist nun Alice Schalek, deren Nachruhm, sofern man von einem solchen sprechen kann, sich auf drei Säulen stützt: auf ihre Tätigkeit als Kriegsberichterstatlerin im Ersten Weltkrieg; auf ihr reisejournalistisches Oeuvre und auf die Schmähungen von Karl Kraus, der sie immerhin mit dem bestimmten Artikel "die" adelte: "Die Schalek" ist die einzige wiederkehrende weibliche Figur in *Die letzten Tage der Menschheit* und vielfache Zielscheibe seines Hohns in der *Fackel*.

Alice Theresa Emma Schalek kam am 21. August 1874 in Wien als Tochter jüdischer Emigranten aus Böhmen zur Welt; die Familie war bürgerlich, wohlhabend, liberal und kaisertreu. Vater Heinrich Schalek war Gründer und Inhaber des ersten Annoncenbüros, einer Agentur, die für Firmen zielgruppengerichtet Inserate in Zeitungen placierte. Dadurch profitierte die Familie vom Zeitungsboom, und neben dem jüngeren Sohn Norbert, der das Familiengeschäft später übernahm, blieb auch Tochter Alice der Medienbranche treu. Wohnhaft an einer noblen Gründerzeitadresse in Wiener Alsergrund besuchte Alice Schalek nach der Grundschule sechs Jahre das Lyzeum des Wiener Frauenerwerbsvereins und lernte mehrere Fremdsprachen. Zu ihren Hobbies gehörte auch Bergsteigen und sie gehörte bis 1921, als die Zugehörigkeit auf Arier beschränkt wurde, dem Alpenverein Austria an.

1902, im Alter von 28 Jahren, wurde ihr Erstlingsroman *Wann wird es tagen?* unter dem Pseudonym Paul Michaely veröffentlicht. Ein Jahr später, 1903, fand sie eine Anstellung als Feuilleton-Redakteurin in der *Neuen Freien Presse*, der sie ihr weiteres berufliches Leben bis 1935 treu bleiben würde. Möglicherweise als Reaktion auf antisemitische Diskriminierung konvertierte sie 1904 zum Protestantismus. 1905 unternahm sie ihre erste Reise nach Nordafrika, in den folgenden Jahren nach Ägypten und Kleinasien sowie 1911 eine ausgedehnte Reise durch Ostasien. Schalek beschrieb nicht nur ihre Erfahrungen, sondern fotografierte auch selbst, was für eine Frau ungewöhnlich war, denn erst ab 1908 wurden Frauen zu Kursen im Photographieren zugelassen. Über ihre Reisen hielt sie zahllose Vorträge, vor allem an der Wiener Urania.

Alice Schalek wurde als erste Frau in den Presseclub Concordia aufgenom-

men; daneben war sie Vorstandsmitglied sowohl des Vereins der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien als auch des PEN-Clubs. 1914 begründete sie die Wohltätigkeitsorganisation „Schwarz-Gelbes-Kreuz“ mit, in der sie die Ausspeise-Geldsammelstelle gründete und leitete. Ihre Vizepräsidentschaft im Klub der Soroptimistinnen (mit den Zielen Verbesserung der Stellung der Frau, hohe ethische Werte, Menschenrechte für alle, Gleichberechtigung, Entwicklung und Frieden) bezeugt ihr Engagement für die Gleichberechtigung der Frauen, aber auch ihre geänderte Einstellung gegenüber dem Krieg. Dies wurde auch 1930 in einem Aufruf in der Neuen Freien Presse deutlich: „Wir Soroptimistinnen sollten Trägerinnen des Friedens sein“¹.

Dem Ersten Weltkrieg stand sie kritisch gegenüber, allerdings nur so lange, bis es ihr als gelang, sich als Kriegsreporterin unmittelbar in die Mitte des Geschehens zu begeben. Danach beschrieb sie die Gefechte an der Front als „ein Schauspiel, das keines Künstlers Kunst spannender, leidenschaftlicher gestalten könnte. Jene, die daheim bleiben, mögen unentwegt den Krieg die Schmach des Jahrhunderts nennen — hab’ ich’s doch auch getan, solange ich im Hinterlande saß — jene, die dabei sind, werden aber vom Fieber des Erlebens gepackt“ (zit. n. *Die Fackel* 406 (1915), S.18). Als erste und einzige Frau wurde sie 1915 am Kriegspressequartier der k.u.k. Armee als Kriegsberichterstatteerin akkreditiert. Ihre Berichte von den Kämpfen etwa an der Dolomitenfront oder der Isonzofront erregten den Zorn des Pazifisten Karl Kraus, und tatsächlich befremden die Euphorie und die Ästhetisierung des Kriegs. Demgegenüber steht die Einschätzung der Historikerin Brigitte Hamann, die Schaleks Reportagen als „die besten Kriegsreportagen, die ich je gelesen habe“ (zit. n. Andessner 2008) bezeichnet. Die verbalen Attacken von Karl Kraus führten 1917 zu Schaleks Entlassung aus dem Kriegspressequartier; 1916 reichte sie gegen ihn eine Verleumdungsklage ein, zog sie aber 1917 zurück.

Für ihre wagemutige und gefahrenverachtende Berichterstattung, die auch in den *Letzten Tagen der Menschheit* karikiert wurde, erhielt Schalek 1917 vom Kaiser das „Goldene Verdienstkreuz mit Krone am Band der Tapferkeitsmedaille“, eine für Frauen ungewöhnliche Auszeichnung, nachdem sie schon zuvor von der Stadt Wien die Salvator Medaille verliehen bekommen hatte.

Nach dem Ersten Weltkrieg widmete sich Alice Schalek vor allem dem Reisejournalismus. Ihre Reisen führten sie nach Nord- und Südamerika, in den Nahen Osten, nach Ostasien, Indien, Australien, Ozeanien, Afrika, wie auch in die Mittelmeerländer und die Balkanstaaten. Im Rahmen der Ostasienreise 1923 verfaßte sie auch die Reisereportage zu Japan, die Gegenstand

1 (http://www.soroptimist.at/soroptimist/pdf10001/uz119_0406.pdf; 2009-07-03)

dieses Beitrags ist. Wie Marie Röbl in ihrer Rezension zu einer Ausstellung im Wiener Jüdischen Museum konstatierte, wurden Schaleks Routen weniger von spezifischen (etwa ethnografischen oder kunstgeschichtlichen) Interessen bestimmt als von einer (welt)umfassenden Sehnsucht nach fernen Ländern. Neben dieser Sehnsucht nach “dem Fremden” war ebenso die “Pragmatik des ‘professionellen Reisens’ an sich” verantwortlich für die Routengestaltung, also die Verkehrsverbindungen, Einreiseformalitäten oder auch die publizistische Verwertbarkeit der Themen. Für den Erfolg ihrer Reisen kamen ihr dabei maßgeblich ihr Durchsetzungsvermögen bei Ämtern und Entscheidungsträgern sowie gute Beziehungen zu den Medien zugute, die vermutlich ihrer Herkunft geschuldet waren (Röbl 2000). Ihr Geschick und ihre Mehrsprachigkeit verschafften ihr Zugang zu berühmten Persönlichkeiten wie Albert Einstein, Mahatma Gandhi, George Bernard Shaw oder Rabindranath Tagore. Mit Arthur Schnitzler spielte sie Tennis, mit Marie von Ebner-Eschenbach korrespondierte sie und mit Stefan Zweig war sie befreundet (Silverman 2009). Bei ihren Reisen legte sie zunehmend das Augenmerk auf unterprivilegierte Frauen und Frauenbewegungen, auch begann sie mit dem Kommunismus zu sympathisieren.

1934, zu ihrem sechzigsten Geburtstag, würdigte “das Neue Wiener Tagblatt Schalek als ‘die erste österreichische Weltreisende, die ihre Reisen als Beruf durchführte’ und die ‘die Technik des Weltreisens mit der Beherrschung des Schreibens für Zeitungen, des Photographierens und Vortragens vereinte’” (Andessner 2008). Derlei Würdigungen zum Trotz sollte ihr aber ein Alter in Ansehen verwehrt bleiben. 1939 wurde die 65-Jährige, die nie geheiratet hatte, von der Gestapo wegen Gräuelpropaganda verhaftet. Man hatte in ihrer Wohnung Bilder von einem Faschingszug in Palästina gefunden. Schalek konnte jedoch in die Schweiz fliehen und sich anschließend ins Exil nach London und später New York retten, wo sie bis zu ihrem Tod am 6. November 1956 im Alter von 82 Jahren sehr zurückgezogen lebte. (Silverman 2005; Andessner 2008; Röbl 2000; *Lexikon Literatur in der Wiener Moderne* [2009])

Alice Schalek hinterließ mehrere Romane, zwei Kriegsreportagen und zahlreiche Reiseberichte², darunter einen zu Japan, sowie einen Fotonachlass, der von der Österreichischen Nationalbibliothek angekauft wurde. Im Gegensatz zu Karl Kraus, ihrem erbitterten und gehässigen Kritiker, sind Person und

2 Werkauswahl: *Wann wird es tagen?* Wiener Roman von Paul Michaely (pseud.) 2 Bd. - Wien : Konegen, 1902. *Auf dem Touristendampfer*. Novellen von (Paul Michaely). - Wien : Konegen, 1905. *Das Fräulein*. Novellen. - Wien : Wiener Verl., 1905. *Tirol in Waffen. Kriegsberichte von der Tiroler Front*. - München : Schmidt, 1915. *Am Isonzo*. März bis Juli 1916. - Wien : Seidel, 1916. *In Buddhas Land. Ein Bummel durch Hinterindien*. - Wien : Rikola, 1922. *Japan. Das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei*. - Breslau : Hirt, 1924. *An den Höfen der Maharadschas*. 64 Bilder aufgenommen und erläutert. - Zürich-Leipzig : Orell Füssli Verl., 1929.

Werk Alice Schaleks in Vergessenheit geraten³. So etwa findet sich ihr Name in einer von Peter J. Brenner herausgegebenen umfassenden Abhandlung über Reiseberichte (*Der Reisebericht*, 1989) nicht einmal im Personenverzeichnis. Dass dies zu Unrecht geschehen ist, möchte ich am Beispiel der Japan-Reportage *Japan – Land des Nebeneinander* zeigen.

2. "Die Schalek in Japan"⁴

Die "Winterreise" von 1923 war nicht der erste Japanbesuch Alice Schaleks. Schon vor dem Ersten Weltkrieg, 1911, hatte sie Japan einmal besucht, in jenem Jahr übrigens, in dem Japan durch die Revision der letzten ungleichen Verträge seine Zollhoheit und damit seine volle Souveränität zurückerhalten hatte. Der damalige Besuch stand im Zeichen des üblichen touristischen Programms, wie sie angab. "Als ich vor dem Krieg mit kaufkräftigem Gelde, in bester Jahreszeit zum erstenmal in dieses damals billigste Land der Welt kam, stieg ich ohne weiteres in dem alten, seither abgebrannten Imperial-Hotel ab, dessen an Fremdenverkehr gewöhntes Personal mich, wenn ich ausfahren wollte, einem geübten Rikshamann übergab – und natürlich wollte ich nur ins Theater, in Museen, Tempel, Vergnügungsparks, Sehenswürdigkeiten, die – ich möchte das Paradoxon wagen – die Globetrotter verhindern, das Land selbst kennenzulernen, weil die zahllosen Tempel, Steinlaternen, heiligen Wälder und künstlichen Gärten an einer die Sehfähigkeit lähmenden Gleichförmigkeit leiden und den Besucher rasch ermüden. Mein zweiter japanischer Aufenthalt hat[...] den Vorteil, daß ich sie schon kenne, ebenso Nikko, Nara, Nagoya, Kioto, Miyajima, Futami, Yamada und andere Orte ..." (S.17)

Damals hatte sie Japan romantisch verklärt sehen wollen und hatte, wie viele andere Europäer in Japan vom realen Leben in Japan und den Verhaltensweisen der Japaner zutiefst desillusioniert, in den Chor des Japan-Bashings, um einen heutigen Ausdruck zu verwenden, eingestimmt. Nun, elf Jahre später, folgt die Reflexion über ihren eigenen "Hass" und den der Residenten: "Vor Jahren war ich voll Sehnsucht nach japanischem Edelrittertum, nach japanischer Kunst und Schönheit, nach zierlichen Geishas, die sterben, wenn sie der Geliebte verläßt, kurz, erfüllt von Kokoro, Madame Chrysanthème, Butterfly und Geishas nach Japan gekommen und angesichts der blinden Begeisterung der Globetrotter von bitterstem Zorn über den Trug erfaßt worden. (S.41-42) Willig hatte ich mich damals zum Sprachrohr der Residenten gemacht. Jetzt erst erkenne ich, daß die tiefste Ursache dieses Hasses nicht nur

³ Hier möchte ich Sepp Linhart dafür danken, dass er mich auf Alice Schalek aufmerksam gemacht hat.

⁴ Titel in der *Fackel* 640, 1924, S. 24-31

in der beständigen Aufreizung durch das wachsende Mißverhältnis zwischen dem poetischen Stil der Japaner und ihrem so viel unpoetischeren Wesen liegt, sondern vor allem darin, daß die Japaner die Bewunderung der Welt für ihre erstaunliche Entwicklung zur Großmacht des Ostens einheimen, während die weißen Kolonisten meinen, daß diese Erfolge größtenteils auf ihrer Arbeit beruhen. Statt nun, wie sie erwartet hatten, für ihre hingebenden Erzieherdienste das japanische Volk ohne Ende beherrschen und ausbeuten zu dürfen, sehen sie sich durch dessen jäh aufgeschossenes Selbstbewußtsein nicht nur um Dank und Gewinn, sondern auch um die Stellung geprellt. Je nach ihrem Temperament ballen die Ausländer entweder die Fäuste in der Tasche oder sie machen sich insgeheim darüber lustig, daß die Japaner im Verkehr volle Ebenbürtigkeit verlangen, ohne der raschen Entwicklung mit ihrer Ausbildung nachkommen, im geschäftlichen und technischen Zusammenarbeiten die ihrem Auftreten entsprechenden Leistungen aufweisen zu können. Sich trotz ihrer unleugbar noch heute bestehenden Unentbehrlichkeit von anmaßendem Hochmut abhängig zu sehen, verbittert natürlich die Residenten, den unbeteiligten Beobachter hingegen muß es ergreifen, wie rasch sich der aus dem Russisch-Japanischen Kriege zurückgebliebene Siegesrausch der Japaner in den Wunsch gewandelt hat, die Weißen nicht zu schlagen, sondern auch einzuholen." (S.42) Auf Vorhaltungen der "Residenten", sie sei der Regierungspropaganda zum Opfer gefallen, reagiert Schalek: "Sind es wirklich deren moderne Machenschaften, die mich vom Japanhaß, wenn auch nicht zur widerspruchslosen Liebe, so doch zum Verständnis, zur Anerkennung, ja sogar zum Respekt bekehrten, dann alle Achtung vor ihnen!" (S.42)

Wie diese Passage bezeugt, stand die zweite Japanreise Schaleks keineswegs unter dem Stern der Suche nach dem Fremden: Japans Fremdheit hatte sie bei ihrem ersten Besuch bereits ausgekostet. Mit Distanz und zweifellos persönlich gereift durch die Erfahrungen im Ersten Weltkrieg analysierte sie durchaus nüchtern sowohl ihre eigenen Emotionen wie auch die der in Japan ansässigen westlichen Ausländer. Die Selbstreflexionen, die immer wieder um den respektiven Anteil des Verhaltens der Japaner gegenüber dem der eigenen Befindlichkeit und Erwartungshaltung kreisen, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Reportage und muten durchaus gegenwärtig an.

Der zweite Aufenthalt stand also unter dem Vorzeichen einer nüchterneren Betrachtung Japans und japanischer Lebensweise. Schalek beabsichtigte eine Reportage mit Photographien und war daher wie üblich mit eigener Photo-Ausrüstung unterwegs; die zahlreichen Bilder, die sie machte, waren vor allem auch für ihre Vortragstätigkeit in Österreich und Deutschland gedacht. Der Titel zu ihrer Reportage, der für Alice Schalek "Japan" auf den Punkt brachte, verdankte sich ihrem photographischen Blick: "Im Parke gibt es eine

Stelle, von welcher ich das älteste und das jüngste Japan in ein Bild einfangen kann, denn die uralte kaiserliche Fichtenmauer wird jenseits des Kanals gerade von den modernsten Bauten eingerahmt, und hier fällt mir für dieses Buch der Titel ein: ‘Japan, das Land des Nebeneinander’, eine Bezeichnung, die in Japan so ziemlich durch alles gerechtfertigt wird.” (S.25) Dieses ‘Nebeneinander’ verstand sie verschiedentlich als japanisch versus westlich, auf modern versus traditionell, aber auch auf modern im Sinne von effizient und rational versus überholt, ineffizient und unverständlich, und es kennzeichnete für sie besonders das veränderte Japan nach dem Krieg.

Wie dramatisch die Veränderungen waren, läßt sich am besten am Vergleich zwischen Schaleks erstem Besuch 1911 “im damals billigsten Land der Welt” (S.17) und ihrem zweiten 1923 ablesen, den Schalek immer wieder anklingen läßt.

Gleich bei ihrem ersten Zwischenhalt in Kobe stachen ihr die Veränderungen ins Auge, wo in vornehmen Hotels, die seinerzeit ausschließlich den Weißen vorbehalten waren, nun japanische Gäste mit größter Zuvorkommenheit bedient wurden, mit größerer noch als den Ausländern zuteil wurde. Dies hätte vor zwölf Jahren “beiden Seiten als unmöglich gegolten”, konstatiert sie. Nun aber waren sie zur wichtigsten Einnahmequelle der Hotels geworden, “die mit Ausländern kaum mehr rechnen. Den japanischen Preisen gegenüber sind diese nicht mehr kaufkräftig genug”. Auch die Ladenbesitzer klagen, dass die mit Paketen beladenen Amerikaner, die in langer Rikshareihe durch Kobe rollen, zumeist nur billige ‘Curios’ einhandeln. “Japan ist augenblicklich auch für Amerikaner zu teuer, denn seine Preise sollen um die Hälfte höher sein als die der Vereinigten Staaten.” (S.2). Auch die Lebenshaltungskosten für die “Residenten” haben sich drastisch erhöht: “Früher konnte ein weißer Angestellter mit einem Monatsgehalt von hundertzwanzig Yen in einem ausländischen Hause Koch und Diener halten, Gäste empfangen und dabei noch eine hübsche Summe zurücklegen, während jetzt das sparsamste Leben mit einer einfachen Magd im japanischen Hause das Dreifache erfordert. Diese Höhe der Lebenskosten nötigt die meisten Firmen, sowohl in- wie ausländische, mit so wenig europäischen Hilfskräften wie möglich auszukommen.” (S.73)

Die veränderte wirtschaftliche Lage spiegelt sich auch im gestiegenen Selbstbewußtsein der Japaner wider, wie sie beim Bemühen, eine Riksha ins Hotel zu bekommen, erfahren mußte: “Die Träger beginnen ein Gespräch miteinander, lachen, achten gar nicht auf mich. ‘Fünf Yen?’ fragen sie, als sie meine auffordernden Handbewegungen nicht mehr übersehen können, und ich muß endlich der unberechtigten Forderung zustimmen. Von der kriecherischen Demut der Kulis von einst ist keine Spur mehr vorhanden” (S.10). Nicht geändert hat sich hingegen der Zustand japanischer Straßen, die nach wie vor

eine Schlamm-Odyssee bereiten. Tröstlicherweise finden sich überall hilfsbereite Japaner: “Die Hilfsbereitschaft und Höflichkeit der Japaner Fremden gegenüber ist eine neue Errungenschaft, denn früher überwogen Abneigung und Verlegenheit; freilich paart sich ihnen die ebenso unausbleibliche Neugier und unentrinnbar folgt die Frage »Woher kommen Sie?«” (S.13). Auch die Japanerinnen haben sich stark verändert, was Schalek im Verlauf des Aufenthalts noch klar erkennen wird. Vorläufig aber schließt sie sich noch dem Spott der deutschen Offiziere des Dampfers an: “‘Japanische Damen?! Ha=ha=ha – Die Offiziere lachen. Das gibt’s doch gar nicht! Das wissen sie besser – – – Ich selbst bin nun schon zum zweitenmal in Japan, also nicht mehr so unbekannt mit dem Lande wie sie. Dass nicht alle Japanerinnen Geishas sind, weiß ich bereits; aber japanische Damen, die abends allein spazieren gehen, nein, davon weiß auch ich nichts, noch nichts” (S.7). Ihre Meinung ändert sie spätestens nach einem Interview mit der Redaktrice des *Asahi*, “Fräulein Takenaka”⁵: “In Kobe hatte ich selbst noch mit den Offizieren des »Emil Kirdorf« darüber gelacht, dass bürgerliche japanische Damen abends allein ausgehen sollten, nun zieht hier eine Journalistin eine Füllfeder aus ihrem Obi, dem Brokatgürtel, – ihr Notizbuch hat sie freilich noch, wie hier im Volke bei Paketen allgemein üblich, in ein buntes Tuch eingeschlagen – und schreibt damit ganz ernsthafte Dinge auf, vielleicht von einer höheren Warte als ihre Kolleginnen bei uns.” (S.45)

Schalek erwies sich als scharfsinnige Beobachterin, und wußte ihre zahlreichen Empfehlungsschreiben aus Österreich zu nützen. Angesichts ihrer Auszeichnung durch den Kaiser und ihrer langjährigen Tätigkeit als Feuilletonistin der *Neuen Freien Presse* darf angenommen werden, daß es sich durchaus um hochrangige Empfehlungen gehandelt hatte. Jedenfalls wurde sie im Auswärtigen Amte (Außenministerium) bereits erwartet und von einem Diplomaten “unter Beobachtung aller internationalen Kavalierspflchten” zum Lunch in das Hotel Imperial ausgeführt, woran man erkennen könnte, so meinte sie, daß dieser viel und erst kürzlich im Ausland gewesen sei (S.37). Bei diesem Mittagessen wurde sie “Dr. Issa Kawado”, dem Chef eines vor wenigen Tagen im Hotel eröffneten, neuartigen ‘Informationsbureaus’, zur Betreuung – oder genauer, wie sie hellsehtig konstatiert, zur Bespitzelung – übergeben (S.38). Kawado schied in der Folge alle Einführungsschreiben, die an Leute außerhalb Tokios gerichtet waren, mit der Begründung aus: “Wer nicht in Tokio lebt, ist unbedeutend; wäre er bedeutend, lebte er in Tokio”. Ausgeschieden wurden auch alle Briefe an Private: “Davon haben Sie nichts”,

5 17. 11. 1911: Shigeo Takenaka joined Tokyo Asahi Shimbun, becoming the first female journalist in the company. [<http://www.asahi.com/shimbun/honsya/e/e-history.html>; 2009-07-03]

während ihm die Empfehlung an den Industriemagnaten Mitsui besonders wertvoll dünkte (S.39).

Mithilfe ihrer Empfehlungsschreiben begann Schalek, sich ernsthaft über die Zustände in Japan zu informieren. Über soziale und wirtschaftliche Veränderungen hinaus war Japan gegenüber den Verliererstaaten auch politisch zu einer bedeutenden Macht aufgestiegen. Dem mit einem Wissenschaftsboykott belegten Deutschland verhalf Japan vorsichtig wieder zu internationalen Auftritten, wie am Beispiel der Errichtung des deutschen Kulturinstituts in Tokio, für das sich besonders der Tokioter Bürgermeister Gotō Shinpei (1857-1929) einsetzte (vgl. Friese 1997), und spektakulär am Besuch Albert Einsteins in Japan 1922 ersichtlich ist. Und es ist wohl eine besondere Ironie der Geschichte, daß die Forschungen Otto Hahns und Lise Meitners zur Atomspaltung, die in die Entwicklung der Atombombe mündeten, just mit dem Geld aus japanischen Stiftungen, über die zwischen 1920-1925 über 160.000 Goldyen an die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft flossen, finanziert wurden (Friese 1997:239). Grund für diese Annäherung war neben der Hochachtung, die japanische Wissenschaftler ihren früheren Lehrmeister aus Deutschland und Österreich entgegenbrachten, auch "das Gefühl außenpolitischer Isolation: Sowohl der Verliererstaat Deutschland als auch der von den anderen Alliierten wegen seines Großmachtstrebens mißtrauisch beäugte Siegerstaat Japan suchten nach Ausgleich und Verbündeten" (Friese 1997:237-238).

Auf diese Isolation wies auch Schalek mit der Beschreibung der Turbulenzen hin, die der Besuch des "Führers der Bolschewisten" Joffes auf Einladung Gotōs – eben jenes Politikers, der auch die Errichtung des Deutschen Japaninstituts maßgeblich unterstützte – auslöste. Adolf Abramowitsch Joffe (1883-1927), der führende diplomatische Vertreter der Sowjetunion in Ostasien, wurde von Gotō privat zur Behandlung seines schlechten Gesundheitszustands eingeladen (Nish 2002:52). Daß Gotō, den Schalek als "einen der zwei interessantesten politischen Persönlichkeiten in Tokio" (S.61) bezeichnete, mit dieser Einladung auch politische Ziele verfolgte, wurde von niemanden bezweifelt: "Aber auch solchen Japanern, die feineren Verästelungen der Politik zugänglich sind, blieb es ein ungelöstes Rätsel, ob Goto nur die Verantwortung nach außen auf sich genommen oder tatsächlich ohne Wissen der Regierung auf eigene Faust gehandelt habe; ihnen war nur der Anlaß dieses bedeutsamen Schachzuges klar: Japan muß wieder einen Freund haben. England rückte zur Seite, weil Japan verlangt hatte, daß Australien ihm seine Tore öffne, China und Amerika zeigen sich übelwollend, ersteres fast feindlich – hassen doch die Chinesen die Japaner mehr als die Franzosen die Deutschen, als die Antisemiten die Juden. Japan täuscht sich nicht mehr darüber, daß es vollkommen vereinsamt ist. Daher die Einladung an Joffe" (S.67).

Aus ihrem Gespräch mit Gotō zitiert Schalek eine Passage, die Gotōs Unterstützung des deutschen Kulturinstituts in Tokio durchaus erstaunlich erscheinen läßt: „Und plötzlich schießt die Frage auf mich los: »Warum haßt Deutschland Japan?« Die in Deutschland geradezu wie ein Kult betriebene Verehrung alles Japanischen, die Lafcadio Hearn's Werke gleich einer Offenbarung hinnahm, läßt mir diese Frage absurd erscheinen, aber Gotōs spitzfindiges Lächeln zeigt, daß er vom Gegenteil überzeugt ist. - »Und Kaiser Wilhelms Bild: Die gelbe Gefahr?« fragt er weiter. »Niemand wird das japanische Volk vergessen, daß es Deutschlands Herrscher war, der dieses Wort geprägt hat!« Da also fasse ich sie, die Kaiserworte, die dem deutschen Volke so viel Feindschaft ohne Gegenwert eintrugen, hier leben sie noch, ungemildert, unverzieren“ (S.69). Sicher spielte es mit eine Rolle, dass Gotō, der nach dem verheerenden Kantō-Erdbeben Innenminister werden würde, selbst in Europa Medizin studiert hatte, und zwar in Österreich bei Theodor Billroth. Warum die Unterstützung für Deutschland und nicht für Österreich? Zweifellos war Österreich nach dem Zerfall des Habsburgerreiches unbedeutend geworden: auch heute ist in Japan nicht das Land, sondern die Hauptstadt Wien ein Begriff. Gotō Shinpei fasste Schalek gegenüber die veränderten Positionen prägnant zusammen: „Schließlich bedauert Goto, daß man in Japan so wenig über den Wiederaufbau Österreichs wisse. Vor siebenundvierzig Jahren sei er in Wien zu Billroths Füßen gesessen und der erste medizinische Lehrer in Japan, Dr. Rohrlitz⁶, von dem er Deutsch gelernt habe, sei ein Wiener gewesen. Das erste Kriegsschiff, das er je gesehen, sei aus Österreich gekommen. Damals habe Japan noch keines gehabt, jetzt besitze Österreich keines mehr - und zwischen dieser Wendung liege sein Leben.“ (S.72)

Derlei politische Interviews mit hochrangigen Persönlichkeiten ignorierte Karl Kraus übrigens ebenso wie Schaleks Bemühen, eben nicht „den Japaner“ zu identifizieren und schubladisieren, sondern gerade auch an individuellen Persönlichkeiten die Spannbreite japanischen Verhaltens festzumachen. So fand sie in der Person von Herrn Tsurumi, Beamter des Eisenbahnministeriums, ein Beispiel des Nebeneinanders, das für sie für das damalige Japan so charakteristisch war.

Im Beamten Tsurumi war für sie von seinem Erscheinen her ebenso wie innerlich „der neue japanische Typ“ vertreten: weltgewandt, hält Vorträge vorzugsweise in Frauenvereinen, vertritt die japanische Jugend und interessiert

⁶ Es handelt sich wohl um den österreichischen Arzt Albrecht von Roretz, der von 1876 bis 1880 Professor für Chirurgie an der medizinischen Hochschule Aichi in Nagoya war. Roretz war ein Schüler von Theodor von Billroth, und hat wahrscheinlich Gotō, der ab 1875 Direktor der medizinischen Hochschule war, an Billroth empfohlen. Wenn Gotō wirklich vor 47 Jahren bei Billroth in Wien war, müsste das 1876 gewesen sein.

sich für die ankommenden Ausländer. Aufrührerisch fordert er: "Jede Jugend solle ihr eigenes Leben leben. Der Wahlspruch sei: Los von der Massenerziehung, vom Massenschicksal, von der Opferung an den feudalen Geist. Jede Regierung, die sich dagegen stemme, müsse gestürzt werden". Tsurumi spricht sich entschieden gegen den Militarismus aus und befürwortet eine neue Taktik im diplomatischen Verkehr wie sie Frankreich mit seinem Botschafter, dem gefeierten Dichter Paul Claudel, eingeschlagen habe. Deshalb zeigt er sich sehr erfreut, daß "mit dem ersten Passagierschiff der neuen Stinnes-Linie eine Publizistin mitgeschickt" worden sei (S.43-45). Eingedenk der "stürmischen und enthusiastischen Aufnahme bei Herrn Tsurumi" (S.45) war Schalek in weiterer Folge enttäuscht, daß er sich bei einem Wiedersehen ihr gegenüber plötzlich kühl und distanziert verhielt. Allerdings fand dieses Wiedersehen in ganz anderem Rahmen statt – und hier enthüllt sich auch die volle Identität des "Herrn Tsurumi" –, nämlich in der Residenz seines Schwiegervaters, Gotō Shinpei, des "listigsten Fuchses aus der imperialistischen Militaristenkaste" (S.43). Tsurumi führt sie dort ein und zeigt seine andere Seite, für die der Kimono, in den er diesmal gekleidet ist, äußeres Zeichen ist. Das Nebeneinander von Freiheitsidealismus und traditionellem Gehaben in der Person Tsurumis wird durch Gotō noch übertroffen: "Jedenfalls übertrumpft der Schwiegervater, der als Ultrakonservativer mit den Bolschewisten Fäden anknüpft, noch den Schwiegersohn, der als Revolutionär die Tochter des Konservativen freite. Beides aber ist ein Nebeneinander, das in Japan zu den Alltäglichkeiten gehört" (S.66, 72).

Alice Schalek hätte für Tsurumi Yūsuke (1885-1973) und sein späteres Leben wohl noch ein weiteres "Nebeneinander" anführen können. Tsurumi, ein Anhänger des durch sein Werk *Bushido: The Soul of Japan* berühmten Philosophen und Vize-Generalsekretärs des Völkerbundes (1920-1926) Nitobe Inazō, war ein "internationalist". Mit seinem Mentor Nitobe, der auch seine Heirat mit Gotō's Tochter vermittelte, hatte er Reisen durch die USA, Europa und Russland unternommen und sich in den 1920er und 1930er Jahren um die Beziehungen zwischen Japan und dem englischsprachigen Ausland, besonders den USA, bemüht. Als einer der berühmtesten japanischen Publizisten im Ausland warb er reddegewandt um besseres gegenseitiges Verstehen und spielte eine bedeutende Rolle im Japanese Council (1926-1943) des Institute of Pacific Relations. Dessen ungeachtet wurde er aber auch zu einem wichtigen Mitglied der nationalistischen Einheitspartei Taisei Yokusan-kai, der Unterstützungsgesellschaft für die Kaiserliche Herrschaft. Zwischen 1946 und 1950 von der Säuberung durch die Alliierten Mächte betroffen, erlangte er 1953 wieder einen Parlamentssitz und 1954 das Amt des Ministers für Gesundheit und Wohlfahrt. (NDL Newsletter 115, August 2000) In der

Person von Tsurumi Yūsuke vereinte sich so das Nebeneinander eines um die internationalen Beziehungen bemühten Politikers und Journalisten und eines aktiven Unterstützers der nationalistischen Kaiserherrschaft.

Ein Nebeneinander fand Schalek auch im modernen japanischen Pressewesen und der sehr konservativen Regierung: “Es unterliegt keinem Zweifel, daß Japan seine erstaunliche Entwicklung über den Kopf seiner starrsinnigen, ja rückschrittlichen Regierung hinüber allein diesem Zeitungsbetrieb verdankt. Oft genug habe ich mich gefragt, wenn ich an Fabriken, Wolkenkratzern, Viadukten großartigster Bauart vorüberging: wie entstand dies alles in diesem langsamen, schwerfälligen, traditionsbeherrschten Lande, aus diesem fremdenfeindlichen, mißtrauischen und unverlässlichen Volke? Erst als ich die Zeitungen kennengelernt hatte, wußte ich, daß sie mit ihrem Eingreifen in das kleinste Nest; in die ärmste Familie, in das Privatleben des einzelnen – was wir noch als taktlos ablehnen – und mit ihrer unablässigen Übermittlung aller Geschehnisse von außen und innen das ausschließliche Verdienst daran hat” (S.56). Die von unzähligen Vertröstungen und der schlußendlichen Absage ihres Vortrags reichlich irritierte Schalek gewann, wie sie es formulierte, ihre “Hochachtung vor Japan [...] in dem Augenblicke wieder”, da sie {mit Herrn Matsuoka} das Zeitungsgebäude der *Nichi Nichi*⁷ besichtigen konnte. Das ganz nach amerikanischem Vorbild gestaltete japanische Pressewesen war der Europäerin Schalek zwar nach eigenem Bekunden “wesensfremd”, doch die technischen Einrichtungen konnte sie sehr wohl beurteilen. Und diese waren den europäischen “um viele Jahre voraus”.

Ganz im Sinne des “Nebeneinander” beschloß Schalek, die Pfade der Großstädte zu verlassen und die Provinz zu erkunden. Bevor es dazu kommen konnte, mußte sie erst ihr Durchsetzungsvermögen und ihre Unabhängigkeit unter Beweis stellen. Nicht nur trotzte sie den Warnungen der “Europäer”, sie hält auch entgegen dem Anraten ihres Betreuers oder Bespitzlers Kawado an einem Besuch in der Provinz fest. Kawado ist entsetzt: “Ein furchtbares Nest, weitab gelegen, wohin ‘niemand’ komme. Und unmöglich sei es, bei Japanern zu wohnen” (S.272). Schalek aber folgte unbeirrt der Einladung einer jungen Universitätsassistentin aus der Provinz, die ihr das “japanese life inside” (S.272) zeigen möchte.

Über Kobe und Osaka fuhr Schalek in die Provinzstadt “nennen wir sie Shiroyama” – die Provinzstadt habe ich aufgrund der genannten Personen im Universitätbetrieb als Fukuoka identifiziert –, wo sie entgegen den Unkenrufen ihrer europäischen Bekannten freundlichst begrüßt wurde. Ihr Vortrag

7 *Tōkyō Nichi Nichi Shinbun*, erste Tageszeitung Tokios, erschien 1872-1943. Vorläuferin der heutigen *Mainichi Shinbun*, einer der drei großen Tageszeitungen Japans

über Österreich sollte noch in der Woche ihrer Ankunft stattfinden und “wird den Anstoß zu etwas ganz Großem, Gewaltigem, in Japan erstmaligem geben, weil Frauen, und zwar Frauen allein, seine öffentliche Veranstaltung übernommen haben” (S.298). Zuerst aber wurde sie von der Universitätsassistentin, Fräulein Dr. Hisa Ishi, in deren Vorstadt-Heim geleitet, wo sie während ihres Aufenthalts mit der Familie Ishi wohnen sollte. Der Vater “baut in Korea Häuser in europäischer Art”, der zwanzigjährige Bruder bereitet sich auf die Gymnasialprüfungen vor, eine jüngere Schwester und eine Nichte scheinen noch zur Schule zu gehen. Das Haus ist ein ganz und gar japanisches, was den nach europäischem Empfinden geradezu beängstigenden Mangel an Intimsphäre und die unzureichenden Heizmöglichkeiten betrifft. Allerdings ist es von den “Wohnungen im echten alten Stil” gänzlich verschieden: ein “Kunterbunt[, das] für die Epoche des Übergangs das eigentlich Typische” ist (S.301). Schalek beklagt aber nicht einen Verfall der japanischen Tradition, sondern meint: “Und da es diese Umschichtung ist, die mich am meisten interessiert, so fesselt mich das Ishi-Haus ganz besonders, als unübertreffliche Verkörperung des unruhigen Zustandes zwischen einst und künftig” (S.301).

Schalek bemüht sich, mit den Unannehmlichkeiten, zu denen neben der Kälte auch das Zuschieben der Tatami mit “ungeübten Fingern” zählt, zurande zu kommen. Die kulinarischen Qualitäten der japanischen Küche überzeugen sie nicht, doch kann ein westliches Frühstück mit Brot extra aus der Nachbarstadt, Tee auf europäische Art und gekochtem Ei sowie der von japanischer Seite mit Erleichterung aufgegriffene Vorschlag, “zu den beiden Hauptmahlzeiten ein Stück frisch abgebratenes Fleisch und sehr heiße Kartoffeln zuzubereiten” (S.309), hier Abhilfe schaffen. Mit dem “Toilettenraume” im Glaskorridor neben einer Kiste mit eingepflanzten Veilchen kann sie sich abfinden, nicht aber mit dem Waschen und Frisieren im Hocken. “Die armen Veilchen sind das Opfer, die Kiste wird umgestülpt und dient mir des Morgens hinfort als Wasch- und Frisiertisch” (S.306) – welche Entbehrungen immer erträglich sein mögen, die der korrekten europäischen Toilette ist es nicht. An die Warnungen ihrer europäischen Freunde fühlt sie sich durch die fehlende Bettwäsche erinnert, die zwar in “rührender Fürsorge”, aber dennoch nur unzulänglich durch ein zu kurzes Tischtuch ersetzt wurde. Nur der Gedanke an das Fräulein Doktor und ihre Entbehrungen verhindern, daß sich “eine Minute lang eine Art Elend” sich über sie senkt. Über der Beschreibung der Unbequemlichkeit des “japanischen Lebens von innen” bleibt sich Schalek doch der “Mühe und [...] Unruhe, die ich im Hause verursache” (S.309-310) bewußt, und sie vergißt auch nicht, die große Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Familie Ishi zu rühmen. Der Aufenthalt in einem japanischen Haus führt ihr die “Anspruchslosigkeit und Leidenschaft” und den “bewunderns-

würdigen Gleichmut“ der Japaner vor Augen, der es ihr immer unmöglicher erscheinen läßt, “diesen bescheidenen Menschen, die nur fingernagelgroße Stückchen Kohle verbrennen, in einem Vortrage die Österreicher als bemitleidenswert zu schildern, weil sie in ihren festgebauten Wohnungen nicht alle Zimmer heizen könnten” (S.305).

Alice Schalek beobachtete von ihrem Standpunkt als Europäerin oder dezidiert als Wienerin – wie bei ihrer Beschreibung der europäischen Musik in Japan – und zog Vergleiche zwischen Japan und Europa oder Japan und Wien. Auffallend ist dabei ihre Wertschätzung der japanischen Kultur, auch wenn sie ihr fremd bleibt, bei gleichzeitig höchst kritischem Blick auf die Übernahme westlicher Kultur durch die Japaner. Besonders unzufrieden zeigte sie sich mit der westlichen Kleidung, über deren Zusammenstellung und Trageverhalten sie selten ein gutes Wort verlor.

Ein Beispiel dieser Mißbilligung läßt sich am Besuch im Haus eines japanischen Universitätsprofessors ausführen: “Der Hausherr, ein unfein aussehender, kleiner Japaner mit ausdruckslosem Gesicht, in ausgefransten, ausländischen Hosen und einem spiegelnden Rock, dessen Kragen Fettflecke aufweist, sitzt ungeschickt halb auf dem Rand des Samtsofas und bemüht sich mit einem für einen Universitätsprofessor erstaunlich hilflosen Lächeln, den ersten ausländischen Gast seines Hauses zu unterhalten. [...] Mein Wunsch, von wirklichen Künstlern japanische Musik zu hören, wird nach dem Tee erfüllt. Ein Japaner im kostbarsten Montsuki, die Vornehmheit eines Jahrhunderts alten Geschlechtes im Gesichte, erscheint und setzt sich mit bezwingender Würde auf den Boden. Er beginnt eine No-Ballade zu singen – oder was die Japaner so nennen –, und zwar die mir bereits bekannte Nagauta, den Frühlingsblumen-Sang von dem Engel an dem wunder-, wunderschönen Fujiyama-Strande. Leise frage ich die Hausfrau, wer er ist. Und da lacht sie – ist es doch ihr Mann! Die unfeine, unruhige Proletenerscheinung hat sich durch die angestammte Tracht, die traditionelle Haltung und die antike Kunst in einen Edelmann gewandelt, eine durch Äußerlichkeiten hervorgerufene, innere Verwandlung” (S.318-320). Ihr abschließender Kommentar über die Darbietung japanischer Musik an diesem Abend steht stellvertretend für ihre Haltung zu Japan: “Es ist ein seltsames Konzert, das man Musik in unserm Sinne nicht nennen kann. Es hat mehr Rhythmus als Melodie, große Längen und wenig Erfindung, aber man muß die Japaner bewundern, die neben solcher Musik auch Beethoven lieben, während wir in unserer Einseitigkeit etwas von unserer Melodik vollkommen Abweichendes nicht als Musik zu empfinden imstande sind” (S.320).

3. Österreich in Japan

Immer wieder traf Schalek auf Österreicher oder Österreichisches in Japan, zu dem auch Teile der europäischen Musik zu rechnen sind. Der Abschnitt, in dem sich Schalek der europäischen Musik in Japan widmete, ist geprägt durch das Bemühen, den japanischen Anstrengungen Rechnung zu tragen, und einer gleichzeitig nüchternen Kritik am Ergebnis. Die erste Begegnung mit westlicher Musik in Japan geschah anlässlich eines Konzerts zugunsten der Deutschlandhilfe, veranstaltet von der einzigen ausländischen Lehrerin für Musik an der "Tokioter Staatsakademie", einer mit einem Deutschen verheirateten Norwegerin. "Das Urteil über die modernen Leistungen der Japaner schwankt immer zwischen Härte bei dem Vergleich mit dem europäischen Vorbild, wobei noch keineswegs auf musikalisches Können in Wien zurückgegriffen werden müßte, und Nachsicht bei der Erwägung der Kürze der Zeit des Unterrichtes, bei welchem auch noch die Rührung über das ungeheure Streben der Japaner, über ihre Fähigkeiten hinaus Unmögliches zu erreichen, in die Waagschale fällt. Daß sich arme Studenten aus eigenem Antrieb zusammentun, um die ihnen so unendlich fernliegende Schubert-Musik einzuüben, ist sicherlich außerordentlich rühmend; dagegen gehört ein großes Stück des japanischen Mangels an Kritik ausländischer Dinge dazu, mit solchen herzerreißenden Katerklängen in die Öffentlichkeit zu treten" (S.215-6). Die steigende Beliebtheit europäischer Musik und die Bereitschaft der "neuen japanischen Bildungsanwärter, deren Aufstieg dem unserer Kriegsgewinner ähnelt", nun auch teure Konzertkarten zu erstehen, im Gegensatz zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, als auch billigere Karten keine Abnehmer fanden, verlockte Künstler aus allen Ländern der Erde, Konzertreisen nach Japan zu veranstalten. Während Schaleks Aufenthalt waren nacheinander Mischa Elman (der berühmte ukrainisch-amerikanische Geigenvirtuose Mikhail Saulowitsch „Mischa“ Elman, 1891-1967), Burmester (der deutsche Violonist und Komponist Carl Adolph Wilhelm Burmester, 1869-1933), Kreisler (der österreichisch-amerikanische Violinist und Komponist Fritz Kreisler, 1875-1962) und Schumann-Heink (die österreichisch-amerikanische Sängerin Ernestine Schumann-Heink, geborene Rössler, 1861-1936) angekündigt. Steigender Wohlstand in Japan und sinkende Kaufkraft und Verarmung der Künstler in Europa machten Japan zu einem begehrten Aufführungsort. Reklame war allerdings das Um und Auf, wie Schalek ja auch selbst bezüglich ihres geplanten Vortrags feststellen mußte. "Ein ganzes Jahr lang muß sein Auftreten vorbereitet werden, in dieser Woche erscheint in der einen Zeitung sein Bild mit irgendeiner Sensationsmeldung, in der nächsten Woche bringt die andere die Lebensgeschichte mit rührenden Zügen aus der Jugend. In den letzten Wochen

vor seiner Ankunft hängen die Plakate mit dem Konterfei in jedem dritten Laden der ganzen Stadt. Als Kreislers Konzert bevorstand, gab es in ganz Tokio kaum eine Schusterwerkstatt oder Lampionbude, in der nicht angeschlagen war, daß Kuraisureru, wie Kreisler im Japanischen genannt wurde, Japan die große Ehre erweisen werde, dort zu spielen” (S.219-20).

Jedes Hotel hatte sein Symphonieorchester, von denen, so Schalek, nicht jedes das Niveau des österreichischen Orchesters im Tokioter Imperial-Hotel aufweisen konnte. Dieses Orchester setzte sich aus ehemaligen österreichischen Kriegsgefangenen, die über Sibirien ihren Weg nach Japan gefunden hatten, zusammen und war von einem Tanzorchester zu einem klassischen Symphonieorchester aufgestiegen, zumindest konnte es den allabendlichen Foxtrott an ein amerikanisches Orchester abgeben (S.51). Der musikalische Ruhm fand jedoch keinen Niederschlag in materiellem Wohlergehen: “Die Österreicher im Imperial haben es nicht allzugut, sie wohnen in den Ruinen des abgebrannten alten Traktes und müssen auch bei schlimmster Winterkälte durch zugige Gänge in ihre Dachkammern gehen, aber mit ihrer Musik haben sie sich vollkommen durchgesetzt. Ich selbst sehe es einmal bei einem Sonntags-five o’clock tea mit an, wie ein Japaner die schriftliche Bitte um das Ave-Maria von Händel zur Musikestrade hinaufschickt. Solche persönlichen Wünsche werden natürlich von einer Geldgabe begleitet, aber sonst sind diese Konzerte jedem Gast des Hotels frei zugänglich, so daß Tausende und Tausende von Japanern für den Preis einer Tasse Tee die ganze klassische Musikkultur Europas kennenlernen” (S.220).

Prominenter als im Bereich der Musik sieht sie Österreich im Schillauf vertreten. Es sind Österreicher und Deutsche, die “in Japan touristische Pionierdienste leisten, die auch dem Wintersport hier draußen Vorkämpfer waren” (S.78). Sie trifft bei einem Landsmann anläßlich eines Niku-Nabe-Abendessens Aloys von Grienberger. Grienberger wird vorgestellt als ein bekannter Sportler, den sie schon lange treffen wollte, und als Pionier, der es als erster und bis dahin einziger geschafft hätte, mit Skiern “bis zur Spitze des heiligen Berges vorzudringen” (S.79).

Das Schifahren, so die Erzählung, die Schalek wiedergibt, war in der japanischen Armee bereits durch den Wiener Major von Lerch bekanntgemacht worden, dessen militärische Skischule “aber nach seinem Abschied wieder eingegangen war. Ins Zivil war keine Kenntnis des Skifahrens, ja nicht einmal die Kunde davon gedrungen”.

Hierin irrten Schalek oder ihr Gewährsmann, denn die Kunde des Schifahrens war wohl auf zwei Routen in der japanischen Zivilbevölkerung bekanntgeworden: einmal, allerdings ohne nachhaltige Verbreitung, durch den Schweizer Hans Koller 1909 unter seinen Studenten an der Kaiserlichen Universität

Tohoku in Sapporo (Klopfenstein 2012), zum ändern durch den genannten Major von Lerch. Theodor Edler von Lerch führte zwar tatsächlich den alpinen Schisport 1911 beim japanischen Militär ein, doch griff die Begeisterung für den neuen Wintersport bald auch außerhalb des Militärs um sich. Am 19. Februar 1911 wurde in Anwesenheit des japanischen Unterrichtsministers der erste japanische Schiklub in Takata, im schneereichen Nordwesten Japans, gegründet. Der Klub, dem als Ehrenmitglieder neben Lerch auch der japanische Marschall Nogi Gensui angehörte, zählte 1912 bereits rund sechstausend Mitglieder (Pöcher 2009). 1921 war ihm bei Takata ein Obelisk (und 1961 ein drei Meter hohes Standbild auf Sockel) errichtet worden⁸. 1912 brachte Lerch den Schilauf nach Asahikawa, Hokkaido. Nach 1912 entwickelte sich der Schisport rasch mit der Erschließung von Pisten und der Errichtung zahlreicher Schutzhütten, durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs allerdings kamen die wintersportlichen Beziehungen zwischen Österreichern und Japanern zum Erliegen (Pöcher 2009).

Die Erzählung, die Schalek wiedergibt, läßt diese Geschichte außer acht. 1914 sei bei Goshiki-Onsen eine Art Wintersportplatz errichtet worden, wo Österreicher, Deutsche, Engländer und Schweden den Alpinen Skiklub gründeten. Dieser sei aber nach Ausbruch des Krieges zerfallen, da die Stützen des Skiklubs weggefallen seien, die geächteten Österreicher (“Hunnen und Halbhunnen – mit welchem Namen man die Österreicher beehrte”). Allerdings hätten dadurch die Japaner Interesse am Schisport gefunden und nähmen seit drei Jahren selbst an dem Sport teil. “Da sich nun herausgestellt hat, daß die jungen japanischen Skiläufer der Lungenschwindsucht, die in Japan ihre Opfer in Hekatomben dahinfrafft, mehr Widerstand entgegensetzen, wurde die neue Art der Winterbergsteigerei von den Hochschulen sehr begünstigt und die Regierung veranlaßte die Lehrer, einen japanischen Alpenverein zu gründen.” Ein Japaner sei zum Studium in die Schweiz gesandt worden und hätte nach seiner Rückkehr die erste japanische Skischule bei Seki-Onsen in Echigo gegründet. Statt der von Lerch eingeführten Lilienfelder Bindung und Technik wurde nun die aus der Schweiz mitgebrachte Huitfeldbindung bevorzugt, und es wurden Telemark- und Christianiaschwünge ohne Stock nach norwegischem Vorbild geübt. Die Skier selbst würden bereits in Japan hergestellt, wie auch die Bilgerbindungen – sehr zum Leidwesen der österreichischen Fabrikanten, die in der Hoffnung auf Nachbestellung die Muster dazu geliefert hätten. (S.78)

Trotz all dieser beachtlichen Leistungen hätte es aber noch kein japanischer Skifahrer so weit gebracht, Aloys von Grienberger als Gefährte bei seiner Be-

⁸ Eintrag “Lerch” im Österreichischen Biographischen Lexikon 1815–1950 des Zentrums Neuzzeit- und Zeitgeschichtsforschung (http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_L/Lerch_Theodor_1869_1945.xml).

steigung des Fuji zu dienen. Jedoch hätte sich der Schilehrer Kobayashi, der die japanische Schischule bei Seki-Onsen leitete, entschlossen, Grienberger zu begleiten. Sehr plastisch werden dann die Gefahren und Schwierigkeiten beschrieben, die Grienberger bei seiner Besteigung zu überwinden hatte. Das blanke Eis der Spitze etwa oder die Steilheit von etwa 45 Grad ganz oben, die bei einem Absturz den sofortigen Tod brächte und die auch Photographieren unmöglich macht: "Die Last des photographischen Apparates wurde vergeblich getragen, weil der von unten oder von oben aufgenommene Steilhang infolge seiner ungeheuren Jähe auf den jeder Perspektive ermangelnden Bildern wie eine Ebene wirkt" (S.79). Grienbergers Begleiter, der bis dahin schneidigen Kämmen und schwindelnden Eisgründen getrotzt hatte, kehrte nach der Übernachtung auf der vierten Station um: "Als aber der Japaner am andern Morgen das blanke Eis in der Frühsonne glitzern sah, sagte er energisch: 'Nein!' und fuhr bergab". Zu den großen Herausforderungen zählte der scharfe Gegenwind vom Gipfel herab, wo "ewiger Orkan, in einer uns unbekannt Stärke, der förmlich wie durch einen Saugschlauch die Nebelfetzen der ganzen Gegend zur Spitze hinreißt", herrscht. Grienberger hatte erst nach jahrelangem Studium der Wetterverhältnisse seinen Versuch unternommen, unmittelbar nach einem Taifun, weil darauf einige windstille Tage folgten, allerdings: "Dem kühnen Eindringling in diese Region wurden auch an dem 'windstillen' Tage der Besteigung die Lavakörner mit so furchtbarer Gewalt ins Gesicht geschlagen, daß er Wunden davongetragen hätte, wären nicht Gesicht und Hände durch Maske und Handschuhe geschützt gewesen". Beendet wird der Bericht durch die stereotype Feststellung, daß die Minute auf dem Gipfel für alle Leiden entschädigt hätte. Grienberger sei es noch ein zweites Mal gelungen, "unter Aufbietung der ganzen Kraft eines geübten, gestählten Körpers", den Fuji mit Skiern zu besteigen; danach sei diese Leistung nicht wiederholt worden. (S.78-80)

Nachweislich war Major von Lerch in Begleitung eines weiteren Österreicher, Herrn von Kratzer, bis auf ungefähr 3600 Meter, also bis knapp unter die Spitze des 3778 Meter hohen Fuji mit Skiern vorgedrungen und hatte für diese Leistung auch eine anerkennende Postkarte von Marschall Nogi, dem Helden des Russisch-Japanischen Kriegs (1904/05), später berühmt durch seinen rituellen Treueselbstmord nach dem Tod von Kaiser Meiji, erhalten (Pöcher 2009). Über die Person Grienbergers, seinen Japanaufenthalt oder gar seinen spektakulären Gipfelsieg mit Skiern hingegen ließ sich bislang noch keine bestätigende Information finden⁹.

9 Leider konnte ich zur Person Aloys von Grienberger keine genaueren Angaben finden. Mögliche Vorfahren oder Verwandte könnten ein Grienberger aus der "Halleiner Liedertafel 1849" sein, die einen Vorstand Adolf Ritter von Grienberger für die Jahre 1903-1904 und 1905-1924 ausweist; oder der "Kanzellist"

Hingegen ließ sich ein anonym gehaltener Professor in der nicht identifizierten Provinzstadt, in der Schalek die Universitätsassistentin besuchte, identifizieren und mit Österreich in Verbindung bringen.

Ishi Hisa, die in New York studiert hatte, arbeitet an der Abteilung für Psychiatrie und Psychologie einer "traditionserfüllten, uralten Medizinschule", zu der sie sich als Frau erst Schritt für Schritt den Zugang erkämpfen mußte. Der Vorstand ihrer Abteilung setzte sich dafür ein, daß sie als Frau festangestellte Universitätsassistentin werden konnte – "ein historisches Ereignis". Schalek zieht in gewohnter Manier den Vergleich mit Österreich: "Da es noch nicht gar so lange her ist, daß über die Frage, ob man eine Frau zum Vortrage zulassen dürfe, in der Wiener Urania um meinetwillen eine ganz ähnliche Kampfsitzung stattgefunden hat, kann die Europäerin inniger, als die heute hier am Ziele angelangte Universitäts-Assistentin glaubt, mit der Japanerin fühlen" (S.311-312). Der Vorstand der Abteilung spricht Deutsch, da er in Deutschland studiert hat, und beschäftigt sich mit den Entdeckungen Eugen Steinachs. Es handelt sich hier wohl um niemand anderen als Sakaki Yasuzaburo (1870-1929), den berühmt-berüchtigten Professor für Psychiatrie an der Kaiserlichen Universität Kyūshū in Fukuoka.

Die Japanologin Kawana Sari beschreibt ihn in ihrem Artikel "Mad scientists and their prey: bioethics, murder and fiction in interwar Japan" (2005) als Vorbild für die fiktiven verrückten Wissenschaftler der Literatur der Zwischenkriegszeit. Kawana zufolge schloß Sakaki während seines dreijährigen Aufenthalts in Deutschland als Regierungs-Stipendiat Freundschaft mit Albert Einstein, der ihn im Dezember 1922 offensichtlich auch besuchte, denn die Universität Fukuoka bewahrte die Tafel auf, die Einstein während eines Vortrags benutzt und zu löschen vergessen hatte (Kawana 2008). 1924, so Kawana weiter, zwei Jahre nach Einsteins vielbeachtetem Besuch in Japan, habe er die von Zeitungen zur Sensation erhobene Behauptung aufgestellt, eine Art *elixir vitae* gefunden zu haben. Seine Behauptung, durch die Stimulation der Schilddrüse Patienten verjüngen zu können, sei von nüchterneren Wissenschaftlern angezweifelt worden (Kawana 2005:98), doch habe Sakaki seine Experimente unverdrossen weitergeführt, einschließlich eines, in dem er angeblich bewiesen hätte, daß er das Altern bei Männern verhindern könne, indem er die Samenleiter unterbinde. Und Kawana fährt fort: "Obwohl viele seiner Ansprüche bestenfalls zweifelhaft waren, war Sakaki kein Quacksalber" (Kawana 2008). Für den zweiten Teil des Satzes, Sakaki sei kein Quacksalber gewesen, ist Kawana zuzustimmen, doch für den ersten Teil vernachlässigt

der K.K Staats- und Fondsgüter-Administration Aloys, Edl. v. Grienberger, wohnhaft auf dem Kapuzinerberg 836, der im *Kaiserlich-königlicher Schematismus des Erzherzogthums Oesterreich ob der Enns* von 1825 auf Seite 218 für Linz angeführt wird.

sie die historische Perspektive. In ihrer Monographie *Murder Most Modern: Detective Fiction and Japanese Culture* (Univ. of Minnesota Press, 2008) äußert sich Kawana noch kritischer gegenüber Sakaki. In seiner Obsession, den Nektar der Jugend zu finden, erschiene er kaum als der Elitemediziner, der er tatsächlich war (Kawana 2008). Kawana Sari hat unrecht.

Die Experimente des Psychiatrieprofessors Sakaki Yasuzaburō waren nicht seine Erfindung, jedenfalls nicht das Verjüngungs-Experiment mit der Unterbindung der Samenleiter. Auch erfolgten die erwähnten Experimente samt der damit verbundenen Medienaufmerksamkeit nicht erst 1924, nach Einsteins Besuch im Dezember 1922, sondern bereits früher, wie das Zeugnis Alice Schaleks, die Fukuoka im Frühjahr 1923 bereiste, belegt. Nebenbei bemerkt: was 1924 erfolgte, war die erstmalige Aufführung von Beethovens Neunter Symphonie durch Sakaki und seine Philharmonische Vereinigung der Kaiserlichen Universität Kyūshū, denn Sakaki, der neben Medizin auch Violine studiert hatte, war ein passionierter Liebhaber westlicher Musik (Ko o.J.). Es wäre interessant gewesen, wie Schalek die musikalischen Darbietungen des Professors Sakaki gewürdigt hätte, doch leider findet sich dazu nichts in ihrer Beschreibung.

Das Experiment mit der Unterbindung der Samenleiter aber stand zuerst an einem anderen Ort, nämlich in Wien, im Rampenlicht der Öffentlichkeit. Die Beurteilung der Wissenschaftlichkeit dieser Behauptung durch die medizinische Nachwelt scheint getrübt durch ideologische Vorurteile, die das bald danach an die Macht gelangte Nazi-Regime ihrem Erfinder, Eugen Steinach, aufgrund dessen jüdischer Herkunft entgegenbrachte.

Der 1861 in vorarlbergischen Hohenems geborene Eugen Steinach gilt als der bekannteste Hormonforscher seiner Zeit. An den Universitäten Prag (Vorstand des Laboratoriums für allgemeine und vergleichende Physiologie) und Wien (Professor für Physiologie) sowie als Abteilungsleiter an der Akademie der Wissenschaften nahm er nicht nur prestigereiche Positionen ein, sondern erhielt auch zweimal den Ignaz-Lieben-Preis und wurde zwischen 1921 und 1938 elfmal für den Nobelpreis für Physiologie und Medizin vorgeschlagen, bevor er aufgrund seiner jüdischen Herkunft 1938 ins Schweizer Exil ging, wo er 1944 starb. Ab 1923 leistete er wesentliche Forschung zur Herstellung des ersten synthetischen Hormonpräparats (SPÖ Hohenems 2010). Seine Experimente und Theorien im Bereich der Sexualkunde, die als Grundlagenforschung zur modernen Endokrinologie angesehen werden können, begründeten zwar seinen nachhaltigen wissenschaftlichen Ruf (Stoff 2004:36), Berühmtheit erlangte er allerdings durch das "Steinachsche Verfahren", eine Operation, bei der die Samenleiter durchtrennt wurde, um die Produktion von Testosteron anzuregen, und die dadurch verjüngend wirken sollte. Sigmund

Freud soll sich dieser Operation unterzogen haben und ihr auch eine positive Wirkung auf sein Krebsleiden zugeschrieben haben. (Archive for Sexology; SPÖ Hohenems). “Der Ausdruck ‘Steinachen’ gehörte in den zwanziger Jahren zum alltäglichen Vokabular” (Stoff 2004:31), und Steinach-Operationen stießen nicht nur in den verschiedensten europäischen Ländern, sondern auch in den USA und Südamerika auf regen Widerhall; selbst “die Steinach-Operationen des Japaners Sakaki” (Stoff 2004:72) finden Erwähnung. Nicht zuletzt durch den wachsenden Antisemitismus geraten die Verjüngungsoperationen, die ihren Effekt auf Kosten von Fruchtbarkeit erzielen, in den Ruf der Widernatürlichkeit und “galten für lange Zeit als ein Beispiel für pseudowissenschaftliche Irrwege” (Stoff 2004:17).

Umstritten waren die Experimente immer, und in Japan verlief der Konflikt entlang der Linie der hauptstädtischen Medizin und der Provinz, der Sakaki als Professor an der Kaiserlichen Universität Kyushu zuzurechnen ist. Als Alice Schalek 1923 die Universität Fukuoka besuchte, wurde sie, die “den ‘frischen Luftzug aus dem Westen’, nach dem er sich Tag für Tag sehnt”, mitbringt, vom Abteilungsvorstand tiefbewegt willkommen geheißen. “Und doppelt willkommen bin ich auf der Klinik, als sich gar herausstellt, daß ich den österreichischen Professor Steinach persönlich kenne, nach dessen Entdeckungen er seit langem die großzügigsten Versuche anstellt” (S.312-313). Schalek fährt in ihrer Beschreibung der Versuche von Sakaki nicht unkritisch fort: “Echt japanisch ist allerdings, daß er sie an hundert Menschen gemacht hat, ohne sich mit irgendeinem seiner Berufsgenossen oder mit Steinach selbst in Verbindung zu setzte. Er hat einfach drauflos operiert, jeden, der kam, darunter auch Onoye, Japans berühmtesten Frauendarsteller, mit der somnambulen japanischen Unbeschwertheit, die nach dem Höchsten und Tiefsten greift. Seine glänzenden Heilergebnisse bedeuten ihm den Triumph seines Lebenswerks, wiewohl er sie natürlich noch nicht als dauernd bezeichnen kann. Nun mischt sich die mißgünstige oder vielleicht nur etwas weniger unbedenkliche Kollegenschaft von der Tokioter Universität hinein und erlaubt sich, sein Vorgehen als unwissenschaftlich und unverantwortlich zu brandmarken.” (S.313)

Die Kontroverse, erklärte Schalek, wird zwischen den “Tokioter Professoren”, die ihre Kritik in der Zeitung *Nichi Nichi* publizieren, und dem Professor aus der Provinz, der darauf im *Osaka Mainichi* antwortet, ausgetragen. Tatsächlich findet sich in der *Yomiuri Shinbun* vom 29. Jänner 1923 auf Seite 5 eine mehrspaltige Meldung “Dr. Sakaki kommt im März zum Medizinkongress nach Tokio. Er gibt ein Rückspiel mit einem Vortrag über die Erfolge seiner Verjüngungsoperation (Sakaki-shi ga sangatsu Tōkyō no igakkai ni noridashite. Wakagaeri-hō no shujutsu seiseki o happyō shite fukushūsen o suru)” in der über den Disput berichtet wird. “Bei seinem Vortrag beim Medi-

zinkongress in Kioto im April vorigen Jahres wurde der berühmte Professor der Medizinischen Fakultät der Universität Fukuoka, Sakaki Yasuzaburo, der über erfolgreiche Verjüngungsoperationen an 35 Personen berichtete, heftig kritisiert. Seither hat er seine Studien weiter betrieben und weitere 40 Personen sowie auch 3 Frauen erfolgreich operiert.“ Sakaki, so berichtet die Zeitung weiter, wolle die Schmach tilgen, dass das Innenministerium die Operationen wegen Wirkungslosigkeit verboten habe. Schalek irrt also, wenn sie meint, dass er sich mit keinem seiner Berufsgenossen in Verbindung gesetzt habe. Sakaki hat vielmehr seine Experimente genau dort vorgestellt, wo man von einem Wissenschaftler erwarten konnte, dass er sie publik macht: bei einer wissenschaftlichen Fachtagung.

Schalek sieht sich selbst mitten in diese Kontroverse involviert, als sie mit Reportern konfrontiert wird, die wissen wollen, “ob der österreichische Forscher Steinach wirklich ein Schwindler sei und der Wissenschaft gar nicht angehöre, sondern augenblicklich ein Kinotheater leite. Auf Wunsch des Professors warte ich den aufhorchenden Zeitungsleuten sofort mit allen Daten aus dem Leben meines berühmten Landsmannes auf, ja, der Zufall will es, daß ich sogar eine Nummer der ‘Neuen Freien Presse’ bei mir habe, in welcher ein weltbekannter Gelehrter über die bisherigen Ergebnisse der Steinachschen Theorie zusammenfassend berichtet.” (S.313)

Schalek unterstrich hier mit der Autorität der unbeteiligten Europäerin den wissenschaftlichen Anspruch des ihr bis dahin unbekanntes japanischen Professors. Zieht man die Begeisterung in Betracht, mit der die Verjüngungsoperationen nach Steinach in Europa und weit über seine Grenzen hinaus verfolgt wurden, erscheint der “verrückte Professor” weniger als ‘*mad scientist*’ denn als international orientierter Forscher im avantgardistischen Feld seiner Zeit.

Der Spur wissenschaftlicher Kontakte zwischen Österreich und Japan folgte Schalek nicht nur weitab der Metropole im Süden des Landes, sondern auch im Norden, genauer an der Universität Tōhoku in Sendai. Auch hier war es ein Naturwissenschaftler, der den Ruhm des wissenschaftlichen Österreich nach Japan trug, nämlich Hans Molisch¹⁰.

Die Beschreibung der Reise in den Norden hebt einmal mehr Alice Schaleks Unternehmungsgeist und ihre Unabhängigkeit hervor. “‘Nein, nach Sendai kann man im Winter nicht fahren,’ sagen mir alle meine japanischen Bekannten, ‘dort ist es jetzt viel zu kalt.’” Und auch die europäischen Hausgenossen warnen angesichts eines just am Abreisetag einsetzenden Schneesturms vor Schneeverwehungen auf der Strecke (S.200). Freilich war wohl nicht zu erwarten, daß die berühmte Frontberichterstatterin des Ersten Welt-

10 Vgl. auch die Beiträge von Satō Masanori und Josef Kreiner in diesem Band

kriegs vor den Härten des japanischen Winters kapitulieren würde. Schalek macht sich unverdrossen auf die Fahrt und kommt "pünktlich auf die Minute, wie hier der Eisenbahnverkehr überhaupt immer ist," spätabends in Sendai an. Trotz der vorgerückten Stunde erwartet sie zu ihrer Überraschung ein großer Bahnhof, nämlich der ganze Lehrkörper des pflanzenphysiologischen Instituts, der ihr strahlend lächelnd versichert, "daß sie sich seit Wochen darauf gefreut hätten, einen Gast des Wiener Gelehrten als ihren Gast empfangen zu dürfen" (S.202). Wenn Schalek fortfährt, die Verehrung, die Molisch in Japan genießt, zu beschreiben, dann vermutlich in der Absicht, ihren österreichischen Landsleuten einen Spiegel vorzuhalten. Molisch würde umworben und verhätschelt wie eine Diva, "wie eine Diva bei uns, denn in Japan sind die Vertreter der Wissenschaft im Volke weit angesehenere als irgendein Künstler oder Mime. Daraus erklärt sich Professor Einsteins märchenhafter Erfolg hier" (S.201), doch nicht notwendig gleichermaßen der Bekanntheitsgrad von Molisch in Sendai, "wo ihn jedes Kind kennt und sich auf der Straße nach ihm umdreht" (S.201). Molisch's Bekanntheit ist zweifellos auch seiner europäischen Erscheinung und hünenhaften Statur geschuldet. Dennoch hatte Schalek so unrecht nicht, wenn sie von der Bewunderung sprach, die in Japan Wissenschaftlern entgegengebracht werde, denn der Besuch Einsteins wenige Monate zuvor hatte diesen tatsächlich zu einer Kulturfigur erhoben.

Die Forschungsbedingungen, die Molisch in Sendai vorfand, scheinen keine Wünsche offen gelassen zu haben. Zwar wären die Professoren "wie alle Staatsbeamten sehr schlecht bezahlt, aber mit den neuesten Apparaten, Maschinen und Lehrmitteln in verschwenderischer Fülle versehen" (S.204). Dies galt natürlich besonders für Molisch, der sich in Wien "daran gewöhnt hatte, in seinen Daseinsbedingungen hinter denjenigen mancher Handarbeiter zurückzubleiben, und der nun endlich, endlich, zum erstenmal, gefördert, anerkannt und geschätzt, sein Leben sorglos der Wissenschaft hingeben kann" (S.201). Ihm wird jeder Wunsch von den Augen abgelesen: "Die kostspieligsten Zeiss-Instrumente stellen sie ihm zur Verfügung oder lassen sie ihm kommen, jede von ihm vorgeschlagene Neueinrichtung führen sie aus, jeder seiner Anregungen leisten sie Folge. Ein Glashaus, ein botanischer Versuchsgarten, eine reichhaltige Bibliothek gestatten dem unverwöhnten Wiener, sich hier zum erstenmal aus dem Vollen wissenschaftlich auszuleben" (S.205-6). Auch wenn "der Chor der tadelsüchtigen Residenten in Tokio behauptet, er werde eben ausgenützt wie jeder, von dem die Japaner etwas lernen wollen, um dann rücksichtslos weggeworfen zu werden": Molisch reagiert gelassen lächelnd, er hätte sich "sein Leben lang nichts heißer gewünscht, als immer auf solche Art 'ausgenützt' zu werden".

Im Gegensatz zum beneidenswerten Forscherdasein von Molisch und, so klingt es durch, auch der japanischen Forscher an Universitäten steht das eines anderen Gelehrten mit Österreichbezug. In Tokio machte Schalek Bekanntschaft mit einem weiteren Psychiater. Professor Miyake ist der Direktor der “kürzlich eröffnete[n] neue[n] Irrenanstalt” (S.208). Bei dieser handelt es sich wohl um die 1919 nach Matsuzawa-*mura* im heutigen Bezirk Setagaya übersiedelte und in Matsuzawa Krankenhaus umbenannte Sugamo Krankenanstalt (Tōkyō Daigaku [2012]); heute Tōkyō Toritsu Matsuzawa Byōin / Tokyo Metropolitan Matsuzawa Hospital. Miyake Kōichi, der die Bielschowsky Methode nach Japan gebracht hatte, war dort als Direktor Nachfolger des berühmten Kure Shuzō tätig (Oda 2000:112), des Pioniers der japanischen Psychiatrie. In späteren Jahren bemühte er sich erfolgreich um das Krankenhaus, das auf sein Betreiben zur psychiatrischen Klinik der Universität Tokio wurde (Tōkyō Daigaku [2012]). Mit Professor Miyake konnte sich Schalek gut verständigen, “da er gut Deutsch spricht und in Wien bei den Professoren Obersteiner und Wagner von Jauregg studiert hat. Wien – – ! Sein Gesicht verklärt sich bei dem Worte ‘Prater’. Für jeden dieser einmal außer Landes gewesenen Gelehrten bedeutet die tief in der Erinnerung verankerte Jugendreise den einzigen Lichtblick seines Daseins; dieses wird nämlich – so heiter Japan äußerlich scheint – vom Untertan nur erduldet.” (S.208)

Ein indirekter Österreichbezug läßt sich auch für einen weiteren Besuch herstellen, den Alice Schalek abstattete, nämlich den einstündigen Termin bei Baronin Shidzue Ishimoto (besser bekannt unter dem Namen Katō Shizue), einer “junge[n] Frau, die zu der allerersten Gesellschaft Tokios gehört [... und] das hypermoderne Japan” verkörpert. Ishimotos Engagement für Geburtenkontrolle nach dem Vorbild Margaret Sangers samt des daraus resultierenden “Mißtrauens der Polizei, ja sogar der Regierung” werden beschrieben, aber auch ihr soziales Engagement. Im vorletzten Stockwerk eines riesigen Versicherungsgebäudes “an der Kobayashi-Ecke der Ginza” hat Ishimoto einen Laden eröffnet. Dort leitet sie “eine Strick- und Häkelschule für arme Frauen [...], deren Erzeugnisse, insbesondere den so rasch modern gewordenen Wollschal in den reizendsten Farben, sie in ihrem Laden wie eine richtige, tüchtige Geschäftsfrau von morgens bis abends feilhält. Ihre bemerkenswerte Sicherheit Abnehmern und Wolllieferanten gegenüber, den Ladenbetrieb überhaupt mit der Bedienung der Kundschaft und der Führung der Bücher hat sie in Amerika gelernt, wohin sie zum Studium der englischen Sprache gereist war”. Während Ishimoto ihr erzählt, will es Schalek “aber nicht aus dem Sinn, daß ihr künstlerisch mit der Hand gemalter Obi und ihre ganze, etwas exzentrische Kleidung mehr wert sind als das jährliche Ergebnis ihres Wohlfahrtsunternehmens”. (S.181-183) Was Schalek noch nicht wissen kann ist, daß Ishimoto

in den 1930er Jahren von der Schriftstellerin und Schulgründerin Anna Helena Askanasy (1893-?)¹¹ eingeladen werden wird, mit dem Teil über Japan an dem Projekt einer Frauenweltgeschichte mitzuwirken. Von 1935 bis 1939 wird von einer Forschungsgruppe in Tokio Material über japanische Frauen zusammengetragen, das Teil einer monumentalen Enzyklopädie von Frauen werden sollte. Dieses Projekt wird an der Flucht Askanasys vor den Nazis scheitern, bei der sie das gesammelte Material in Wien zurücklassen mußte (Beard 1953:preface). In Kanada (British Columbia) war die Hobby-Frauenhistorikerin Askanasy aktiv in der Frauenbewegung und mit Mary Beard und Rosika Schwimmer Teil eines Kreises von Feministinnen¹². Die amerikanische Historikerin Mary R. Beard wird 1953 den Beitrag Ishimotos und ihrer Tokioter Forscherinnengruppe als Einzelband unter dem Titel *The Force of Women in Japanese History* herausgeben.

Schaleks deklariertes Interesse galt den Frauen und Frauenbewegungen in den Ländern, die sie bereist. Ihre Schilderungen aus Japan lassen auf genaues Zuhören schließen und werden immer wieder durch Vergleich mit Österreich, bzw. mit “uns” angereichert, wobei Japan keineswegs immer als die Gesellschaft gezeichnet wird, die noch aufzuholen hätte. Das Bild der japanischen Frauen, das Schalek zeichnet, ist ein durchaus differenziertes. Mit Respekt beschrieb sie emanzipierte Frauen wie die Leiterin der Nihon Kirisutokyō Fujin Kyōfukai (Women’s Christian Temperance Union), Gauntlett Tsune(ko), oder Hani Motoko, die erste Frau, die von einer Zeitung als Journalistin angestellt wurde, 1908 die Frauenzeitschrift *Fujin no Tomo* ins Leben rief und schließlich gemeinsam mit ihrem Ehemann die “Freiheitsschule” (Jiyū Gakuen) gründete. Das andere Ende des Spektrums markierten für sie die Frauen, die ohne Bildungschancen und ohne Zugang zu Methoden der Geburtenregelung ein tristes Dasein führten – in der nachstehenden Schilderung werden Probleme wie Prostitution und Geburtenregelung angesprochen, die auch die japanische Frauenbewegung der Zeit bewegten: “Japan hat die größte Kindersterblichkeit – vierzig Prozent der Säuglinge – und ist trotzdem das an Kindern reichste Land. Fast jedes Jahr bekommt die Frau ein Kind. Gibt es längere Pausen von zwei bis drei Jahren, so saugt das letzte Kind die ganze Zeit über an der Mutterbrust. ... Mit dreißig Jahren ist jede Frau verbraucht, vertrocknet, runzelig, mit hängenden Brüsten und aufgedunsenem Leib. Jede weiche Linie ist aus ihrem Antlitz verschwunden, aus dem Munde blecken die viel zu großen Zähne. Und nun geht der Mann zur Geisha.” (S.144-145)

11 *BiographiA. Biographische Datenbank und Lexikon österreichischer Frauen* (http://www.univie.ac.at/biografiA/daten/text/namen/fr_namen.htm)

12 Vgl. „Biographical Note“ zu Anna H. Askanasy Papers, 1931-70 der Sophia Smith Collection, Smith College, Northampton, MA (http://asteria.fivecolleges.edu/findaids/sophiasmith/mnsss207_bioghst.html)

Mit Schilderungen wie dieser kam Schalek vermutlich der Bitte einer Lehrerin aus der Freiheitsschule Hani Motokos nach, die ihr verschiedene Geschichten und Szenen erzählt “zu dem ausdrücklich betonten Zwecke, daß ich sie veröffentliche. Sie hofft nämlich, daß meine Aufsätze in Japan abgedruckt werden. ‘Nur auf diese Weise kann uns geholfen werden. Bitte, bitte’, fleht sie, ‘machen nicht auch Sie aus Japan, aus unserm Frauenschicksal hier, einen poetischen Roman, nur Wahrheit tut uns not, bittere, ungeschminkte Wahrheit.’” (S.180-181).

Bittere, ungeschminkte Wahrheit über die Situation von Frauen sowie die Bemühungen von Frauen um Gleichberechtigung sind indes wohl nicht die Art von Berichterstattung, die Karl Kraus zu schätzen weiß. Vermutlich liegt in dem emanzipatorischen Interesse und in den emanzipatorischen Anstrengungen von Alice Schalek ein nicht zu unterschätzender Grund für die glühende Verachtung, mit der Kraus “der Schalek” begegnet.

4. Die Rezeption durch Karl Kraus

Der federführende Feuilletonist und Schriftsteller Karl Kraus soll hier als Beispiel für die Rezeption von Alice Schaleks Japan-Reportage herhalten. Zweifellos handelt es sich um eine extreme Form der Rezeption, doch spricht der Umstand, daß die durchaus berühmte Alice Schalek nach dem Krieg bis in die jüngste Vergangenheit¹³ so gut wie vergessen war, während Karl Kraus zur Ikone aufstieg, wohl auch seine eigene Sprache. Und diese Sprache ist gekennzeichnet durch einen gewissen österreichischen Hang zur Nabelschau verbunden mit einem endenwollenden Interesse an fremden Kulturen.

“Die Schalek gibt es noch, es behielt sie nicht. Vom Umsturz unberührt, in ihren Hoffnungen auf den Sieg der Isonzoarmee betrogen, aber gleichwohl unverzagt, schwamm sie auf einem Stinnes-Dampfer nach Japan, woselbst sie einen durchschlagenden Erfolg erzielte, um nun mit jener Überlegenheit, die der komischen Wirkung nicht achtet, darüber zu berichten, ja, ohne auch nur zu ahnen, daß jedes Wort, das sie schreibt, von mir ist. Oft bin ich ihr jetzt in der Feuilletonrubrik der Neuen Freien Presse, die einen noch besseren Magen als die Kirche hat, begegnet, aber ich habe absichtlich weggeschaut, einerseits um mich nicht unnötig aufzuregen, andererseits weil es mir überhaupt zur Kränkung gereicht, daß meine Gestalten wieder aus den »Letzten Tagen der Menschheit« heraustreten und zum Publikum sprechen, als wenn nichts geschehen wäre. Aber diesmal, zu der Betrachtung japanischen Zeitungswesens,

¹³ Vom 9. November 1999 bis 30. Jänner 2000 widmete das Jüdische Museum der Stadt Wien Alice Schalek eine Ausstellung mit dem Titel “Von Samoa zum Isonzo. Die Fotografin und Reisejournalistin Alice Schalek”, zu dem auch eine gleichnamige Publikation erschien.

zog sie mich halb, halb sank ich hin. Ich habe also die Schalek zum erstenmal seit den Tagen, wo sie die Front abschnitt, wieder gelesen und muß zugeben, daß sie unverwundlich ist, und zwar in einem Maß, das bisher nur Blasel¹⁴ zuerkannt wurde.“ (*Die Fackel* 640 (1924), S.24)

Es ist nicht die Japan-Reportage als solche, die das Interesse von Karl Kraus erweckt, sondern der Bericht über das dortige Zeitungswesen, also über Kraus' eigenes Metier. Nur seine professionelle Neugier läßt ihn die Abscheu vor der „Jourkoryphäe“¹⁵ und „Jourjüdin“¹⁶ überwinden. Mit Epitheta wie diesen schmückte Kraus während des Ersten Weltkriegs die Frontberichterstatlerin, die ihm „an und für sich eines der ärgsten Kriegsgreuel, die der Menschenwürde in diesem Kriege angetan wurden“¹⁷, ist. Für den kompromißlosen Pazifisten mußte ihre Kriegsberichterstattung, mit der sich Schalek an der vorherrschenden Kriegseuphorie und -verherrlichung beteiligte, ein unverzeihliches Übel darstellen. Allerdings war sie mit dieser Einstellung in bester Gesellschaft, denn die vorherrschende Kriegsbegeisterung dieser Zeit erfaßte alle Schichten. Immerhin erstattete Schalek ihre Berichte unter Lebensgefahr direkt von der Front und zog sich nicht, wie viele ihrer männlichen Kollegen in die Sicherheit der Quartiere zurück. Geißelte Kraus bei jenen ihre Feigheit, so waren ihm Schaleks wahrhaftige Berichte auch nicht recht, wie Brigitte Hamann in einem Interview konstatierte (Bargmann 2004).

Die Strategie, dieses „stärkste[...] Monstrum dieser Ausnahmezeit“¹⁸, nämlich die Schalek auf dem Kriegspfad“, für das die „Fabelphantasie keines Zeitalters [...] ausgereicht [hätte], es zu erfinden, zu ignorieren, erweist sich als unhaltbar angesichts der Sirenenklänge Schaleks zur japanischen Presse. Fünf Jahre nach Ende des Ersten Weltkriegs gesteht Karl Kraus seiner Erzfeindin nicht einmal mehr eigenständigen Subjektcharakter zu, sondern degradiert er sie zu einer Blaupause aus seinem Meisterwerk. Solchermaßen etikettiert kann von Schalek nichts Neues mehr erwartet werden, alles, was sie von sich gibt, fällt in die Rubrik der Variation von Inanitäten, wie sie von Karl Kraus bereits aufgedeckt und in der literarischen Neuschöpfung der Figur „die Schalek“ für alle Zeit festgehalten wurden. Als Variationen zu einem Thema lesen sich denn auch Krausens Fackel-Kommentare zum Japanbericht.

Karl Kraus ist in seiner öffentlichen Rezeption der Schalek'schen Berichterstattung sichtlich nicht an Japan interessiert, sondern nur daran, seine spitze Feder an Alice Schalek zu wetzen. Er rezipiert nicht die Beschreibung von

14 Carl B. Blasel (1831-1922), österr. Schauspieler und Theaterdirektor

15 *Die Fackel* 426, 1916, S. 38

16 *Die Fackel* 423, 1916, S.18

17 *Die Fackel* 423, 1916, S. 18

18 *Die Fackel* 426, 1916, S. 37

Land und Leuten, sondern die Erlebnisse von Schalek, die ihm geeignet scheinen, sie lächerlich zu machen. Dabei übersieht er nicht selten, oder genauer, kann er, der Daheimbleibende, der weder willens noch fähig zu sein scheint, seine kulturellen Beschränkungen zu reflektieren, oft nicht erkennen, daß das scheinbar Sonderbare in durchaus nachvollziehbaren Frustrationen und Verunsicherungen besteht oder aber in sehr genau beobachteten Veränderungen und Verhältnissen. Ein Beispiel, wie Kraus Anstoß an Schaleks Bericht nimmt, ist ihre Reflexion über einen ihrer ersten Eindrücke nach der Landung in Kobe. Damals war es ihr, wie erinnerlich, völlig unmöglich erschienen, daß bürgerliche Japanerinnen abends alleine ausgehen sollten, da das vor dem Krieg nicht möglich gewesen sei: *“Natürlich habe ich inzwischen einige Journalisten empfangen, vor allem Fräulein Takenaka, die Redaktrice des »Asahi«. Wenn ich mich erinnere, daß ich mit den Offizieren des »Emil Kirdorf« in Kobe darüber gelacht hatte, daß bürgerliche japanische Damen abends allein ausgehen sollten, so greife ich mir bei dieser Bekanntschaft an den Kopf.* Man versteht zwar nicht, warum sich die Schalek an den Kopf greift und worüber sie eigentlich gelacht hat, aber da sie in ihrem Forscherdrang sich mit Offizieren über dergleichen Probleme unterhält, so liegt die Vermutung nahe, daß die japanischen Damen wohl darum nicht abends allein in Kobe ausgehen, weil sie anderen Koberinnen begegnen könnten. Die Schalek bespricht den Hang der Japaner zur Sensation, den sie ihnen nachfühlen kann” (Kraus 1924:24). Tatsächlich beschreibt Schalek hier gesellschaftliche Umbrüche, die mit dem Erstarken der ersten Frauenbewegung und dem Schlagwort *“atarashii onna* (neue Frau)” kurz charakterisiert werden können. Kraus findet es nie der Mühe wert, die Beobachtungen Alice Schaleks auf ihren Informationsgehalt zu prüfen und so ein Interesse für Japan an den Tag zu legen, vielmehr bleibt Japan die Kulisse, vor der Alice Schalek verächtlich gemacht werden kann. Wie in diesem Zitat pflegte er durchgängig aus dem Kontext gerissene Passagen aus Schaleks Berichten zu zitieren und mit seinen Kommentaren zu versehen.

Mit beißendem Spott verfolgte er Schaleks Bemühungen, in Japan einen Vortrag zugunsten der Wiener Wohlfahrtsfürsorge zu halten, wie auch im eingangs angeführten Zitat zum Ausdruck kommt. Zwar war Schalek bald von der Aussichtslosigkeit des Unterfangens überzeugt, machte aber aus Neugierde weiter – eine Einstellung, die sie mehrfach zum Ausdruck brachte. Unter anderem reflektierte sie ihre Unsicherheit, wie die andauernden Verzögerungen zu interpretieren seien. Stellen sie eine höfliche Absage dar – wobei die Höflichkeit eine nach japanischen Vorstellungen ist, denn für europäische wäre ihrer Meinung nach eine freundliche aber klare Absage viel höflicher –, oder sind sie ein weiteres Beispiel für die charakteristische Langsamkeit der Japaner? Als sie schließlich auf einer Entscheidung bestand, wurde ihr schlu-

ßendlich bedauernd mitgeteilt, daß es ohne “blondgelockten Damengesang” nicht ginge (S.52). Kraus kommentierte in folgender Weise, die repräsentativ für seinen karikierenden Stil ist (zum besseren Verständnis sind die Schalek-Zitate kursiv gesetzt):

“Dann endlich heißt es nach längerem Achselzucken und lächelndem Bedauern: Ohne Tanz und blondgelockten Damengesang gehe es nicht.” Die Japaner lächeln — schon seit Zifferer¹⁹ weiß man, was dahinter steckt — und die Europäer lachen. Die Schalek ist eingekreist. Tanz und blondgelockten Damengesang kann sie nicht bieten, und auf Photographien von ausgeputzten Schützengräben verzichtet dieses rückständige Publikum. Ich kenne die Rasse. Sie wissen so manches von uns, aber sie wollen von uns nichts wissen. Ich lernte einmal in Berlin einen Japaner kennen, und der stellte sich als ein so perfekter Kenner unserer Sitten heraus, daß er auf meine Frage, was sie denn eigentlich zu uns sagen, die Antwort gab: »Mer lacht.« Und das war lange bevor wir eine Dame an die Front schickten. Die Schalek, die nun endlich weiß, woran sie ist, ist nahe daran, allen Respekt vor Japan zu verlieren.”, gewinnt ihn aber wieder durch die Bekanntschaft eines Journalisten vom ‘Nichi Nichi’ (640, S.30-31)

Ein “Alibi-Japaner” steht als *pars pro toto* für “die Rasse” und hat keine andere Aufgabe – denn man darf Kraus wohl nicht unterstellen, dass er diesen Kunstgriff als ernsthaftes Argument gelten lassen würde – als Alice Schalek zum Gipfel der Lächerlichkeit zu stilisieren: Japaner finden uns zum Lachen (der Exote, der uns den Spiegel vorhält), aber was würden sie erst sagen, wenn sie das Monströseste wüßten, dass nämlich eine Frau von der Front Bericht erstattet! Noch dazu ist es eine Frau, die aus lächerlichem Anlaß (dem Scheitern eines Vortrags) nahezu den Respekt vor einer ganzen Kultur verliert, und ihn aus ebenso nichtigem Anlaß (der Bekanntschaft mit einem Journalisten) wiedergewinnt. Damit signalisiert er, daß Schalek an einem hohen Maß an Emotionalität (versus Vernunft) und Wankelmütigkeit leidet, obwohl sie als Intellektuelle gelten will. Die Angriffe von Kraus auf Schaleks weibliche Intellektualität kommen nicht von ungefähr. War Kraus in seinen frühen Schriften den Zielen der österreichischen feministischen Bewegung noch wohlwollend gegenübergestanden, verkehrte sich diese Sympathie bald in Ablehnung der Idee der weiblichen Emanzipation, da sie die Unterscheidung zwischen den Geschlechtern verwische (Rose 2008:210). Und obwohl er sich vehement gegen die bürgerliche Doppelmoral äußerte, die Frauen zu Opfern machte, war die weibliche Natur für ihn eine von Sexualität bestimmte: Frauen als “Sexual-Subjekte”, nie als “Sexual-Objekte” (Schuberth 2006) . Von daher

19 Jean Paul Zifferer, Journalist der Neuen Freien Presse

war es nur folgerichtig, daß er die jüdische intellektuelle Frau, Alice Schalek, als maskulin und unnatürlich verdammte (Rose 2008:211). Das "kriegslüsterne Mannweib" Schalek (Mang 2009: Abstract) fungierte als Symbol für das Niederreißen der Barriere zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit (Rose 2008:210) und wird auch ob diesen ungebührenden Verhaltens geschmäht.

Über diesen Schmähungen verabsäumt es Karl Kraus völlig, Japan als Realität wahrzunehmen und sich auch mit diesem Land oder seiner Entwicklung auseinanderzusetzen, wie das folgende Zitat verdeutlicht: "Die fabelhafte Entwicklung Japans, die die Schalek bestaunte, wenn sie »an Fabriken, Wolkenkratzern, Viadukten großartigster Konzeption vorüberging« — wie entstand dies alles »in diesem langsamen, schwerfälligen, traditionsbeherrschten Lande, aus diesem fremdenfeindlichen, mißtrauischen und unverlässlichen Volke? So fragt die Schalek, die gewiß davon ein Lied zu singen weiß, wengleich sie sich nicht entschließen konnte, es zu singen. Wie kam dies alles zustande, wiewohl doch ihr Vortrag nicht zustandekam? *Erst als ich die Zeitung kennen gelernt hatte, wußte ich, daß ihr Eingreifen in das kleinste Nest, in die ärmste Familie, in das Privatleben des einzelnen — was wir noch als indiskret oder marktschreierisch ablehnen — und ihre unablässige Übermittlung aller Gesehnisse von außen und innen das ausschließliche Verdienst daran haben.*" (Karl Kraus, *Die Fackel* 640, S.30-31). Dieses Zitat bezieht sich auf Schaleks Lob des Zeitungswesens als Motor der Entwicklung, doch nicht diese Beobachtung oder Einschätzung ist einen Kommentar wert. Vielmehr dient der Kommentar der Kritik an der eigenen Gesellschaft, darin frühen aufklärerischen Schriften ähnlich, die in der Beschreibung der Ferne der eigenen Gesellschaft einen Spiegel vorzuhalten beabsichtigten – selbstverständlich neben dem Hauptzweck der üblichen Verächtlichmachung der Person Schaleks .

"Nun, im Punkte der Indiskretion, des Marktgeschreis und Eingreifens in das Privatleben des einzelnen hat unser Zeitungswesen, während die Schalek in Japan war, auch nicht üble Fortschritte gemacht. Ja, wenn es so weiter geht, haben wir noch Aussicht, den nächsten Krieg zu gewinnen. Mit dem »Nichi Nichi« werden wir jedenfalls noch konkurrieren können, und vor allem, eine Erscheinung wie die Schalek, mit der sich die Takenaka²⁰ kaum vergleichen dürfte, hat die japanische Presse gewiß nicht aufzuweisen. Was aber die Zivilisation betrifft, so ist zu sagen, daß Japan bald nach der Schalek von einem Erdbeben heimgesucht wurde und daß an den Fabriken, Wolkenkratzern und Viadukten zwar sie, aber nicht jenes vorübergegangen ist. Und daß ausnahmsweise einmal – zum Unterschied vom Weltkrieg – die Natur zerstören kann, was die Presse aufgebaut hat." (Karl Kraus, *Die Fackel* 640, 1924, S. 31)

20 Takenaka, Redaktrice des "Asahi" (S.75)

Damit beendete Kraus seinen ersten Artikel über Alice Schalek in Japan. Der zweite hat außer noch ausgefeilteren Schmähungen wenig zu bieten, die Kulisse Japan fällt ähnlich unscharf aus. Sein denkbar geringes Interesse, das Kraus zu Japan dokumentiert, hindert ihn allerdings nicht daran, Schaleks Beschreibungen als “üble Nachrede” zu charakterisieren: “Aber wenn schon der österreichische Konsul bei der japanischen Regierung nichts vorgekehrt hat [um den aus Kraus’ Sicht peinlichen Wohltätigkeitsvortrag zu verhindern], so würde ich mich noch mehr wundern, wenn die Vertretung Japans bei der österreichischen Regierung nicht vorstellig werden sollte wegen des Auftretens der Schalek in Japan, wegen der üblen Nachrede, die sie dem Land in einer leider gelesenen österreichischen Zeitung hält, und wegen einer Darstellung des japanischen Volkscharakters, die ihn geradezu als dem österreichischen verwandt erscheinen läßt.” (Karl Kraus, *Die Fackel* 640, 1924, S. 149-150)

Ein Jahr später wird sich Karl Kraus in dem Gedicht “Optimismus” (*Die Fackel* 691 (1925), S.58-59) noch einmal auf Schaleks Japanbesuch beziehen:

Wann wird es auf dieser Welt einmal besser?
 Wenn mit Gas nicht gekämpft wird bis auf das Messer;
 wenn nicht mehr gedruckt wie gelogen ist
 und auch sonst die Sanierung vollzogen ist;
 ...
 wenn die Gerechtigkeit wieder ihr Ansehn mehrt
 und ohne Ansehn der Person verfährt;
 ...
 wenn der Mietenausschuß einst nicht mehr tagt,
 wenn die ‚Stunde‘ einmal die Wahrheit sagt,
 wenn die Schalek in Japan den Vortrag hält —
 dann wird es besser auf dieser Welt!

Die Frage, warum Karl Kraus “die Schalek” mit solcher Inbrunst verfolgt, wurde bereits teilweise beantwortet. Erstens: als Feuilletonistin der Neuen Freien Presse, seinem Feindblatt, mußte sie ihm schon als solche ein Dorn im Auge sein. Allerdings: Auch Roda-Roda schrieb Feuilletons in der Presse und gegen diesen fallen seine Tiraden merklich gemäßigter aus. Zweitens: Die Kriegsberichterstatterin Alice Schalek, die sich an der vorherrschenden Kriegseuphorie und -verherrlichung beteiligte, mußte für den Pazifisten Kraus ein Grundübel darstellen. Allerdings: ihre anfängliche Kriegsbegeisterung, in der sie sich als Kind ihrer Zeit zeigte, ließ allmählich nach und machten einer gewissen Nachdenklichkeit Platz (Mang 2009). Drittens war Alice Schalek über die beiden ersten Übel hinaus auch eine Frau, die einer konventionellen

Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern ebenso trotzte wie Kraus' eroti-
siertem Frauenideal. Sie drang höchst unweiblich in Männerdomänen vor und
mußte daher in ihre Schranken gewiesen werden, und zwar mit dem neben
Ignorieren zweitwichtigsten Vorgehen: Lächerlichmachen. Möglicherweise
spielt auch eine gewisse narzisstische Kränkung eine Rolle, weil Schalek in
ihrem "männlichen" Unterfangen auch noch erfolgreich war. Viertens schließ-
lich stieß sich Kraus an ihrem subjektiven, die eigene Befindlichkeit reflek-
tierenden Schreibstil ("wer will das wissen", wenn ihr der Magen knurrt). In
diesem jedoch nahm sie mit ihrer Reflexivität etwas voraus, was für ethnogra-
phische Feldberichte erst Jahrzehnte später und maßgeblich unter dem Einfluß
feministischer Wissenschaftskritik zum *state of art* erklärt werden würde.

Kraus' eigener Umgang mit dem Fremden kann vielleicht über die kurze
Schrift *Die chinesische Mauer* (1914) erahnt werden. Der Literaturwissen-
schafter Wolfgang Reif rückt diese Erzählung in die Nähe von Arthur Holit-
schers Reisebericht *Das unruhige Asien* (1926) und konstatiert, daß Holit-
scher wie Karl Kraus vor ihm nicht davor zurückscheue, "alle Register eines
schaurig-trivialen Laster- und Lüste-Exotismus zu ziehen" (Reif 1989:454).
Tatsächlich strotzt das Büchlein vor Verallgemeinerungen und Exotisierun-
gen, die der Abgrenzung des Eigenen – hier durchaus sehr kritisch gesehen
– von einem konstruierten Fremden dienen. Es kann als Paradebeispiel für
die homogenisierende und dichotomisierende Grenzziehung zwischen "uns"
und "ihnen" (vgl. Allison 2001:384) gelesen werden, die einen grundlegen-
den Bestandteil des von Edward Said beschriebenen Orientalismus darstellt.
Dieser Versuchung widersteht Schalek standhaft. Immer wieder revidiert sie
ihre Meinung, wenn sich neue Situationen ergeben, immer wieder übt sie sich
in Selbstreflexion, immer wieder zieht sie Parallelen zwischen Österreich und
Japan oder weist auf konkrete Unterschiede hin, und schließlich stellt sie im-
mer wieder konkrete Personen mit ihrem ganz individuellen Denken, Meinen
und Handeln vor. Das Fremde wird vertraut gemacht, nicht als Gegenwelt zur
europäischen Zivilisation stilisiert (Reif 1989:437), wie das bei Karl Kraus
der Fall ist. Damit folgt sie dem ethnologischen Postulat für die Repräsen-
tation exotischer Kulturen, daß das Exotische vertraut (und das Vertraute exoti-
siert) werden soll (Sax 1998:292).

Weit davon entfernt, eine der impressionistischen Reisebeschreibungen
zu sein, wie sie bis 1910 dominierten, oder dem darauffolgenden neuroman-
tischen Typus mit Hang zu Innerlichkeit, Poetisierung und Fiktionalisierung
anzugehören, verfaßte Schalek ihren Bericht in dem für die 1920er Jahre
vorherrschenden neusachlichen Stil (Reif 1989:449). Abweichend von die-
ser Tendenz findet sich in ihrer Beschreibung kaum eine Politisierung, doch
kann man sie wohl in gewisser Weise als soziale Reportage (Reif 1989:456-7)

lesen, insbesondere bei ihrem Lieblingsthema der unterprivilegierten Frauen und der Frauenbewegung. In seiner Rezeption von Alice Schalek erweist sich Kraus als würdiger Epigone der Aufklärung, die “das Fremde” benutzte, um den eigenen Anliegen vor Ort Gehör zu verschaffen. Er vergibt damit die von Schalek aufgetane Gelegenheit, sich mit einer fremden Kultur gleichberechtigt und sachlich auseinanderzusetzen. In dieser Hinsicht war ihm Alice Schalek mit ihrem richtungsweisenden Japanbericht Jahrzehnte voraus. Daß ihre Arbeit so wenig Früchte tragen konnte, liegt aber freilich nicht vornehmlich an der wenig rühmlichen Rezeption durch Karl Kraus, sondern an dem sich allmählich abzeichnenden Weg in die braune Barbarei, durch die die wesentlichen Protagonistinnen des Kampfes um Gleichberechtigung und Internationalisierung ermordet oder vertrieben wurden.

Literatur

Allison, Anne

2001 “Memoirs of the Orient”, *Journal of Japanese Studies* 27, 381-398.

Andessner, Irene

[2008] “Alice Schalek”, *Citylights [Wiener Frauen] 03.07.-03.09.2008*

[<http://wienerfrauen.at/wiener-frauen/alice-schalek>; 2009-05-12]

Archive for Sexology [der Humboldt-Universität zu Berlin]

[2010] “Eugen Steinach (1861-1944)”, <http://www2.hu-berlin.de/sexology/GESUND/ARCHIV/COLLSTE1.HTM>

Bargmann, Monika

2004 Blog *Library Mistress*, Eintrag vom 12. Juli 2004, <http://library-mistress.blogspot.com/2004/07/in-den-salzbürger-nachrichten-vom-2.html> (2009-05-12)

Beard, Mary R.

1953 *The force of women in Japanese history*. Washington D.C.: Public Affairs Press

Kawana Sari

2005 “Mad scientists and their prey: bioethics, murder and fiction in interwar Japan”, *Journal of Japanese Studies* 31, 89-120.

2008 “Einstein in Japan”, *California Literary Review* [<http://calitreview.com/727/print/>, 2010-08-04]

Klopfenstein, Eduard

2012 “Hans Koller – Ein Schweizer Schipionier in Japan”, Vortrag beim Symposium *100 Jahre Alpiner Schillauf in Japan. Der Beitrag von Generalmajor Theodor Edler von Lerch*, veranstaltet vom Institut für Ostasienwissenschaften/Japanologie der Universität Wien, 2.-3. März 2012

Ko Insuk

o.J. "Orchestre movement in the empire university", Artikel-Abstrakt: <http://ci.nii.ac.jp/naid/110006263331>; 2010-08-04)

Kobayashi Shoki

2009 "Ryokō-kijutsu noshintai-sei to rekishi-sei: Eriasu Kanetti, Marakeshu no koe' ni okeru ikoku taiken no jojutsu keishiki ni tsuite", [*Tōkyō Daigaku*] *Hikaku Bungaku - Bunka Ronshū* 26, 59-68.

Kraus, Karl

1999 *Die chinesische Mauer*. Frankfurt a.M. und Leipzig: Insel (= Insel-Bücherei; 1199) [Erscheinungsjahr des Originals: 1914]

1924 "Die Schalek in Japan", *Die Fackel* 640, 24-31. [<http://corpus1.aac.ac.at/facke>]

Lexikon Literatur in der Wiener Moderne

O. J. "Alice Schalek" [<http://www.sbg.ac.at/lwm/frei/generated/a21.html>; 2009-05-12]

Mang, Ilse

2009 "Solche Kontraste gibt's nur an der Front" *Die Kriegsberichterstatteerin Alice Schalek im Kontext ihrer Zeit und im Spiegel von Karl Kraus' Kritik*. Diplomarbeit, Universität Wien: Fakultät für Sozialwissenschaften)

N.N.

1923 "Sakaki-shi ga sangatsu Tōkyō no igakkai ni noridashite. Wakagaeri-hō no shujutsu seiseki o happyō shite fukushūsen o suru" (Dr. Sasaki kommt im März zum Medizinkongress nach Tokio. Er gibt ein Rückspiel mit einem Vortrag über die Erfolge seiner Verjüngungsoperation)", *Yomiuri Shinbun* vom 29. Jänner 5.

Nish, Ian Hill

2002 *Japanese Foreign Policy in the Interwar Period*. Praeger 2002 (=Praeger Studies of Foreign Policies of the Great Powers)

Oda Masaya

2000 "100 years of collaboration between Japanese and German neuropathologists", *Neuropathology* Vol. 20, Supplement s1, 112-118.

Parker, Helen S.E.

2005 "Women, Christiality and Internationalism in Early Twentieth Century Japan: Tsuda Ume, Caroline Macdonald and the Founding of the Young Women's Christian Association in Japan", in Tomida Hiroko und Gordon Daniels (Hg.): *Japanese women emerging from subservience, 1868-1945*. Folkestone, Kent: Global Oriental (= Women in Japanese History; 1), 178-191.

Pöcher, Harald

2009 "Generalmajor Theodor Edler von Lerch. Wie der Alpine Schilau nach Japan kam", *Truppendienst* 310, 4. (<http://www.bmlv.gv.at/truppendienst/ausgaben/artikel.php?id=892>)

Reif, Wolfgang

1988 "Exotismus im Reisebericht des frühen 20. Jahrhunderts", in: Peter J. Brenner

(Hg.): *Der Reisebericht. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 434-462.

Röbl, Marie

2000 “Von Samoa zum Isonzo. Die Fotografin und Reisejournalistin Alice Schalek (1874-1956). Rezension der Ausstellung im Jüdischen Museum Wien, 09.11.1999 - 30.01.2000”, in: *Camera Austria* 70, 83f.
[<http://www.textezurfotografie.net/text.php?TitelID=7>; 2009-05-12]

Rose, Alison

2008 *Jewish women in fin de siecle Vienna*. Austin:University of Texas Press (=Jewish history, life, and culture)

Sax, William S.

1998 “The Hall of Mirrors: Orientalism, Anthropology, and the Other”, *American Anthropologist, New Series*, 100, 292-301.

Schalek, Alice

1925 *Japan. Das Land des Nebeneinander. Eine Winterreise durch Japan, Korea und die Mandschurei*. Breslau: Ferdinand Hirt.

Schuberth, Richard

2006 “Karl Kraus und die Frauen I. Anstiftungen zum Wiederentdecken von Karl Kraus, Teil 8”, in *Augustin* 5/2006 [http://www.augustin.or.at/artikel.php?art_id=353; 2009-05-12]

Silvermann, Lisa

2005 “Alice Schalek, 1874–1956”, *Jewish women's archive. Jewish women – a comprehensive historical encyclopedia* [<http://jwa.org/encyclopedia/article/schalek-alice>; 2009-05-12]

SPÖ Hohenems

2010 “[Voralbergensia] Eugen Steinach (*22.1.1861-†14.5.1944)”, *daheim in hohenems* [<http://www.emserchronik.at/Einzelansicht.44+M50bbed9e619.0.html>; 2010-08-04; nach einer Neugestaltung der Homepage ist diese Seite nicht mehr abrufbar]

Stoff, Heiko

2004 *Ewige Jugend. Konzepte der Verjüngung vom späten 19. Jahrhundert bis ins Dritte Reich*. Köln und Weimar: Böhlau

Tōkyō Daigaku /Igakubu Seishin Igaku Kyōshitsu/

[2012] “Enkaku [Geschichte]”, <http://npsy.umin.jp/history.html> (2012-02-04)

Yoneda Sayoko

2005 “Hiratsuka Raichō's idea of society: nature, cooperation and self-government”, in Tomida Hiroko und Gordon Daniels (Hg.): *Japanese women emerging from subservience, 1868-1945*. Folkestone, Kent: Global Oriental (= Women in Japanese History; 1), 21-39.

Teil II:

MUSIK, KUNST, FILM, SPORT

Irene SUCHY

Österreich – Japan: die Musikbeziehungen der österreichischen Zwischenkriegszeit (bis 1945) Ein skeptischer Beitrag

Der Geschichte des „österreichischen“ Beitrags zur abendländischen Musik in Japan im Zeitraum der österreichischen Zwischenkriegszeit geht dieser Aufsatz gemäß der Themenstellung des Symposiums nach. Die Biografiefor- schung interpretierend ergeben sich die Fragen: wer waren die, die kamen, welche sozialen und professionellen Hintergründe hatten sie, welche Beweg- gründe führten sie nach Japan, welche Erwartungen erfüllten sie, welche Kom- petenzbereiche wurden ihnen zugewiesen, welche ihrer Kompetenzen waren gefragt, inwieweit erfüllten sie die Erwartungen ihrer Dienstgeber, in wie weit überschritten sie sie? Inwieweit wurde ihr Blick gelenkt oder eingeschränkt, welche Kenntnisse erwarben sie, welches Wissen erwarben sie? Inwieweit ergab sich Austausch? Und: welche Basis für die österreichisch-japanischen Musikbeziehungen legten sie?

Dass wir Geschichte schreiben, wissen wir. Wir übersehen, wir lassen aus, wir sind beeinflussbar. Wer mit dem Thema Japan im 20. Jahrhundert arbeitet, weiß, dass die Situation sich hier verschärft. Angesichts der massiven Hier- archien werden Forschungserkenntnisse bestritten oder ignoriert. Die Hier- archien der Wissensmacht gehen über die üblichen universitären Mechanis- men hinaus; über der Kompetenz der Forschung steht jene der Diplomatie des beforschten Landes – was die Verfassung von Programmheften japanischer Gastspiele in Wien wie Vorträge über japanische Außenpolitik betrifft – wie sogar die persönliche Herkunft mit israelisch-jüdischem Hintergrund. Der is- raelische Japanologe mit Forschungsschwerpunkt Musik Ury Eppstein konnte bei seinem Gastvortrag an der Universität Wien am 15. 6. 2009 zum Thema “Eine neue japanische Oper, ein japanischer Diplomat und der Holocaust” be- haupten, es hätte keine NS-Verfolgung in Japan von Menschen aufgrund von jüdischer Herkunft oder von nicht NS-genehmer politischer Haltung gegeben. Dies ignoriert die Aussagen Dacia Marainis (Maraini 2003) oder Renate Len- arts, der Tochter Franz Oppenheimers (Die Zeit 21.2.2006), aber auch die Pu- blikationen Martin Kanekos (Kaneko 2008) und anderer (Schauwecker 1988, Silverman 1989, Suchy 1995).

Wenn bruchlos eine 140-jährige diplomatische Beziehung zwischen Österreich und Japan gefeiert wird, ist das besonders für die Musikgeschichte der beiden Länder fatal: gerade die Verbindung Österreichs mit Nazi-Deutschland brachte einschneidende Veränderungen für die Musiker und Musikerinnen in Japan. Detlev Schauwecker hat bereits 1988 das Dokument des japanischen Außenministeriums mit der Kategorisierung in drei Kategorien veröffentlicht (Schauwecker 1988). Aus den Biografien Klaus Pringsheims oder Leo Sirotas wissen wir von subtiler Verfolgung wie der Vermeidung der Namensnennung bei Radioübertragungen bis zu Arbeitsverboten und Zwangsevakuationen.

Die Forschungssituation ist aber auch wirklich einzigartig schwierig. Die NS-Verfolgung „aufgrund“ von jüdischer Herkunft wurde nicht „konsequent“ durchgeführt, in Gesprächen mit in Japan lebenden deutschen Menschen jüdischer Herkunft wurde Verfolgung ignoriert. Autobiografische Einzelzeugnisse wollen von NS-Verfolgung nichts wissen – was sowohl in Joseph Rosenstocks Memoiren dokumentiert (Nakamura 1980) ist, als auch ich in Interviews bestätigt bekam. NS-Verfolgte sehen sich nicht als Verfolgte – wie im Falle der 2012 verstorbenen Beate Sirotas, deren Vater Leo Sirota zwar ohne Zwang Japan 1929 wählte, dem aber die Rückkehr nach NS-Österreich unmöglich gemacht wurde (Telefonat mit Beate Gordon-Sirota vom Oktober 1991).

Jedoch sind die Dokumente betreffend NS-Verfolgung in Japan lange genug veröffentlicht, und sie sind in die Musikgeschichte Japans einzubeziehen. Manches Neue kommt hinzu: ein Radio-Feature über Hans Schwieger, den Dirigenten, der 1937, von der Nazi-Regierung entsandt, als Nachfolger für den in Japan gekündigten Klaus Pringsheim dessen Antipathie erweckte. Schwieger erweist sich als Fliehender vor dem Nazi-Regime, der zum Schutz seiner unter die Nürnberger Rassegesetze fallenden Ehefrau die Scheidung betreibt und Japan als Zwischenstation auf dem Weg in die USA benützt. Schwieger, 1906 geboren, der erst im Jahr 2000 in Naples, Florida, starb, war Dirigent des Kansas City Philharmonic Orchestra von 1948 bis 1971, wirkte auch als Gastdirigent unter anderem für das NBC-Orchester auf Einladungen Arturo Toscaninis.

Dass mittlerweile fundamentale Werke von Martin Kaneko und Heinz Eberhard Maul wie von Viktor und Viktoria Trimondi (Trimondi 2002:175-177) erschienen sind, macht es unmöglich, diesen Aspekt der japanischen Musikgeschichte, der ein zentraler Aspekt der NS-Geschichte Japans und Österreichs ist, zu übersehen. Er ist auch ein zentraler Aspekt des österreichischen Beitrags zur abendländischen Musikgeschichte Japans in der Zeit von 1918–1945.

Dass die politische Restitution den Vertriebenen wie Klaus Pringsheim oder Manfred Gurlitt keinerlei Anerkennung als NS-Verfolgte zukommen

lässt, bedeutet für Historiker und Historikerinnen als vorbereitende Aufgabenstellung für politische Entscheidungen eine differenziertere Betrachtung von Verfolgung. Die Grenze zwischen Verfolgten und Verfolgenden ist fließend, die Grenzziehung zwischen „Gute“ und „Böse“ nicht möglich: ein- und dieselbe Biographie kann einmal mehr der NS-Seite und einmal mehr der Verfolgten-Seite zugerechnet werden. Beispielsweise bekundete Eta Harich-Schneider, die erst nach dem im Symposium angesprochenen Zeitraum in Österreich wirkte, in einer Solidaritätsadresse für Paul Hindemith, als erste Unterschriebene, ihre Widerständigkeit. Sie wurde 1940 von der Berliner Musikhochschule entlassen, war allerdings Gast beim deutschen Botschafter in Japan und wird im Dokument des Außenministeriums von 1944 in der Kategorie „Deutsche Musiker, tätig in Japan“ geführt. Ein Foto zeigt sie konzertierend unter Hakenkreuzflagge (Fritsch und Harich-Schneider 2006: Umschlagseite). Dass die Forschung an deutschen oder österreichischen Musikern und Musikerinnen in Japan noch keineswegs vollständig ist, beweisen immer wieder Anfragen wie jene vom amerikanischen Milken-Archive, das die Biographie des Musikers Max Janowski oder Max Dubrow Janowski nachprüfen will, einem Synagogen-Komponisten, der nach eigenen Angaben um 1933 Klavierprofessor und sogar Leiter der Klavierabteilung an der Musashino Musikakademie war und Japan 1937 verlassen haben soll. Er starb 1991 in Chicago.

Seit den FPÖ-Wahlplakaten vom „Abendland in Christenhand“ aus dem Frühjahr 2009 überlege ich mir, wie ich das Thema meiner Forschung nennen soll: der japanische Titel *Nihon ni okeru seiyō ongakushi* (Geschichte der abendländischen Musik in Japan) ist vor diesem Auditorium am treffendsten. Es gibt noch immer keine Studie, was *seiyō ongakushi* für Japan bedeutet. Ein Parallelbeispiel für eine Studie, was die Einführung einer Kunstform in Japan bedeutet, ist eine Studie über *Dada und Futurismus in Japan* (Hackner 2001). Grundlegender Mangel, der eine solche Studie im Bereich Musik verhindert, ist die Tatsache, dass wir uns selbst nicht klarmachen, was uns in unserer Kultur *seiyō ongakushi* bedeutet, was die Begriffsverwirrung in den Arbeiten zum Thema bis in die Gegenwart zeigt: Klassische Musik, klassische E-Musik, klassische Oper, westliche Musik, Western music, E-Musik, symphonische Musik, abendländische Musik, music.

Wenn wir den Beitrag des Österreichischen feststellen, gehen wir von der Definition in der NS-Exilforschung aus: Diese geht von der Prägung der Biografie durch Österreich im weitesten geografischen Sinne aus. In diesem Fall wird Klaus Pringsheim, der in der Nähe Münchens geboren wurde, durch seine Tätigkeit als Volontärkorrepetitor bei Gustav Mahler an der Wiener Hofoper dazu gezählt. Zum Österreichischen des Beitrags gehören Personen, die

in Wien studierten, wie der japanische Musikwissenschaftler Arima Daigorō und Interpretinnen wie Kōda Nobu. Auch Gastinterpreten und –interpretinnen wie Fritz Kreisler oder Felix von Weingartner zählen dazu. Tatsächlich spielt das Österreichische jedoch wenig Rolle und wird als eigenständiger Beitrag kaum wahrgenommen.

Eine (alphabetische) Auflistung der in Japan Tätigen und der Japan Besuchenden erweckt beim Symposium 2009 einen zwiespältigen Eindruck: die in Japan Tätigen sind weder in ihren Namen noch in ihren Verdiensten in die Musikgeschichte eingeschrieben, weshalb oft wenig über ihr Leben und Wirken bekannt ist.

Der Pianist Willy Bardas, 1887 in Wien geboren, war ab 1923 an der kaiserlichen Akademie in Tokio als Klavierlehrer tätig, bevor er 1924 in Neapel verstarb. Zu seinen bekanntesten Schülern zählt der japanische Komponist Moroi Saburō; posthum erschien aus Bardas' Nachlass das Werk *Zur Psychologie der Klaviertechnik* (österreichisches Musiklexikon online: Japan).

Während man über diesen Musiker vergleichsweise viel weiß, ist über seinen Kollegen Guglielmo Wilhelm Dubravcic lediglich bekannt, dass er ab 1901 Dirigent der kaiserlichen Hofkapelle war und 1925 in Japan gestorben ist.

Ein weiterer Kollege war Roman Dukson, 1901 geboren als Dukstulsky, von 1937 bis 1941 Cellolehrer an der kaiserlichen Musikakademie. Ein Österreich-Aufenthalt ist nicht nachweisbar, die enge Verbindung mit dem aus Österreich nach Japan angereisten Leo Sirota jedoch schon – auf seine Person wird später noch genauer eingegangen.

Rudolf Fetsch, geboren im Jahre 1900 in Deutschland, hielt sich von 1937 bis 1950 in Japan auf. Er war der Nachfolger Joseph Laskas als Leiter des Takarazuka Symphonie Orchesters sowie des Symphonieorchesters des JOBK, des ersten japanischen Radiosenders in Osaka. 1944 wurde er der Unterstützung der deutschen Botschaft beraubt.

Der Dirigent Jascha Horenstein, geboren 1889 in Kiew, war ein enger Freund des Komponisten und Pianisten Karol Rathaus und Schwager Leo Sirotas, dessen Vermittlungshilfe für die Flucht nach Japan in den Biografien von Roman Dukson und Robert Pollak belegt ist. In einem Artikel des *Stürmers* aus dem Jahr 1937 wird er als „ausgerissen nach Japan“ genannt, genauso wie Leo Sirota. Er starb 1973 in London.

Josef Balthasar König, in Prag im Jahr 1874 geboren, also ein Beitrag des k.u.k. Österreich, war der erste ausländische Orchestererzieher des New Symphony Orchestra, des späteren NHK (Nippon Hōsō Kyōkai)-Symphonie-Orchesters.

Der Österreicher Joseph Laska, 1886 in Linz geboren, als Kriegsgefangener nach Wladiwostok verschlagen, kam 1923 nach Kōbe, wo er aus dem Revueorchester des Takarazuka-Orchesters das erste professionelle Symphonieorchester Japans formte. Mehr als 150 Konzerte sind dokumentiert (Suchy 2006:440). Rudolf Fetsch wurde sein Nachfolger. Laska wurde 1936 mutmaßlich auf Betreiben Hans Eckhardts vertrieben, in Dachau und Straubing bis 1945 interniert, er starb 1964 in Wien.

Karl Liebrecht, 1898 in Wien geboren, war Student der Violine am Konservatorium der Musikfreunde in Wien und kam 1934 als Solist des Neuen Symphonieorchesters und des Takarazuka Symphonieorchesters nach Japan (österreichisches Musiklexikon online: Japan). Robert Pollak, 1880 in Wien geboren, war ebenfalls Student des Konservatoriums der Musikfreunde in Wien und von 1930 bis 1937 an der Kaiserlichen Musikakademie in Tokio tätig. Die Vermittlung durch Sirotas ist dokumentiert, die beiden waren Kammermusik-Partner.

Klaus Pringsheim, 1883 in München geboren, war in der Saison 1905/6 an der Wiener Hofoper tätig. Von 1931 an arbeitete er in Tokio als Leiter der staatlichen Musikhochschule, 1937 wurde er entlassen. Von 1951 bis 1971 wirkte er ebenfalls in Tokio an der Musashino Academia Musicae als Theorielehrer, wo er eine ganze Generation von japanischen Komponisten unterrichtete; 1972 verstarb er in Tokio (Suchy 2010).

Joseph Rosenstock, geboren 1895 in Krakau, studierte ebendort und in Wien, bevor er 1922 nach Darmstadt ging. Im *Stürmer* aus dem Jahr 1937 wurde er fälschlicherweise als Leiter des Neuen Symphonieorchesters bezeichnet (Kaneko 2008:44). Wann Rosenstock deutscher Staatsbürger wurde, ist unklar, gewiss ist jedoch, dass er 1941 aus Japan ausgewiesen werden sollte. Dieser Forderung der Deutschen Botschaft widersetzte sich das damalige Außenministerium (*gaimushō*) jedoch, sodass Rosenstock noch bis 1944 als Dirigent in Japan arbeitete (Shillony 1991a:180, Shillony 1991b:165, Silverman 1989:80-81); die deutsche Staatsbürgerschaft wurde ihm 1944 entzogen. 1948 emigrierte Rosenstock in die USA, wo seine weitere Karriere wie im Falle Sirotas erfolgreich verlief und er 1985 in New York verstarb.

Leo Sirota, geboren 1885 in Kiew, war vermutlich österreichischer Staatsbürger. Er studierte von 1907 an bei Ferruccio Busoni, heiratete die Schwester Jascha Horensteins und startete von Wien aus seine Weltkarriere, die ihn letztlich nach Japan führte. Japan wurde ihm zum Exilland mit starken persönlichen Einschränkungen (Gordon-Sirota 2001:68-69). Nach dem Ende des Pazifischen Krieges verließ er das Land, um einerseits in den USA eine exemplarische Karriere zu machen – er gab einen kompletten Beethoven-

Sonaten-Zyklus im Radio – und andererseits immer wieder nach Japan als vielgeschätzter Gast zurückzukehren.

Seine Tochter Beate Gordon-Sirota, 1923 in Wien geboren, war ursprünglich Tänzerin. Gemeinsam mit ihren Eltern ging sie als Kind nach Japan. Sie lebte zehn Jahre lang in Tokio, bevor sie alleine in die USA, nach Oakland, Kalifornien, zog, wo sie das Mills College besuchte. Nach dem Zweiten Weltkrieg kam sie nach Japan zurück, um ihre Eltern zu suchen, die in Karuizawa überlebt hatten. Sie arbeitete als Übersetzerin für die amerikanische Besatzungsmacht, und zwar für das SCAP (Supreme Commander of the Allied Powers), da sie sowohl fließend Englisch als auch Japanisch sprach. Später arbeitete sie als Konsultantin im Team von General Douglas MacArthur (SCAP) und konnte ihre Vorstellungen über die gesetzliche Gleichberechtigung von Mann und Frau (Dower 2000:365-367) in die Japanische Verfassung einbringen. Bis zu ihrem Tod 2012 war sie als Kulturvermittlerin zwischen den USA und Japan tätig.

Richard Strauss bereiste niemals Japan, wurde aber knapp vor seinem Tod 1949 österreichischer Staatsbürger. 1940, als er die „Japanische Festmusik“ für das offizielle 2600-Jahr-Jubiläum der Inthronisation des ersten – mythologischen – Tenno komponierte, war er Deutscher mit Wohnsitz in Wien.

Paul Weingarten unterrichtete Klavier an der Kaiserlichen Musikakademie in Tokio von 1936 bis 1938. Geboren in Brünn 1886, wurde er zuvor Klavierprofessor am Konservatorium der Gesellschaft für Musikfreunde und absolvierte auch ein Doktorat bei Guido Adler in Wien. Der unter die NS-Rasengesetze fallende Weingarten kehrte 1938 nach Wien zurück und überstand die Zeit bis 1945 bei seiner Frau Anna Maria Josefa Elisabeth von Batthyány-Strattmann. Er war gemeinsam mit Pringsheim einer der wenigen Ausländer, der in Japan mit dem Orden des 5. Grades der höheren Klasse ausgezeichnet wurde.

Felix von Weingartner, 1863 in Zara, dem heutigen Zadar, geboren, studierte in Graz, war von 1908 bis 1911 Direktor der Wiener Hofoper, von 1919 bis 1925 Direktor der Wiener Volksoper und von 1935 bis 1936 Direktor der Wiener Staatsoper. Weingartner kam auf Einladung der Japanisch-Österreichischen Gesellschaft und der Tageszeitung Tōkyō Asahi Shinbun nach Japan, wo er ausgedehnte Orchestertourneen unternahm und Rundfunkaufnahmen machte. Japan fand auch Niederschlag in manchen seiner Werke – in der Oper „Die Dorfschule“ nach Terakoya und in japanischen Liedern. Sein Schüler Kurt Wöss war von 1951 bis 1954 Dirigent des NHK-Symphonieorchesters.

Jene, die eine Anstellung im Musikleben Japans suchten, unter die Verlierer oder Verliererinnen zu subsumieren, wäre übertrieben. Aber auch japanische Forscher haben die These bestätigt, dass viele Musiker und Musike-

rinnen Japan wählten, weil andere Berufschancen unmöglich waren. Rudolf Dittrich, wie Matsumoto Zenzō richtig erkannte, war erfolglos bei seinem Wunsch, eine fixe Position im Hellmesberger-Quartett zu erlangen (Matsumoto 1987:200-203). So sind es vergebene und verlorene Bewerbungen im europäischen Musikleben, wie es Klaus Pringsheim erlebte, die Vertreibung aus Europa nach NS-Rassegesetzen und der Wunsch bzw. die Möglichkeit, Japan als Sprungbrett zur Weiterreise in die USA zu benutzen, die Motivationsfaktoren für die Ausreise nach Japan darstellten.

Die Lehrtätigkeit dieser Musiker war erwünscht, ebenso wie ihre Tätigkeit als Dirigenten, in der Organisation von Operngruppen, im Rundfunk, in der Einstudierung und Aufführung von japanischen Erstaufführungen symphonischer Werke, ihre Arrangement- und Kopistenarbeit, oder ihre Vermittlung zu Hochschulen und Akademien in Wien. Sie waren als Lehrende oder Dirigenten durchwegs Ausführende im zweiten Rang unter japanischer Anleitung – weder war Rudolph Dittrich Direktor (Biba 1994) noch war Joseph Rosenstock Orchesterleiter. Ihre reproduktive Tätigkeit ist geschätzter als die produktive, bis heute sind sie, die *gaijin* (Ausländer, insbesondere Personen, denen man ansieht, dass sie keine JapanerInnen sind), nicht nur von japanischer Staatsbürgerschaft, sondern auch von der Mitgliedschaft in den japanischen Komponistenvereinigungen ausgeschlossen. Einzig und allein im Raum Ōsaka hatte Laska als künstlerischer Leiter des Takarazuka Sinfonieorchesters mit über hundert dokumentierten Konzertdirigaten Leitungskompetenzen, die kein anderer Ausländer und keine andere Ausländerin in Japan hatte. Gefragt waren die möglichst schnelle Übergabe der interpretatorischen und kompositorischen Kompetenzen und die Absolvierung von Erstaufführungen. Bereits 1931, sechs Jahre nach der Gründung, präsentierte Japans nationales Radio ein 30-Minuten-Programm mit elf Stücken japanischer Komponisten. Die hohe Quote symphonischer Musik von japanischen Komponisten in der Zeit des Pazifischen Krieges hängt mit der Politisierung der japanischen Musik zusammen, ideell und personell (Grilli 1972:293).

Um die im Symposium gestellte Frage „Welche Beziehung ergab sich?“ in wissenschaftlicher Skepsis aufzugreifen, möchte ich einige Beispiele anführen.

Während die Anfänge der Instrumentengeschichte Japans in den Händen deutscher oder amerikanischer Importfirmen lagen, übernahm Japan selbst sehr bald die Rolle des Produzenten und Exporteurs im Instrumentenbau. Dem ersten Bösendorfer-Flügel 1869 für den Tennō folgte keine Gründung einer Bösendorfer-Fabrik in Japan, und als die Firma Bösendorfer von Yamaha 2008 übernommen wurde, sprach man in den Zeitungen gar vom Niedergang des Abendlandes und schrieb in den Headlines „Bösendorfer fürchtet Verle-

gung nach Japan“ (oe24.at vom 27. Juli 2008). Hier lässt sich also durchaus von einem etwas angespannten Verhältnis sprechen.

Die Forschung der in Japan Tätigen – wie Rudolf Dittrichs Arbeiten – ist im Vergleich zu jenen, die als Forschende niemals Japan besucht haben – wie Erich von Hornbostel – erstaunlich oberflächlich und umfangmäßig gering. Sohn und Enkel Rudolf Dittrichs genießen sich für ihre österreichische Abstammung.

Wenige in Japan tätige Musiker und Musikerinnen konnten ihren Japanaufenthalt für ihre weitere Karriere in Europa nützen. Die im Zeitraum der Fragestellung dieses Symposiums in Japan angekommenen Musikschaffenden Harich-Schneider, Pringsheim und Gurlitt konnten an ihre Karrieren in Europa nicht mehr anknüpfen, ihre Verdienste in Japan waren in Europa kaum gefragt und wenig geschätzt. Von Pringsheim und Gurlitt sind zahllose Bittbriefe an die deutsche Regierung übermittelt. Eta Harich-Schneider wurde an der Wiener Musikhochschule als Cembaloprofessorin geduldet, die Ehrendoktorwürde wurde ihr aber an der Universität Wien verweigert.

Noch immer ist der Kulturtransfer höchst einseitig: fünf-wöchigen und mehrmaligen Gastspielen österreichischer Ensembles stehen einzelne Gastspiele von Noh-Theatern etc. gegenüber, die selten vor ausverkauftem Haus stattfinden.

Literatur

Bardas, Willy

1927 *Zur Psychologie der Klaviertechnik* (Reprint der Originalausgabe). Düsseldorf: Staccato.

Biba, Otto

1994 „Japanisch-österreichische Musikbeziehungen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“, *Mitteilungen der Internationalen Stiftung Mozarteum* 42, Heft 3-4, 11-22.

Brandner, Judith

2010 „Nehmen Sie doch etwas Obst“ - „Mit Ausnahme von Kapitalisten oder Ingenieuren, die für uns von Nutzen sind...“ Japans ambivalente ‚Judenpolitik‘ im Zweiten Weltkrieg. – Nachforschungen in Tokio und Kobe.“ *Die Presse Spectrum* vom 23. Januar 2010.

Dower, John W.

2000 *Embracing Defeat: Japan in the Wake of World War II*. New York: W. W. Norton & Company.

- Fritsch, Ingrid (Hg.) und Eta Harich-Schneider
2006 *Musikalische Impressionen aus Japan 1941-1957*. München: Iudicium.
- Gordon-Sirota, Beate
2011 *The Only Woman in the Room. A Memoir*. Tokio, New York u. London: Kodansha.
- Grilli, Marcel
1977 "Summary outline of the NHK Symphony Orchestra 1926-1977", *NHK Kōkyō gakudan gojū nenshi 1926-1977* (50 Jahre NHK-Symphonie-Orchester, 1926-1977). Tokio: Kōdansha, 291-296.
- Hackner, Thomas
2001 *Dada und Futurismus in Japan: die Rezeption der historischen Avantgarden*. München: Iudicium.
- Harich-Schneider, Eta
1978 *Charaktere und Katastrophen. Augenzeugenberichte einer reisenden Musikerin*. Berlin, Frankfurt/ Main, Wien: Ullstein.
- Kaneko, Martin
2008 *Die Judenpolitik der japanischen Kriegsregierung*. Berlin: Metropol.
- Lange, Peter
2007 "Ich konnte wohl annehmen, dass meine Karriere gesichert sei." Der Dirigent Hans Schwieger - eine Spurensuche. *Deutschlandfunk* 26. Juni 2007, <http://www.dradio.de/download/69448/> (Zugriff am 20. Juli 2011).
- Maraini, Dacia
2003 *Ein Schiff nach Kobe. Das japanische Tagebuch meiner Mutter*. München: Piper.
- Matsumoto Zenzō
1987 „Rudorufu Ditorihī to Nihon shōki waiorinshi 1“ (Rudolf Dittlich und die Anfänge der Violine in Japan 1), *Ongaku gendai* 5, 200-203.
- Maul, Eberhard
2000 *Japan und die Juden. Studie über die Judenpolitik des Kaiserreiches während der Zeit des Nationalsozialismus 1933-45*. Diss., Universität Bonn.
2007 *Warum Japan keine Juden verfolgte. Die Judenpolitik des Kaiserreiches während der Zeit des Nationalsozialismus 1933-45*. München: Iudicium.
- Nakamura Kōsuke
1980 *Rosenshutoku no kaisōroku* (Rosenstocks Memoiren). Tokio: Nihon hōsō shuppan kyōkai.
- Österreichisches Musiklexikon online*
2008 <http://www.musiklexikon.ac.at/> (Zugriff am 20. Juni 2011)
- Schauwecker, Detlev
1988 „Nachisu jidai ni okeru Doitsu no tai Nihon bunka seisaku ni tsuite“ (Deutsche Kulturpolitik gegenüber Japan während der Nazi-Zeit), *Kansai daigaku bungaku ronshū* 37, 17-24.

Shillony, Ben-Ami

1991a *The Jews & the Japanese. The Successful Outsiders*. Rutland: Charles E. Tuttle Company.

1991b *Politics and Culture in Wartime Japan*. Oxford: Clarendon Press.

Silverman, Cheryl A.

1989 *Jewish Emigrés and Popular Images of Jews in Japan*. Diss., Columbia University.

Simon, Susanne

2006 „Der gute arische Pass. Interview mit Renate Lenart-Oppheimer“, *Die Zeit* 21. Februar.

Suchy, Irene

1995 „Die Kehrseite der Medaille. Emigration und Kulturtransfer am Beispiel europäischer Kunstmusik in Japan“, Joachim Braun, Vladimir Karbusicky und Heidi Tamar Hoffmann (Hg.): *Verfemte Musik – Komponisten in den Diktaturen unseres Jahrhunderts: Dokumentation des Kolloquiums vom 9.-12. Januar 1993 in Dresden*. Frankfurt u.a.: Peter Lang, 475-484.

2006 „Verfolgung vertraulich - MusikerInnen-Exil in Japan“, Sandra Wiesinger-Stock, Erika Weinzierl, Konstantin Kaiser (Hg.): *Vom Weggehen. Zum Exil von Kunst und Wissenschaft*. Wien: Mandelbaum Verlag, 412-421. (=Exilforschung heute, Bd. 1)

2010 *Klaus Pringsheim* http://www.lexm.unihamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002788 (Zugriff am 20. Juni 2011).

Trimondi Victor und Victoria

2002 *Hitler – Buddha – Krishna. Eine unheilige Allianz vom Dritten Reich bis heute*. Wien: Ueberreuter.

Felice Ueno-Rix – eine Vertreterin der Wiener Werkstätte in Japan

Tomoko KAKUYAMA

1. Einleitung

In diesem Beitrag möchte ich anhand der Tätigkeit von Felice Ueno-Rix (1893-1967) [Abb.1] die Geschichte des Austausches zwischen Österreich und Japan im Bereich des modernen Designs umreißen. Felice Ueno-Rix war eine Künstlerin der Wiener Werkstätte (1903-1932), die – wie ich hoffe im weiteren Verlauf dieses Beitrages zeigen zu können – von großer Bedeutung für die moderne Designgeschichte Japans war. In den 1920er und 1930er Jahren war sie als Textil- und Interieurdesignerin sowohl in Wien als auch in Kioto tätig [Abb.2]. Nach dem zweiten Weltkrieg lehrte sie an der städtischen Kunsthochschule Kioto. Rix war bisher in Japan wenig bekannt, aber seit der ihrem Schaffen gewidmeten, umfassenden Ausstellung im Museum für Moderne Kunst Kioto (Kyōto kokuritsu kindai bijutsukan) und im Meguro Museum (Tōkyo) 2009¹ [Abb.3] wird Felice Ueno-Rix immer mehr Aufmerksamkeit von Wissenschaftlern und einem Publikum zuteil, das an der Entwicklung des modernen Designs interessiert ist.

Die Beziehung zwischen der Wiener Werkstätte und Japan war bereits seit den Anfängen der Gemeinschaft sichtbar präsent. Die Wiener Werkstätte wurde 1903 als eine Gemeinschaft von Künstlern und Kunsthandwerkern von den Wiener Sezessionisten Josef Hoffmann (1870-1956) und Koloman Moser (1868-1918) sowie dem Unternehmer Fritz Wärndorfer gegründet.



Abb. 1: Felice Ueno-Rix, Quelle: Yamano und Ikeda (Hg.), 2009: 9.

¹ *Ueno Isaburō + Richi korekushon ten. Wīn kara Kyōto e, kenchiku kara kōgei e* (Ausstellung der Sammlung von Ueno Isaburō + Lizzi. Von Wien nach Kioto, von der Architektur zum Kunstgewerbe), 6. Jänner – 8. Februar 2009, Museum für Moderne Kunst Kioto. 11. April – 31. Mai 2009, Meguro Museum.



Abb. 2: Teppich, *Sommerfeld* (vor 1928), Museum für Moderne Kunst Kioto

Abb. 3: Ausstellungsflygblatt vom Meguro Museum (2009)

Von der englischen Arts-and-Crafts-Bewegung beeinflusst, strebten die Gründer danach, alle Bereiche des täglichen Lebens durch qualitativ hochwertige Gebrauchsgegenstände zu verschönern, wobei auf eine Wiederbelebung der Handwerkskunst großer Wert gelegt wurde. Hoffmann und Moser nahmen sich in diesem Aspekt die handwerkliche Ausführung der Japaner zum Vorbild. Im Arbeitsprogramm der Wiener Werkstätte von 1905 kommt diese Sympathie für Japan deutlich zum Ausdruck: „Was wir wollen ist das, was der Japaner immer getan hat. Wer würde sich irgendein Werk japanischen Kunstgewerbes, maschinell hergestellt, vorstellen können?“ (Hoffmann 1905:o.S.) Einige Postkarten der Wiener Werkstätte von Hans Böhler (1884-1961), der 1911 Japan bereiste, zeigen ebenfalls das Wiener Interesse an Japan. Felice Rix war jedoch das erste und einzige Mitglied der Wiener Werkstätte, das sich tatsächlich aktiv in die Bewegung der japanischen Architekten und Designer einbrachte.

Im Rahmen meiner Forschung lege ich den Schwerpunkt meiner Betrachtungen auf die Tätigkeit Rix' im Japan der Zwischenkriegszeit. Die 1920er Jahre stellten für die Wahrnehmung von Design in Japan einen wichtigen Wendepunkt dar. Ab dieser Zeitperiode kann man feststellen, dass mit der Einführung von funktionalistischer Designtechnik das Design selbst immer mehr als ein neuer Wertemaßstab empfunden wurde, an dem sich die Menschen in Japan beim Aufbau einer neuen Alltagskultur orientierten (Hida 2006:509). Die Frage ist, wie sich die Wiener Künstlerin in die kulturelle Strömung dieser Zeit in Japan einbrachte. Im Folgenden möchte ich nach einer kurzen Bio-

grafie die Tätigkeit von Felice Ueno-Rix in Kioto und Takasaki darstellen. Anschließend werde ich grob die Wandlungsphase des japanischen Designs zu dieser Zeit beschreiben, um so den Hintergrund zu verdeutlichen, vor dem die Bedeutung von Rix' Werk zu verstehen ist. Abschließend werde ich die zentralen Punkte dieser Forschung noch einmal kurz zusammenfassen und meine Schlussfolgerungen darstellen.

2. Biografie von Felice Ueno-Rix

Felice Rix wurde 1893 in einer wohlhabenden Familie in Wien geboren. Sie studierte nach der k.k. Graphischen Lehr- und Versuchsanstalt (heute die Höhere Graphische Bundes-Lehr- und Versuchsanstalt) ab 1911 an der k.k. Kunstgewerbeschule (heute die Universität für Angewandte Kunst). Die Wiener Kunstgewerbeschule, die 1867 als eine dem k.k. Museum für Kunst und Industrie zugehörige Schule gegründet wurde, war die bedeutendste Institution für modernes Kunstgewerbe in Österreich. Nachdem sezessionistische Professoren um 1900 das starre Lehrsystem reformiert hatten, wurde an der Schule eine fortschrittliche Kunstlehre, die befreit vom Historismus ein kreatives Schaffen des Schülers förderte, praktiziert. In der Studienzeit von Felice Rix waren die für diese Schulreform verantwortlichen Professoren nach wie vor an der Schule tätig. Rix besuchte etwa drei Jahre lang die Fachklasse von Josef Hoffmann, aus der viele KünstlerInnen der Wiener Werkstätte hervorgingen. Der bekannte Kunsterzieher Franz Čížek (1865-1946) war ebenso ein wichtiger Lehrer für Rix. Čížeks Methode der Ornamentalisierung der Natur sollte eine wichtige Basis ihrer rhythmischen Naturmuster werden.

1917, im Alter von 24 Jahren, trat Felice Rix in die Künstlerwerkstätte der Wiener Werkstätte ein. Sie entwarf primär Textilien und die sogenannten „Wiener Kleinigkeiten“, also feine Handtaschen, Beutel, Schmuck, Kissen und Ähnliches. Das Deckendekor eines Verkaufsrums der Textilabteilung der Wiener Werkstätte in der Kärntnerstraße (1918) war ebenfalls eines ihrer Werke.

Von früh an soll Rix Interesse an Japan gezeigt haben: Nicht nur in unmittelbar inspirierten Werken wie in ihrem Textilentwurf *Japanland* (1923) deuten stilisierte Pflanzen, die gleichsam im Bild schweben, einen Einfluss japanischer Kunst an. Rix war höchstwahrscheinlich durch die große Japan-Sammlung von Heinrich von Siebold im k.k. Museum für Kunst und Industrie (heute das österreichische Museum für Angewandte Kunst) mit japanischen Kunstwerken in Kontakt gekommen. Zahlreiche japanische Farbschablonen (*katagami*) aus der Sammlung wurden an der zugehörigen k.k. Kunstgewer-

beschule als Unterrichtsmaterial verwendet (Wieninger 1987:54-55). Die Anwendung der japanischen Stilkunst ist von daher tendenziell in den Waren der Wiener Werkstätte, wo viele Absolventen der Kunstgewerbeschule tätig waren, bemerkbar. Rix jedoch beschäftigte sich auf eine wesentlich intensivere Art und Weise mit der japanischen Kunst. Ihre konkrete Beschäftigung mit Japan begann nach der Heirat mit einem Japaner.

Wie an ihrem Doppelnamen Ueno-Rix ersichtlich, heiratete Felice Rix im Jahr 1925, im Alter von 32 Jahren, Ueno Isaburō (1892-1972), einen japanischen Architekten, der kurzfristig im Atelier von Josef Hoffmann gearbeitet hatte. Im folgenden Jahr übersiedelte das Ehepaar nach Kioto. Isaburō stammte aus einer Zimmermannsfamilie, die Arbeiten für den Kaiserhof in Kioto ausführte. Er war ein hervorragender Architekt und spielte eine führende Rolle bei der Verbreitung der modernen Architektur in Kansai (West-Japan) (Kasahara 2009:30-40; Takeuchi 1978:106-119). Fortan war Felice Ueno-Rix sowohl in Wien als auch in Kioto tätig. Nach dem Zweiten Weltkrieg lebte sie hauptsächlich in Kioto. Neben ihrem künstlerischen Schaffen unterrichtete Ueno-Rix gemeinsam mit ihrem Mann an der städtischen Kunsthochschule Kioto. Hier wird ihre Designlehre „Farbe und Komposition“ (*shikisai kōsei*) von den ehemaligen Studenten heute noch praktiziert. Nach dem Abschied von der Kunsthochschule gründeten Rix und Ueno das International Design Institute in Kioto. Das Institut war noch bis April 2009 in Betrieb. Im Jahr 1967 starb Felice Ueno-Rix im Alter von 74 Jahren in Kioto.

3. Die künstlerische Tätigkeit von Felice Ueno-Rix in Japan vor 1940

Während ihrer Zeit in Japan war Ueno-Rix sowohl in Kioto als auch in Takasaki tätig. Die beiden folgenden Unterkapitel beschäftigen sich daher mit diesen beiden Schaffensperioden im Leben der Künstlerin.

3.1. In Kioto: 1926-1936

1926 fing Felice Ueno-Rix mit ihrer künstlerischen Tätigkeit in Kioto an. Sie war bis 1930 Mitglied der Wiener Werkstätte und in den beiden Städten jeweils etwa ein Jahr lang tätig. Ihr Mann Isaburō eröffnete das Ueno-Architekturbüro nach der Heimkehr gleich neben der neuen Wohnung des Paares in Kioto. Ueno „Lizzi“, wie der Spitzname von „Felice“ in Japan lautete, war die „künstlerische Leiterin“ des Büros [Abb.4]. Es war oft der Fall, dass Isaburō für Gestaltung und Bau der Gebäude, und Rix für dessen Einrichtung ver-

上野建築事務所

最新の學理と洗練せる意匠	<p>所在 京都市上京區竹屋町通川原町東入北側洋館 電話 上 2952 停留所川原町竹屋町</p> <p>業務 建築設計 監督 美術工藝圖案 建築法規に關する出願手續きは本建築事務所の設計したるものうちに就いて取扱ふ</p> <p>報酬 略設計 工事總額の百分之一 本設計 〃 百分之二 監督 〃 百分之二 詳細は建築士會報例規程に依る。美術工藝圖案工費 百分之十</p> <p>技術者 建築部主任 上野伊三郎 早稻田大學建築科卒業 1921—1924年興造及 外國に留學す 美術工藝部主任 上野リッチ、リックス 維納高等工藝學校卒業 維納工房意匠部員</p>
--------------	--

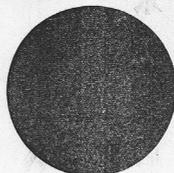


Abb. 4: Inserat des Ueno- Architekturbüros (1927),
Quelle: Sōseisha (Hg.), *Dezain (Design)* 1/1, 1927



Abb. 5: „Sutā-bā“ (1930) Quelle: *Intānashonaru kenchiku-kai* (Hg.), 2008: 427.

antwortlich war. Ihre Aufträge in den 1920er und 1930er Jahren waren meistens Wohnungen, Restaurants oder Cafés in Kioto und Ōsaka. Hier kann man beispielweise die Decken- und Wanddekors für die „Sutā-bā“ (Starbar, 1930) [Abb.5] und ein Café-Restaurant „Sutā-sōdafauntan“ (Star Soda-fountain, 1932) anführen. Das „Yanagimoto-tei“ (Yanagimoto Haus, 1929) [Abb.6] von Isaburō wurde ebenso von Rix ausgestattet. Die flache Ornamentalität von linearen Pflanzen und deren freie Anordnung in Bildern sind charakteristisch für diese Entwürfe. Die klaren Muster der Tapeten gaben den Räumen eine ästhetische Einheit.

Die helle Glasdecke im Warenhaus Sogō in Ōsaka (1935) wurde im Auftrag von Murano Tōgo (1891-1984), dem Architekten des Warenhauses, ausgeführt. Murano Tōgo ist ein bekannter moderner Architekt in Japan und unter den Modernisten insofern herausragend, als er im Gegensatz zu den meisten Modernisten oft Dekorativität in seine funktionalistischen Bauten aufnahm. Es ist also kein Zufall, dass Murano und Rix in den 1940ern und 1960ern weiter zusammen arbeiteten. Murano schätzte ihren eleganten dekorativen Stil hoch (Yamaryō 1999:22) und beauftragte Rix mit der Einrichtung seiner Bauwerke. „Hien-sō“ (Villa Hien, 1941) in Kioto und das Restaurant „Akutoresu“ (Actress, 1962) in Tokio sind Beispiele dafür.

Ueno-Rix war außerdem ein Gastmitglied des Internationalen Architektenbundes (Intānashonaru kenchiku-



Abb. 6: „Yanagimoto-tei“ (1929) Quelle: *Intānashonaru kenchiku-kai* (Hg.), 2008: 82.

kai, 1927-1933). Der Internationale Architektenbund war die erste Organisation einer modernen Baubewegung in West-Japan, und damals die größte im ganzen Land. Der Architektenbund wurde 1927 in Kioto, im Ueno-Architekturbüro gegründet, was bereits darauf hinweist, dass Ueno Isaburō eine führende Rolle in dieser Organisation spielte. Der Architektenbund war zwar um die Errichtung moderner, internationaler Bauten bemüht, aber sie sollten nicht dem uniformierten internationalen Stil folgen, sondern eher auf „*locality*“, basieren, also den jeweiligen örtlichen Lebensbedingungen angepasst werden. Das Manifest des Bundes wurde im ersten Heft seiner Zeitschrift, *Intānashonaru kenchiku* (*Die Internationale Architektur*, 1929-1933), auf Japanisch, Esperanto und Englisch geschrieben; Internationalität war also eindeutig ein wichtiger Aspekt. In der Zeitschrift fanden sich viele Fotos der neuesten Bauwerke aus Europa und den USA. Weiter gehörten dem Internationalen Architektenbund auch berühmte europäische Architekten wie Josef Hoffmann, Bruno Taut, Walter Gropius, G. T. Rietvelt als Auslandsmitglieder an. Die Beziehungen wurden vermutlich durch Rix und Isaburō geknüpft. Die Auslandsmitglieder schickten Glückwünsche zur Gründung des Bundes, jedoch ist ein konkreter Austausch in der Folge wenig nachvollziehbar. Al-

lerdings ist es bemerkenswert, dass die europäischen Mitglieder der modernen Baubewegung gleichzeitig ihren eigenen modernen Stil gestalten wollten: Der Architektenbund kritisierte den damals in Japan verbreiteten eklektizistischen Baustil, aber andererseits distanzierte sich der Bund auch von einer vollkommenen Imitation der westlichen modernen Architektur.

Die Entwürfe von Rix wurden gelegentlich in der Zeitschrift veröffentlicht, einmal sogar auf dem Titelblatt (Jg.4, H.2) [Abb.7]. In der Zeitschrift wurde außerdem oft über Architektur und Kunstgewerbe in Österreich berichtet. In diesen Artikeln wurde besonders die Feinheit und Eleganz des Wiener Kunsthandwerkes herausgestrichen. In einer Ausgabe von 1930

erschien ein Glückwunschartikel zum 60. Geburtstag von Josef Hoffmann (Jg.2, H.12). Ferner begrüßte der Internationale Architektenbund 1930 den berühmten österreichischen Architekten Richard Neutra (1892-1970), der in den USA tätig war. Aus einem Artikel wird klar, dass Neutra von Rix, Isaburō und anderen Mitgliedern des Architektenbundes durch Kioto und Ōsaka begleitet wurde. Neutra hielt einen vom Architektenbund organisierten Vortrag in Ōsaka und trat bei dieser Gelegenheit in den Bund ein (Jg.2, H.7).

Der bedeutendste Gast im Architektenbund war jedoch der deutsche Architekt Bruno Taut (1880-1938). Taut, der in Japan als „Wiederentdecker“ des Katsura-rikyū (Lustschloss Katsura) bekannt ist, kam 1933 auf Einladung des Internationalen Architektenbundes nach Japan. Er wurde während seines Aufenthalts vornehmlich von Ueno Isaburō unterstützt. Die Begegnung mit Taut bedeutete für Felice Ueno-Rix den Beginn einer neuen Phase ihres Schaffens in Japan. Der Internationale Architektenbund selbst hingegen wurde relativ bald nach der Ankunft von Taut aufgrund von finanziellen Schwierigkeiten sowie der damaligen politischen Lage aufgelöst; das „international“ im Namen wurde von den Machthabern als Hinweis auf eine kommunistische Gemeinschaft missverstanden und einige Mitglieder sahen sich sogar von der Geheimpolizei beobachtet (Ueno 1961:43).



Abb. 7: *Intānashonarū kenchiku* (Jg.4, H.2, 1932)
Quelle: *Intānashonarū kenchiku-kai* (Hg.), 2008: 911.

3.2. In Takasaki: 1936-1939

Felice Ueno-Rix zog 1936 nach Takasaki in der Präfektur Gunma. Isaburō trat im selben Jahr auf Empfehlung von Bruno Taut eine Stelle als Leiter des Gewerbeinstituts der Präfektur Gunma an. Er bestellte Rix als Beauftragte für Experimentaldesign am Institut. Bruno Taut arbeitete ab 1934 als Berater am Präfektur-Industrielaboratorium in der Zweigstelle Takasaki.

Rix beschäftigte sich in Takasaki zum ersten Mal tiefgehend mit japanischen Materialien und Techniken (Oku 2006:133). Neben Drechselwaren und Wollstoffen fertigte sie Kästen, Knöpfe und verschiedene Küchenaccessoires an, wobei sie die von Bruno Taut entwickelte Flechttechnik anwende- te [Abb.8, 9]. Die Revitalisierung des regionalen Kunstgewerbes entsprach genau dem Manifest des Internationalen Architektenbundes, durch Anwendung von *locality* moderne Formgebung zu erreichen. Die Entwürfe von Rix wurden später tatsächlich als Waren produziert und in Tokio und in Karuizawa (in der Präfektur Nagano) verkauft. Ihre feinen farbigen Produkte verkauften sich besser als die von Bruno Taut, wie sich ein damaliger Assistent erinnert (Oku 2006:133). Taut gefiel die künstlerische Tendenz von Rix nicht sonderlich (Taut 1975:397,406). Für ihn waren Funktion und Rationalität die wesentlichsten Kriterien. Das elegante Wiener Gewerbe war nicht nach seinem Geschmack, obwohl bei näherer Betrachtung, die bis heute erhaltenen Skizzen von Rix nicht übermäßig prachtvoll erscheinen. Nach den Aussagen von Isaburō kam es manchmal sogar vor, dass Entwürfe von Rix und Taut, die einander ähnelten, zu Verwechslungen führten, obwohl die beiden Designer in stilistischer Hinsicht verschiedene Richtungen vertraten (Ueno 1964:30).

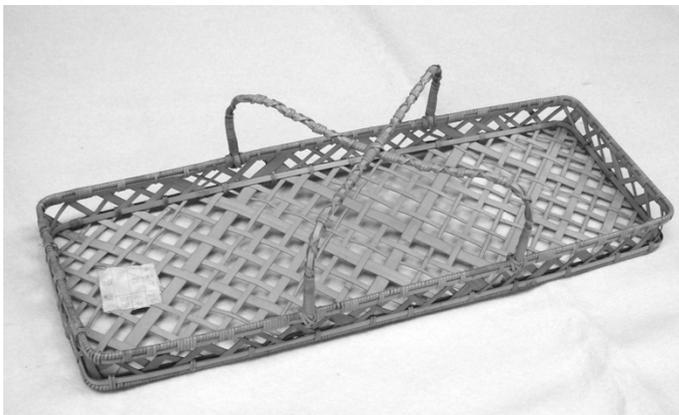


Abb. 8: Brotkorb (um 1938), Quelle: Industriezentrum der Präfektur Gunma



Abb. 9: Schal (o. J.), Quelle: Museum für Moderne Kunst Kioto

Bis 1944 gehörte Rix durchgehend einem Forschungsinstitut für Färbung in Kioto an. Sie stellte beispielsweise Probestücke von Textilwaren und Stickereien her. 1939 traten Rix und Isaburō aus dem Gewerbeinstitut aus. Über die Tätigkeit von Rix während der nächsten Jahre der Kriegszeit ist beinahe nichts bekannt. Rix lebte 1940 ein Jahr lang in den USA bei ihrer Schwester, 1941 begleitete sie ihren Ehemann in die Mandschurei, wo er als Offizier das japanische Heer in Baufragen beriet. Es wurde neulich entdeckt, dass Rix von 1941 bis 1944 eine Designlehre in der Frauenabteilung für Forschung in der Architektur beim Forschungsinstitut für Architektur- und Gewerbeteknik (Kenchiku kōgei gijutsu kenkyūjo fujin kenchiku kenkyūbu) in Ōsaka praktizierte². Dies sollte der Ausgangspunkt ihrer späteren pädagogischen Tätigkeit in Kioto sein, wo sie nach dem Zweiten Weltkrieg bis Ende der 1960er Jahre als Künstlerin und Designerzieherin tätig sein sollte.

4. Hintergrund: Wandlung des Designs in Japan in der Zwischenkriegszeit

Um die Bedeutung der beschriebenen Tätigkeit von Felice Ueno-Rix nach 1926 einschätzen zu können, muss man sich die zeitgenössische Lage bezüglich des Designs vor Augen führen. Im Folgenden möchte ich den Wandel der Design-Aktivitäten in Japan bis in die 1920er Jahre kurz beschreiben.

Modernes „Design“ bedeutet, Industrietechnik auf die Herstellung von kunstgewerblichen und alltäglichen Gegenständen anzuwenden, was sich seit der Londoner Weltausstellung (1851) in Europa relativ rasch entwickelt hatte (Hida 2006b:26-27). Im Sinne der Auseinandersetzung mit dem Problem der Mechanisierung war die kunstgewerbliche Reformbewegung im 19. Jahrhundert, die die Trennung von Kunst und Leben überwinden wollte, Ursprung der modernen Designbewegung.

Das Design als in Europa aufgekommener Gestaltungsbegriff kam in den späten 1860er Jahren nach Japan. Das früheste *modern design* begann als eine industrielle Aktivität, die ihr Ziel im wirtschaftlichen Aufschwung des Staates sah. Für die neue Meiji-Regierung (1868-1912) war die Stärkung der Staatskraft eine dringende Aufgabe, um den westlichen Großmächten gleichzukommen. Während moderne Technologie aus dem Westen eingeführt wurde, waren traditionelle Kunstgegenstände ein wichtiger Faktor für den Handel. Seit dem Ende der Edo-Zeit bemühten sich Saga, Satsuma und andere Fürstentümer um Industriewachstum und betrachteten das Kunstgewerbe als von

2 Kasahara Kazuto, Vortrag im Meguro Museum am 18. April 2009.

großer Bedeutung für den Export. Die Wiener Weltausstellung (1873), die für den jungen japanischen Nationalstaat die erste Weltausstellung bedeutete, war auch in dieser Hinsicht von großer Bedeutung: In der Weltausstellung wurden die japanischen Kunstprodukte sehr positiv aufgenommen. Da erkannte auch die Regierung den wirtschaftlichen Wert des Kunstgewerbes und beschloss die Förderung dieses Sektors. Design in der Meiji-Ära war also in erster Linie ein Mittel zur wirtschaftlichen Stärkung des Staates.

Ab Ende der 1890er Jahre orientierte sich Design allmählich am alltäglichen Leben. Im architektonischen Bereich verbreiteten sich beispielsweise statt *wayōkan heiretsugata-jūtaku*, einer Wohnform, die aus nebeneinander gebauten westlichen und japanischen Häusern besteht, nun *wayōsetchū-jūtaku*, also Wohnungen mit sowohl westlichen als auch japanischen Zimmern. Es war dies der Versuch von japanischen Architekten, westliche Standards auf für Japaner bequeme Art und Weise in die bisherigen Wohnformen zu integrieren. Bald wurde auch verlautbart, dass für die Umgestaltung der Wohnungen die Reorganisation des Lebensstils selbst notwendig sei. In den 1910er Jahren thematisierten immer mehr Intellektuelle das sich daraus ergebende Problem eines Quasi-Doppellebens vieler Japaner. Nach einer Wohnausstellung (Katei seikatsu-hakurankai) in Ueno 1915 folgten ähnliche Hausausstellungen in den folgenden Jahren. Diese Entwicklung verlief parallel zum wirtschaftlichen Aufschwung, in dem sich Japan während des Ersten Weltkriegs befand. Die Industrie wurde verstärkt und eine moderne Staatsstruktur systematisch aufgebaut. Da nun das Hauptbedürfnis eines starken Wirtschaftswachstums erfüllt war, begannen sich mehr Akteure auch wieder zunehmend mit den Menschen – ihrem Alltagsleben, ihrem Wohnen – auseinander zu setzen.

Auch das Kunstgewerbe erfuhr Veränderungen: Traditionelles Kunstgewerbe aus Japan war in der Pariser Weltausstellung (1900) nicht mehr wirklich beliebt. Die Japaner begannen also mit einer Neuerfindung ihrer Muster und bedienten sich dabei der europäischen Art Nouveau ebenso wie der japanischen Rimpa-Schule. Letztere ist eine der bekanntesten Stilrichtungen der japanischen Malerei, die im 17. Jahrhundert in Kioto begründet wurde und vielfältige Anwendungsbereiche (Wandschirme, Fächer, Keramik, etc.) fand, wobei hauptsächlich Motive aus der Natur verwendet wurden. Mit Beginn der Taishō-Ära (1912-1926) wurde sowohl von Seite der Studenten als auch vieler Lehrer Kritik an der althergebrachten, als veraltet empfundenen Gestaltungslehre laut. Die Kritiker versuchten, sich von der Natur inspirieren zu lassen und so ganz eigene neue Muster zu kreieren. Von dieser Richtung ausgehend, erwuchs ein neues Kunstgewerbe, das auf persönlicher Empfindung basierte. Es war sozusagen der Individualismus im Kunstgewerbe, analog zum zeitgleichen literarischen Individualismus in der Shirakaba-Schule (Tsuchida

2006:144). Das Interesse der Kunstschaffenden erstreckte sich dabei oft über den ganzen Lebensbereich; so richteten sie oft selbst ihre Wohnungen ein. Das neue Kunstgewerbe sah sich also nicht mehr primär als Beitrag zur Wirtschaft, sondern eher zur Raumkunst, die der Schöpfung und dem Ausdruck eines neuen Lebensstils diene.

Durch die rasche Urbanisierung in den 1920er Jahren entwickelte sich eine lebendige Massenkultur in den Großstädten, und das Antlitz der Gesellschaft veränderte sich maßgeblich. Unterhaltungs- sowie Konsumkultur beeinflussten das Stadtleben, und die internationale avantgardistische Kunstströmung fand ein Feld vor, in dem sie gedeihen und schließlich aufblühen konnte. Andererseits wurde das Leben der Menschen weiterhin zum Zielobjekt von Rationalisierung und Verwestlichung. 1920 wurden die Gemeinschaft für Lebensreform (Seikatsu kaizen-dōmeikai) und die Gemeinschaft für Kulturleben (Bunka seikatsu-dōmeikai) gegründet. Erstere, deren Ziele die Ausbildung eines Sozialstaates und die Verbesserung der Lebensumstände der Menschen waren, förderte die Benutzung des Sessels im Alltag und propagierte ein gut durchführbares Wohnungskonzept für Hygiene und Unfallschutz. Letztere war eine private Gruppe, deren Aktivitäten sich um die „Kultivierung des Lebens“ drehten. Der berühmte Politologe Yoshino Sakuzō (1878-1933) war eines der Gründungsmitglieder. Die Gemeinschaft veröffentlichte bedeutende Werke über Wohnung und Lebensform. Sie hatte ferner Beziehungen zu liberalen Pädagogen. Der Zeitgeist der Taishō-Demokratie wirkte befruchtend auf diese Aktivitäten; 1922 begann eine Reihe von Ausstellungen sogenannter *bunka-jūtaku* (Kulturwohnungen), also praktischer, kleiner bis mittelgroßer Wohnungen mit niedrigem Preis für moderne Stadtbewohner. Es sollten rationale Wohnungen sein, die die westliche Behausung nicht einfach imitierten; Entwürfe für Wohnungen und Möbel spielten eine immer wesentlichere Rolle in der Lebensorganisation.

1926, als Felice Ueno-Rix nach Japan kam, entstanden diverse Künstlervereine, die sich auf Design bezogen. Der zunehmende Bedarf an Werbung und Plakaten brachte 1926 zwei Gesellschaften von Gebrauchsgrafikern, nämlich die Firma Shichinin-sha und den Verein für Gebrauchsgrafik (Shōgyō bijutsuka kyōkai), hervor. Der Kaiserliche Verein für Kunstgewerbe (Teikoku kōgeikai), der im selben Jahr gegründet wurde, war die erste Vereinigung zur Förderung des industriellen Kunstgewerbes, der gemeinsam von Staat und Bürgern organisiert war. Der Verein Mukei („Formlos“) wurde von jungen fortschrittlichen Kunstgewerblern ins Leben gerufen [Abb. 10]. In den späteren 1920er Jahren beschäftigten sich verschiedene Gruppen mit der praktischen Umsetzung des „neuen Lebensstils“ für ein breites Publikum. Die Firma Konome (Konome-sha, 1927) bemühte sich beispielsweise um die

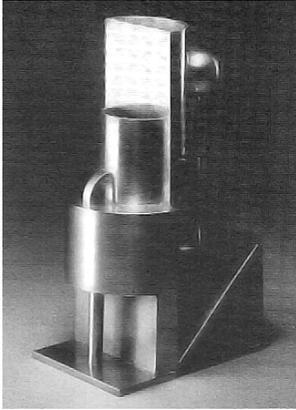


Abb. 10: Takamura Korechika, *Konstruktion für Blumenstecken* (1926), Quelle: Nagata, Hida und Mori (Hg.), 2006: 212.



Abb. 11: Keiji-kōbō, Holzstuhl (1934), Quelle: Sammlung der Kunsthochschule Musashino

Verbreitung ökonomischer westlicher Möbel. Das Atelier Keiji (Keiji-kōbō, 1928-ca.1940) experimentierte mit der Serienproduktion von Typenmöbeln [Abb.11]. Der Staat leitete ebenso Forschungsprojekte für industrieorientierte Produkte, was vorerst in der Eröffnung des Institutes für Kunstgewerbe durch das Ministerium für Industrie und Handel (Shōkōshō-kōgei-shidōsho) gipfelte.

Die 1920er Jahre waren somit eine Zeit, in der die Japaner von verschiedenen Blickwinkeln aus versuchten, sich ein neues Lebensumfeld zu schaffen. Design war zwar eine Möglichkeit dafür, jedoch umfasste dessen Bedeutung ab dieser Epoche nicht nur die einzelnen Entwürfe oder die Produktion für die Industrie, sondern mehr die gesamte Gestaltung einer Lebenswelt. Führende Designer – sie waren meistens Künstler, Architekten, Pädagogen oder Beamte von Beruf – suchten nach der Definition eines Lebensstils des modernen Japaners. Als Felice Ueno-Rix 1926 nach Kioto kam, war die Lage um das Design in Japan sehr unbeständig. Die Zwischenkriegszeit war sozusagen eine Experimentalzeit des modernen japanischen Designs.

5. Zusammenfassung

Die Erweiterung der Designaktivitäten in Japan ist schriftlichen Medien sowie Nachrichten von japanischen Studierenden in Europa zu verdanken. In der Zwischenkriegszeit beschleunigte und intensivte sich die internationale Kommunikation und der konkrete Austausch nahm zu: Der russische Futurist David D. Burljuk (1882-1967) hielt 1920 und 1921 Ausstellungen

und Vorträge in Tokio und Nagoya. Die russische Malerin Varvara Bubnova (1886-1983), die 1921 nach Japan kam und bis 1958 dort lebte, trug ebenso zur Erweiterung des russischen Konstruktivismus bei. Frank Lloyd Wright (1867-1959) besuchte Japan mehrmals ab 1913 für die Errichtung des Imperial Hotels in Tokio. Sein Assistent Antonin Raymond (1888-1976) eröffnete ein eigenes Architekturbüro und arbeitete bis 1938 in Japan. Andererseits war der persönliche Austausch im Designbereich weniger aktiv. Frank Lloyd Wright entwarf zwar Geschirr sowie Fenstergläser für das Imperial Hotel, war aber in erster Linie als Architekt tätig. Bruno Taut und Felice Ueno-Rix waren als europäische Künstler und Künstlerin, die in Japan wohnten und sich mit alltäglichen Gegenständen beschäftigten, eher die Ausnahme. Ueno-Rix war ferner die einzige, die in der Zwischenkriegszeit langfristig mit japanischen Architekten und Designern in großen Städten wie Kioto und Ōsaka zusammenarbeitete.

Die Werke von Rix aus der Zeit vor 1940 sind heute leider zum Großteil verloren gegangen. Trotzdem dürfte die „echte“ Wiener Designerin die damaligen Japaner fasziniert haben. Die heiteren Muster mit stilisierten Naturmotiven waren charakteristisch für Produkte der Wiener Werkstätte in den 1920er Jahren. Zarte Linien sind in den Entwürfen von Rix ebenso bemerkbar wie vielfarbige rhythmische Motive, die im Bild gleichsam schweben. Diese Muster wurden von den Japanern dieser Zeit zweifellos als äußerst modern, allerdings nicht als extrem avantgardistisch, wahrgenommen. Es war vermutlich nicht schwierig für Japaner, die modernen, doch offenbar schönen Muster zu akzeptieren. Für viele Leute stellten die Entwürfe von Felice Ueno-Rix die Repräsentation eines glücklichen modernen Lebens dar.

Genau in diesem Aspekt findet man den wichtigen Beitrag von Ueno-Rix zum japanischen Design in der Zwischenkriegszeit. Abgesehen von der Begeisterung, die ihre Entwürfe beim Publikum hervorriefen, profitierten die japanischen Künstler von der Tatsache, dass Rix ihnen durch ihre Entwürfe eine Möglichkeit bot, die „Moderne“ kennenzulernen. Ebenso spielte Rix ohne Zweifel eine wichtige Rolle bei der Vermittlung von modernen österreichischen Architekten wie Hoffman, Neutra und anderen. Wir denken heute beim Wort „Modernismus“ häufig an ornamentlosen Funktionalismus oder Rationalismus, dieser Begriff war jedoch in den 1920er Jahren zumindest im Designbereich noch relativ undefiniert. Wie erwähnt, bemühten sich die Japaner in dieser rasch wechselnden Zeit um die Schaffung eines neuen Lebensstils. So versuchten einige „Modernisten“, unter anderem Mitglieder des Internationalen Architektenbundes, die Verknüpfung von Funktion und dekorativer Schönheit zu etablieren. Diese Leute interessierten sich eher für die Wiener Werkstätte als für das Bauhaus, wie ein ehemaliges Mitglied des Architek-



Abb. 12: *Teikoku kōgei* (Bd. 2, H. 8, 1928)

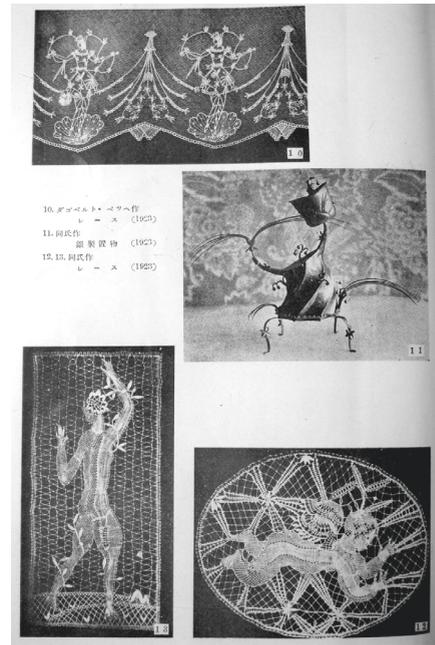


Abb. 13: Produkte der Wiener Werkstätte in *Teikoku kōgei* (Bd. 2, H. 8, 1928: 3)

tenbundes später schrieb (Itō 1950:40). Über die Wiener Werkstätte wurde in den 1920er Jahren in verschiedenen japanischen Medien berichtet, nicht nur in der Zeitschrift des Architektenbundes. Der Kaiserliche Verein für Kunstgewerbe widmete 1928, anlässlich des 25. Jubiläumjahres ihrer Gründung, der Wiener Werkstätte ein ganzes Heft seiner Zeitschrift *Teikoku kōgei* dem österreichischen Kunsthandwerk [Abb.12]. In diesem Heft wurde die Wiener Werkstätte durch eine Reihe von Abbildungen vorgestellt (*Teikoku kōgeikai* 1928:Abb.1-15) [Abb.13]. Es ist anzunehmen, dass Felice Ueno-Rix in Japan als selbstständige Künstlerin und zugleich als wichtige Vertreterin der Wiener Gefühls- bzw. ästhetischen Kultur angesehen wurde.

Wie schon am Anfang erwähnt, nimmt das Interesse an Felice Ueno-Rix und Ueno Isaburō heute immer mehr zu. Diese Tatsache ist teilweise eine Reflexion der sozialen Lage im heutigen Japan: Design, Lebenskunst und Alltagsgestaltung sind in den letzten Jahren zu einem wichtigen Thema für viele Japaner geworden. Es gibt heute viele Zeitschriften und Ausstellungen, die sich mit diesen Themen auseinandersetzen. Das Kunstgewerbe von Felice Ueno-Rix und das Streben nach Internationalität und gleichzeitig Lokalbezogenheit seitens Ueno Isaburōs stoßen heute in Japan immer mehr auf Interesse. So wirkt ihr Schaffen auch heute noch im Sinne einer Gestaltung des alltäglichen

Lebens fort, und sie haben dazu beigetragen, das Fundament für einen regen künstlerischen Austausch zwischen Österreich und Japan zu bauen, der heute noch andauert und zweifellos auch in Zukunft weiterhin relevant sein wird.

Literaturverzeichnis

Hida Toyorō

2006a „,Dezain' no juyō“ (Die Aufnahme von ‚Design‘), Nagata Ken'ichi, Hida Toyorō und Mori Hitoshi (Hg.): *Kindai Nihon dezain-shi* (Die Designgeschichte des modernen Japan). Tokio: Bigaku Shuppan, 505-520.

2006b „Tenbō“ (Ausblick), Nagata Ken'ichi, Hida Toyorō und Mori Hitoshi (Hg.): *Kindai Nihon dezain-shi* (Die Designgeschichte des modernen Japan). Tokio: Bigaku Shuppan, 26-31.

Hoffmann, Josef

1905 „Das Arbeitsprogramm der Wiener Werkstätte“ (Faksimile), Peter Noever (Hg.): *Der Preis der Schönheit: 100 Jahre Wiener Werkstätte*. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz, 2003.

Intānashonaru Kenchiku-kai (Hg.)

2008 [*Fukkoku*] *Intānashonaru kenchiku* (Die Internationalen Architektur/ Nachdruck). Kyōto kokuritsu bijutsukan (Hg.), Original 1929-1933, Tokio: Kokushokankō-kai.

Itō Masafumi

1950 „Motono Seigo shi o omou“ (Die Erinnerung an Herrn Seigo Motono), *Kenchiku to shakai* (Architektur und Gesellschaft) 10, 39-41.

Kasahara Kazuto

2009 „Kenchikuka Ueno Isaburō: Sono katsudō no sokuseki“ (Der Architekt Ueno Isaburō: Die Spur seiner Tätigkeit), Yamano und Ikeda (Hg.): *Ueno Isaburō + Richi korekushon ten. Wīn kara Kyōto e, kenchiku kara kōgei e* (Ausstellung der Sammlung von Ueno Isaburō + Lizzi. Von Wien nach Kyōtō, von der Architektur zum Kunstgewerbe). Kioto: Museum für Moderne Kunst Kioto, 30-40.

Nagata Ken'ichi, Hida Toyorō und Mori Hitoshi (Hg.)

2006 *Kindai Nihon dezain-shi* (Die Designgeschichte des modernen Japan). Tokio: Bigaku Shuppan.

Oku Kaya

- 2006 „Richi Ueno-Rix: Sōshoku to modanizumu“ (Lizzi Ueno-Rix: Ornament und Modernismus), Kuroda Tomoko (Hg.): *Kindai Nihon no sakkatachi: Kenchiku o meguru kūkan hyōgen* (Japanische Architekten der Moderne: Raumdarstellung rund um die Architektur). Tokio: Gakugei Shuppansha, 125-135.

Takeuchi Yoshitarō

- 1978 *Nenrin no ki* (Mein Leben als Jahresrings), Tokio: Sagamishobō.

Taut, Bruno

- 1975 *Nihon: Taut no nikki* (Japan: Tagesbuch von Taut), hersg. von Shinoda Hideo, Tokio: Iwanami shoten.

Teikoku kōgei-kai (Hg.)

- 1928 *Teikoku kōgei* 2/8.

Tsuchida Maki

- 2006 „Tenbō“ (Ausblick), Nagata Ken'ichi, Hida Toyorō und Mori Hitoshi (Hg.): *Kindai Nihon dezain-shi* (Die Designgeschichte des modernen Japan). Tokio: Bigaku Shuppan, 144-149.

Ueno Isaburō

- 1961 „Nihon Intānashonarū kenchiku kai“ (Der Internationale Architektenbund Japan), *Kenchiku to shakai* (Architektur und Gesellschaft) 12, 42-43.

- 1964 „Bruno Taut 2“, *Kenchiku kai* (Architekturwelt) 7, 27-32.

Wieninger, Johannes

- 1987 „... in japanischer Art...“: Zum Flächenornament Josef Hoffmanns“, *Parnass* 6, 52-58.

Yamano Hidetsugu und Ikeda Yūko (Hg.)

- 2009 *Ueno Isaburō + Richi korekushon ten. Wīn kara Kyōto e, kenchiku kara kōgei e* (Ausstellung der Sammlung von Ueno Isaburō + Lizzi. Von Wien nach Kyōto, von der Architektur zum Kunstgewerbe), Kyōto: Museum für Moderne Kunst Kioto.

Yamaryō Mari

- 1999 „Felice Ueno-Rix no hekimenshokuga no bunri to hozon“ (Abtrennung und Bewahrung des Wanddekors von Felice Ueno-Rix), *Kaiga shūfuku hōkoku* (Bericht über Gemälderestaurierung) 5, 1-27.

Roland Domenig

Michiko Tanaka-Meinl-de Kowa: Ein biografischer Abriss nebst Anmerkungen zu den Wienaufenthalten von Aoyama Yoshio und Kawakita Kashiko

Die Sängerin und Schauspielerin Tanaka Michiko war vor dem Krieg die vermutlich bekannteste Japanerin in Österreich. Durch ihre Heirat mit dem Industriellen Julius Meinl wurde die als Musikstudentin nach Wien gekommene Japanerin in die Wiener Gesellschaft eingeführt, und in Wien feierte sie auch ihre größten künstlerischen Erfolge. Von Wien aus startete sie eine internationale Karriere, als Sängerin des vorwiegend leichten Fachs ebenso wie als Filmschauspielerin. Tanaka Michiko war die wohl erste japanische Filmschauspielerin, die eine nennenswerte internationale Bekanntheit erlangt hat. Im Folgenden soll ein kurzer biografischer Abriss der einst gefeierten, heute aber weitgehend in Vergessenheit geratenen japanischen Künstlerin gegeben werden. Im Weiteren soll auf die Wienaufenthalte von zwei weiteren, eng mit Tanaka Michiko verbundenen Japanern eingegangen werden, des Choreografen Aoyama Yoshio sowie von Kawakita Kashiko, die sich große Verdienste um die österreichisch-japanischen Filmbeziehungen erworben hat.

Kindheit und Jugend

Tanaka Michiko wurde am 15. Juli 1909 als drittes von vier Kindern und einzige Tochter des Nihonga-Malers Tanaka Raishō und seiner Frau Masako im Bezirk Kanda in Tokio geboren.¹ Das gelegentlich anzutreffende Geburtsjahr 1913 ist falsch. Tanaka Michiko und ihrer Biografin Tsunoda Fusako zufolge wurde Michiko, als sie nach ihrer Heirat mit Meinl 1931 die österreichische Staatsbürgerschaft annahm, fälschlicherweise 1913 als Geburtsjahr in ihren österreichischen Pass eingetragen (Tsunoda 1982: 33).²

Der Vater, Tanaka Raishō (1868–1940), stammte aus der Präfektur Shimane und war Schüler von Mori Kansai und Kawabata Gyokushō, zwei bedeu-

1 Die folgende biografische Darstellung stützt sich in erster Linie auf Tanaka Michikos autobiografische Darstellungen (Tanaka 1954; Tanaka 1955) sowie die auf Interviews mit Tanaka Michiko basierende Biografie von Tsunoda Fusako (Tsunoda 1982). Letztere ist nicht immer zuverlässig und enthält zahlreiche faktische Fehler.

2 In der Literatur findet sich gelegentlich auch das Geburtsjahr 1912 (z.B. Iwasaki 1963)

tenden Vertretern der Maruyama-Schule der japanischen Malerei. Raishō wurde vor allem als Landschaftsmaler und für seine Tigerdarstellungen geschätzt.

Michiko wuchs in Ueno Sakuragi auf, einst Teil des Tempelbezirks des Kan'eiji, des Haustempels der Tokugawa, zu jener Zeit eine gehobene Wohngegend, in der zahlreiche Künstler wohnten. Sie besuchte die nahegelegene Negishi-Grundschule; zu ihren Mitschülern zählte Namino Seiji, der später als Nakamura Kanzaburō XVII zu einem der bedeutendsten Kabuki-Schauspielern seiner Generation wurde. Nach Beendigung der Grundschule besuchte Michiko zunächst das 1921 vom Pädagogen Nishimura Isaku und der Schriftstellerin Yosano Akiko gegründete Bunka Gakuin, wechselte aber bald darauf an die katholische Mädchenschule Futaba kōtō jogakkō (heute Futaba Gakuen).³ Nach dem Kantō-Erdbeben im September 1923 übersiedelte die Familie in die Heimat von Michikos Mutter nach Hiroshima, wo Michiko die Nagarekawa Missionsschule besuchte. 1926 kehrte die Familie nach Tokio zurück, und Michiko trat in das Konservatorium Tokio (Tōkyō ongaku gakkō, heute Tōkyō geijutsu daigaku) ein, um Gesang zu studieren. Zu ihren Kommilitoninnen zählten u.a. die Altistin Nagai Tomoko, die später Michikos älteren Bruder Kaoru heiratete, und Matsubara Misao, die später unter dem Namen Miss Columbia eine glanzvolle Karriere als Schlagersängerin machte.

Am Konservatorium lernte Michiko Saitō Hideo kennen, der gerade von seinem Studium beim Cellisten Julius Klengel aus Leipzig zurückgekehrt war und als Cellist im 1926 von Konoe Hidemaro gegründeten Neuen Symphonieorchester (Shinkōkyō gakudan), dem Vorläufer des NKH-Symphonieorchesters, tätig war. Zwischen Michiko und dem sieben Jahre älteren Saitō entwickelte sich mehr als eine nur freundschaftliche Beziehung; Michiko selbst bezeichnete Saitō als ihren „ersten Liebhaber“ (Tsunoda 1982:13).⁴ Das Problem war jedoch, dass Saitō verheiratet war. Seine deutsche Frau war zwar aus gesundheitlichen Gründen nach Deutschland zurückgekehrt, doch sorgte die Beziehung zwischen Michiko und Saitō schon bald für Gerüchte. Die alarmierten und um den Ruf der Tochter besorgten Eltern beschlossen, die Beziehung dadurch zu beenden, dass sie Michiko zum Studium ins Ausland schickten. Dass die Wahl auf Wien fiel, war weniger dem Ruf Wiens als „Welthauptstadt der Musik“ zu verdanken, als vielmehr der Tatsache, dass der damalige japanische Gesandte in Österreich, Ōno Morie, ein Onkel von Mi-

3 Der Wechsel scheint auf Anraten der Mutter erfolgt zu sein, da Abschlüsse vom Bunka Gakuin, der ersten koedukativen Schule Japans, vom Erziehungsministerium damals nur bedingt anerkannt wurden und für einen Weiterbesuch einer höheren Bildungseinrichtung eine zertifizierte Prüfung notwendig war (Tanaka 1955:12).

4 Als „erste Liebe“ (*hatsukoi*) bezeichnete sie den Baseballspieler Zenimura Tatsumi, der, als sie in Hiroshima die Mittelschule besuchte, der Star des Baseballteams der Kōryō Chūgakkō war und später eine Karriere als Profibaseballspieler machte (Tanaka 1955:14).

chiko war und die Eltern beruhigt waren, sie in der Obhut eines Verwandten zu wissen.

Da Tanaka Raishō seine Tochter aus gesundheitlichen Gründen nicht nach Europa begleiten konnte, überließ er sie der Obhut seines Malerkollegen Yokoyama Taikan, der als japanischer Kulturgesandter zusammen mit einer Delegation japanischer Maler, darunter Matsuoka Eikyū, Hirafuku Hyakusui und Hayami Gyoshū, nach Italien reiste, um eine Auszeichnung von Mussolini entgegenzunehmen. Ende Jänner 1930 schiffte sich die Reisegesellschaft in Yokohama ein⁵ und erreicht nach einer rund sechswöchigen Fahrt Neapel, von wo aus es weiter nach Rom ging. Dort trennten sich ihre Wege, und Michiko setzte die Reise alleine fort. Ende März 1930 traf sie in Wien ein und quartierte sich in der japanischen Gesandtschaftsresidenz bei ihrem Onkel und seiner Frau ein.

Michiko in Wien und Heirat mit Meinl

Der ursprüngliche Plan sah vor, dass Michiko ein Jahr in Wien verbringen und ihre musikalische Ausbildung fortsetzen sollte.⁶ Auf starkes Anraten des Dirigenten und Komponisten Konoe Hidemaro, dem jüngeren Bruder des dreifachen Premiers Konoe Fumimaro, der wie Saitō Hideo in Deutschland Musik studiert hatte, sollte Michiko in Wien Harfe lernen, ein Instrument, das zu dieser Zeit in Japan kaum jemand beherrschte.⁷ Ein Harfenlehrer in Wien war bereits ins Auge gefasst worden, als Michiko von Ōno und seiner Frau in die Wiener Staatsoper eingeladen wurde; am Programm stand Richard Strauss' *Salome* mit der legendären Maria Jeritza in der Titelrolle.⁸ Die Pläne, Harfe zu lernen, wurden daraufhin zugunsten eines Gesangsstudiums verworfen.

5 Tsunoda nennt als Abfahrtsdatum den Februar und als Schiff die Terukunimaru (Tsunoda 1982:22). Letztere wurde erst im Juni 1930 in Dienst gestellt (Wikipedia 2011). Tanaka Michiko selbst gibt in einer Anzeige in der Zeitschrift *Ongaku sekai*, in der sie über ihre bevorstehende Reise nach Wien informiert, die Hakusanmaru und als Datum ihrer Abreise den 27. Jänner an (Tanaka 1930:13). Die Presse berichtete ausführlich über Yokoyama Taikans Abreise von Yokohama am 27. Jänner (vgl. *Tōkyō Asahi Shinbun* 28.1.1930:2 [Abendausgabe]). Die Hakusanmaru verließ nach einem Zwischenaufenthalt in Kōbe am 3. Februar 1930 Japan.

6 Der aus der Ukraine stammende Pianist Leo Sirota schrieb Michiko ein Empfehlungsschreiben für die Musikhochschule in Wien (vgl. *Yomiuri Shinbun* 13.1.1930:2 [Abendausgabe]). Sirota war 1904 nach Wien gekommen, um bei Ferruccio Busoni zu studieren, und hatte beste Beziehungen zur Wiener Musikszene. 1929 übersiedelte er mit seiner Familie nach Japan und unterrichtete am Konservatorium Tokio. Seine in Wien geborene Tochter Beate Sirota Gordon spielte nach dem Krieg eine maßgebliche Rolle bei der Erstellung einer neuen japanischen Verfassung.

7 Der später wichtigste Harfe-Lehrer in Japan war übrigens ein Österreicher, nämlich Josef Molnar, der seit 1952 in Japan lebte und mehrere Generationen japanischer HarfenistInnen ausbildete.

8 Tsunoda gibt kein genaues Datum, vermutlich handelt es sich aber um den 4. Juni 1930, an dem Jeritza zum einzigen Mal in diesem Jahr als Salome in der Staatsoper (damals Operntheater) auftrat.

Michiko wurde in die Gesangsklasse der Wiener Musikakademie aufgenommen, an der sie übrigens nicht die einzige Studentin aus Japan war. Zur selben Zeit war auch die später als Modedesignerin sehr erfolgreiche Tanaka Chiyo als Gasthörerin eingeschrieben. Arima Daigorō, der spätere Generalsekretär des NHK-Symphonieorchesters und Rektor der Kunitachi Musikhochschule, studierte in der Dirigierklasse, und der spätere Theaterregisseur und Dramaturg Endō Shingo studierte an der Abteilung für darstellende Kunst.

Laut ihrer Biografin um näher am Konservatorium zu sein, wohl eher aber, weil Ōno Morie von Nagai Kiyoshi als Gesandter abgelöst wurde und nach Japan zurückkehrte, wechselte Michiko von der Gesandtschaftsresi-



Abb. 1: Tanaka Michiko, ca. 1935

denz in eine neue Wohnung in der Inneren Stadt. Sie bezog ein Zimmer bei der Witwe eines ehemaligen Wiener Polizeidirektors im 1. Bezirk. Von dieser wurde Michiko auch zur Krampusfeier des Österreichischen Klubs⁹ mitgenommen, bei der ihr nicht nur der Schriftsteller Stefan Zweig vorgestellt wurde, sondern bei der sie auch die Bekanntschaft mit Julius Meinl II. machte. Meinl hatte aus dem Lebensmittelgeschäft, das er von seinem Vater übernommen hatte, den führenden Lebensmittelkonzern Österreichs (seit 1919 Meinl AG) mit 493 Verkaufsfilialen (1937) und zahlreichen Produktionsbetrieben (Schokolade, Kaffee, Senf, Teigwaren usw.) geschaffen. Der gerne als „Kaffeekönig“ titulierte Meinl, Jahrgang 1869, war 40 Jahre älter als Michiko und seit mehreren Jahren Witwer. Er soll sich auf den ersten Blick in Michiko verliebt haben, und Michiko scheint die Avancen des kultivierten und wohlhabenden älteren Industriellen geschmeichelt erwidert zu haben. Jedenfalls kursierten schon bald Gerüchte, und das nach Ansicht der kleinen japanischen Gemeinschaft für eine Auslandsstudentin unschickliche Verhalten Michikos ließ auch in der japanischen Gesandtschaft die Alarmglocken läuten. Es wur-

⁹ Tanaka (1955:17) und Tsunoda (1982:26) geben den Österreichischen Automobilclub an, in der Wiener Lokalpresse wird hingegen durchgehend der Österreichische Klub, dessen Präsident Meinl war, als Ort der ersten Begegnung zwischen Meinl und Michiko genannt (z.B. *Neue Freie Presse* 31.3.1931:6; *Wiener Zeitung* 1.4.1931:6).

den daraufhin Maßnahmen getroffen, um Michiko – nach dem ursprünglich vorgesehenen einen Jahr – Ende März wieder nach Japan zurückzuschicken.

Um den Fängen der japanischen Botschaft zu entgehen, so die von Michiko und ihrer Biografin kolportierte Version ihrer Heirat am 31. März 1931 (Tsunoda 1982:32–34), soll Michiko den Heiratsantrag, den Meinl Mitte März über Michikos Vermieterin an sie übermittelt hatte, überstürzt angenommen haben, weil sie durch die Heirat mit Meinl die österreichische Staatsbürgerschaft erhielt, die ihren Verbleib in Wien gesichert hätte. Nachdem Michiko Julius Meinl mitgeteilt habe, dass die japanische Botschaft sie nach Japan zurückzuschicken gedenke, habe dieser seinen guten Bekannten, den britischen Gesandten Eric Phipps kontaktiert, der sofort angeboten habe, Michiko in der britischen Gesandtschaft aufzunehmen, woraufhin Michiko, ohne Zeit zu haben, ihre Koffer zu packen, dorthin übersiedelt sei. Dieser von Michikos Biografin kolportierten dramatischen Darstellung der überstürzten Heirat mit Meinl stehen die in der lokalen Presse vorab erschienenen Ankündigungen der Heirat gegenüber. Die wöchentlich erscheinende *Wiener Sonn- und Montags-Zeitung* etwa veröffentlichte am 30. März unter dem Titel „Präsident Meinl heiratet eine Japanerin“ folgenden Artikel:

In den nächsten Tagen wird sich in aller Stille ein Ereignis vollziehen, das in den weitesten Kreisen der Wiener Gesellschaft mit größtem Interesse zur Kenntnis genommen werden wird. Kommerzialrat Julius Meinl, der Präsident der Meinl A.G. wird sich Dienstag mit der jungen Japanerin, Mitschiko von Tanaka vermählen.

Diese Nachricht ist um so bemerkenswerter, als Präsident Meinl, einer der hervorragendsten österreichischen Industrieführer, eine im öffentlichen Leben stehende, allseits anerkannte und geschätzte Persönlichkeit ist. Die Braut entstammt einem der vornehmsten japanischen Geschlechter. Sie ist eine blendend schöne Frau von fast europäisch anmutenden Zügen, die durch ihre exotische Prägung noch an Reiz gewinnen. Gleich allen ihren Landesgenossinnen hat sie tiefschwarzes Haar und eine zierliche, japanischkleine Gestalt. Mitschiko von Tanaka ist schon seit einem Jahr in Wien, wo sie eifrig Musikstudien am Konservatorium obliegt. Kommerzialrat Meinl hat seine künftige Frau bei einem Festabend im Oesterreichischen Klub, dessen Präsident er bekanntlich ist, kennen gelernt und bald seine Liebe zu der reizenden jungen Japanerin entdeckt. Mitschiko von Tanaka ist Christin. Schon in ihrer Heimat hat sie von Wien gehört und ihr Entschluß hierher zu kommen, stand frühzeitig fest. Sie hat, wie sie überzeugend versichert, unsere Stadt hier innig liebgewonnen und ist glücklich, in der Musikstadt Wien ihre Studien betreiben zu können. Daß sie

nun selbst eine Wienerin wird und hier eine zweite Heimat findet, bedeutet nur die Erfüllung eines großen Wunsches. Die junge Dame ist als begeisterte Musikliebhaberin bekannt, ihr großes musikalisches Talent wurde in privaten Kreisen oft bewundert. Allgemein wird versichert, daß es kaum etwas Reizvolleres gebe, als die schöne Japanerin ihr Lieblingslied singen zu hören: „Mei Muatterl war a Weanerin...“

(*Wiener Sonn- und Montags-Zeitung* 30.3.1931:3)

Fest steht jedenfalls, dass Michiko und Julius Meinl am 31. März 1931 in Meinls Villa in Dornbach im kleinen Rahmen und gegen den Widerstand des japanischen Botschafters Arita Hachirō getraut wurden.

Für Michiko begann ein neues Leben in Reichtum und Luxus. In Meinls Villa in Dornbach standen ihr Zofen, Hauspersonal und ein Chauffeur zur Verfügung, Meinl engagierte die besten Hauslehrer für seine Frau und führte sie in die Wiener High Society ein, die ein entsprechendes Interesse an der exotischen und um so vieles jüngerem Gattin des Industriellen zeigte.

Durch die Hochzeit mit Meinl machte Michiko auch die Bekanntschaft mit Mitsuko Coudenhove-Kalergi, eine Freundschaft zwischen den beiden Japanerinnen entwickelte sich jedoch nie – zu groß war die Kluft zwischen den Generationen und zwischen der konservativen und strengen Mitsuko und der modernen und lebenshungrigen Michiko.¹⁰ Die beiden Frauen unterschied nicht nur ihre soziale Herkunft – Mitsuko entstammte einfachen Verhältnissen und arbeitete als Hausmädchen, bevor sie durch die Heirat mit Heinrich Coudenhove-Kalergi in den österreichischen Adel aufstieg, Michiko hingegen stammte aus einem gut bürgerlichen Haus –, auch war eine internationale Ehe in den 1930er Jahren keine so große Seltenheit mehr wie in den 1890er Jahren, obwohl, wie das Beispiel von Michiko zeigt, es auch damals noch etliche Widerstände zu überwinden galt.

Die Familie von Michiko erfuhr angeblich durch eine Zeitungsmeldung von der Heirat ihrer Tochter und war entsprechend besorgt. Im Sommer 1931 kam Michikos ältester Bruder Kaoru nach Wien, um die Lage zu erkunden und sich ein Bild von Michikos Situation zu verschaffen (Tsunoda 1982:42). Es ist anzunehmen, dass die Familie über den Altersunterschied nicht besonders glücklich war, zumindest aber ermöglichten Meinls materielle Lage und seine gesellschaftliche Position Michiko ein sorgenfreies Leben, weshalb Michikos Familie der Verbindung nachträglich keinen Widerstand entgegengebracht zu haben scheint.

¹⁰ Die traditionsbewußte Mitsuko soll die junge Michiko als „eine Schande für Japan“ geschimpft haben (Schmidt-Muraki 2010:304).

Im Juni 1932 beendete Michiko ihr Studium an der Wiener Musikakademie und übernahm in der Studienabschlussaufführung in Mozarts *Die Zauberflöte* die Rolle der Papagena. Ihren ersten Bühnenauftritt hatte sie schon vor Studienabschluss als Ännchen in einer Studentenaufführung von Webers *Der Freischütz* im Akademietheater absolviert.

Noch während ihrer Studienzeit soll sie Tsunoda zufolge das erste von insgesamt drei Angeboten aus Hollywood für eine Filmrolle bekommen haben, das sie jedoch wie auch die späteren Angebote ausschlug (Tsunoda 1982:47). Tsunodas Darstellung lässt jedoch berechtigte Zweifel offen. Michiko sollte die Nachfolge der nach Tsunoda in die Jahre gekommenen Anna May Wong antreten, doch war Anna May Wong 1932 gerade einmal 27 Jahre alt, also nur knapp vier Jahre älter als Michiko, und sowohl jenseits als auch diesseits des Atlantiks ein gefeierter Star. Im August und September 1930 war sie der vom Publikum umjubelte Star der eigens für sie geschriebenen Oper *Eine chinesische Tänzerin* am Neuen Wiener Schauspielhaus (wie die Volksoper seit 1929 hieß).¹¹ Auch war Michiko noch Studentin an der Wiener Musikakademie und bisher weder als Sängerin noch als Schauspielerin öffentlich in Erscheinung getreten, weshalb schwer nachvollziehbar ist, warum ein Hollywoodstudio ihr ein Angebot machen sollte.

Das zweite Angebot aus Hollywood, die Rolle der O-Lan in der Verfilmung von Pearl Bucks *The Good Earth*, soll Michiko im Jahr 1936 erhalten haben.¹² Zu dieser Zeit hatte sie sich in Europa bereits als Sängerin und Filmschauspielerin einen Namen gemacht, und ein Angebot aus Hollywood erscheint plausibler als 1932, als Michiko als exotische Ehefrau von Julius Meinl höchstens der Leserschaft der österreichischen Lokalpresse ein Begriff war. Anna May Wong hatte sich übrigens ebenfalls Hoffnung auf die Rolle der O-Lan gemacht, letztlich wurde sie aber mit Luise Rainer besetzt, die für ihre Darstellung des chinesischen Bauernmädchens mit ihrem zweiten Oscar ausgezeichnet wurde. Louis B. Mayer von MGM, der Rainer 1935 exklusiv unter Vertrag nahm, lancierte die gebürtige Deutsche, die in den 1920er Jahren von Max Reinhardt an das Theater an der Josefstadt geholt worden war,

11 Das Stück *Tschun Tschu* stammte von William Cliffords. Anna May Wong kam auf Einladung der beiden Direktoren des Neuen Wiener Schauspielhauses, Jakob Feldhammer und Otto Preminger, nach Wien. Vom Wiener Publikum wurde der Hollywoodstar in *Die chinesische Tänzerin* gefeiert, bei der Kritik kam Wong weniger gut an. Wongs Biograph Graham Russel Gao Hodges über die Reaktionen auf die Premiere des Stücks, welche offensichtlich unter Wongs Lampenfieber litt: „The critic for *Weiner* (sic!) *Zeitung*, the daily newspaper, blasted the entire enterprise and belabored Anna May's failures. Her German was atrocious, he claimed; she 'had no voice, at least not a voice suitable for the giant hall of the Neues Wiener Schauspielhaus, she often sings painfully out of tune—we would almost like to say she meows like a kid you place on stage'“ (Hodges 2004:107).

12 Tsunoda 1982:67–68. Entsprechende Berichte erschienen auch in der japanischen Presse (z.B. *Yomiuri Shinbun* 14.2.1936:10)

als Österreicherin, und ihre emotionsgeladenen Filmauftritte brachten ihr den Spitznamen „Viennese teardrop“ ein.

Doch zurück zu Michiko. Nach Abschluss ihres Studiums und wohl auch durch die guten Beziehungen ihres Mannes wurde Michiko von Rudolf Bär, dem Leiter des Wiener Volkstheaters und wenig später Max Reinhardts Nachfolger am Deutschen Theater Berlin, an das Stadttheater Graz empfohlen, wo sie am 27. Dezember 1932 ihr Debüt als Opersängerin in Puccinis *Madame Butterfly* gab. Ihr Bühnendebüt wurde weitgehend positiv aufgenommen; in den Pressemeldungen wird vor allem ihre Darstellung der tragischen Japanerin gelobt, über ihren Gesang gibt es nur wenige Aussagen. Unter der Überschrift „Grazer Gastspiel von Frau Michiko Meinl-Tanaka“ berichtete etwa die *Neue Freie Presse*:

„Aus Graz, 28. d., wird uns gemeldet: Das gestrige Gastspiel der Frau Michiko Meinl-Tanaka als Madame Butterfly im Grazer Stadttheater gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen Ereignis. Die hervorragendsten Persönlichkeiten der Stadt und des Landes hatten sich in dem festlich beleuchteten Hause eingetroffen. Auch aus Wien sah man sehr viele Gäste, darunter eine größere Zahl von Japanern. Die junge, schöne Frau erweckte durch ihre Anmut und ihr geschmackvolles Kostüm sofort lebhafteste Sympathien in dem ausverkauften Theater. Ihr Organ litt anfänglich unter Hemmungen einer gewissen Erregung. Aber im Dialog mit Linkerton erkannte man bereits die Gepflogenheiten ihrer Stimme. Ihre Darstellung war überaus lebendig und eindrucksvoll. In der Briefszene fand sie besondere dramatische Akzente. Das Publikum dankte der Künstlerin durch wiederholten stürmischen Beifall. Der Sängerin und den übrigen Mitwirkenden wurden Blumen Spenden gereicht. Nach der Vorstellung fand ein Bankett im Hotel Elefant statt, bei dem Frau Michiko Meinl-Tanaka von allen Seiten auf das herzlichste gefeiert wurde.“ (*Neue Freie Presse* 29.11.1932:7).

Das in dem Artikel erwähnte „geschmackvolle Kostüm“ war ein aus mehreren *furisode*, die Michiko aus Japan mitgebracht hatte, zusammengeschnidener und für die Bühne arrangierter golddurchwirkter Kimono, der besonderen Eindruck gemacht zu haben scheint (vgl. Tsunoda 1982:50).

Dass auch die *New York Times* am 4. Dezember 1932 über Michikos Operndebüt in Graz berichtete („A New Japanese ‚Butterfly‘“), dürfte weniger dem Talent der Debütantin als vielmehr den guten Verbindungen ihres Ehemannes zu verdanken gewesen sein.

Von den wenigen Schallplattenaufnahmen und den sonstigen Rollen, die sie gesungen hat, kann geschlossen werden, dass Michiko über einen lyri-

schen Sopran verfügte, definitiv aber keine Butterfly-Stimme hatte – die Rolle verlangt nicht zuletzt wegen der schweren Orchestrierung eigentlich einen dramatischen Sopran. Wie viele japanische Sängerinnen heute noch, wurde Michiko jedoch Rollen-stereotyp besetzt, weil oft geglaubt wird, japanische Sängerinnen wären besonders prädestiniert für diese Rolle und würden ihr eine besondere Authentizität verleihen. Michiko stand dabei in einer Reihe mit Sängerinnen wie Miura Tamaki, Hara Nobuko, Kiwa Teiko, Koike Hisako (a.k.a. Hizi Koyke), Hasegawa Toshiko und Miyagawa Yoshiko, die vor oder zeitgleich mit Tanaka Michiko die Butterfly sangen, ohne wirklich über die stimmlichen Mittel zu verfügen, um der Rolle zur Gänze gerecht werden zu können. Dass diese Sängerinnen mit einer Rolle, die für ihre Stimmen eigentlich zu schwer ist, international dennoch große Erfolge feiern konnten, lässt sich eigentlich nur dadurch erklären, dass sie als Japanerinnen in der Rolle der Cio-cio-san scheinbar als besonders „authentisch“ empfunden wurden und der durch sie bediente „Orientalismus“ das Publikum über die stimmlichen Unzulänglichkeiten hinweghören ließ. Man könnte zu obiger Liste auch Yoshiko Beltramelli hinzufügen, die die Butterfly allerdings nur gelegentlich und ausschnittsweise in Konzerten gesungen hat. Mit Michiko gemeinsam hatte sie, dass auch sie einen um 25 Jahre älteren Ausländer, den italienischen Journalisten, Autor und Biografen Mussolinis Antonio Beltramelli, heiratete und im Ausland (Italien) lebte.

Michiko selbst scheint jedenfalls die Grenzen ihrer Stimme gekannt zu haben, denn sie trat später in erster Linie in Rollen des leichten Fachs, vor allem in Operetten und Singspielen, sowie als Liedinterpretin auf.¹³

Im Frühsommer 1933 kehrte Michiko für eine mehrmonatige Konzerttour nach Japan zurück.¹⁴ Den ersten Auftritt hatte sie am 27. Juni in der Hibiya Kōkaidō in Beethovens 9. Symphonie. Da die von Konoe Hidemaro dirigierte Aufführung im Radio übertragen wurde, wurde Michiko auch einem breiteren Publikum vorgestellt.¹⁵ Am 12. September übertrug der Radiosender JOAK einen Liederabend von Michiko, in dem sie u.a. Lieder von Yamada Kōsaku sang, der das begleitende Rundfunkorchester selbst dirigierte.¹⁶ Es folgten

13 Neben ihren musikalischen Auftritten in Österreich, trat Michiko auch oft im Ausland auf, v.a. in Ungarn und in der Tschechoslowakei. Eine genaue Dokumentation von Michikos Bühnenauftritten gibt es meines Wissens aber nicht.

14 Michiko kam am 21. Juni in Yokohama an und verließ Japan am 15. Oktober 1933 wieder.

15 Die japanische Presse berichtete ausführlich über Michikos japanisches Konzertdebüt (vgl. *Tōkyō Asahi Shinbun* 27.6.1933:7; *Yomiuri Shinbun* 27.6.1933:10).

16 Michiko wollte ursprünglich auch zwei Lieder von Richard Strauss singen, musste das Programm aber aufgrund eines Urheberrechtsstreits mit dem japanischen Vertreter von BIEM (Bureau International des Societes Garant les Droits d'Enregistrement et de Reproduction Mecanique) ändern (vgl. *Yomiuri Shinbun* 8.9.1933:7).

Konzerte und Liederabende in Ōsaka (15.9.), Kioto (17.9.), Tokio (Nippon Seinenkan, 20.9.), Hiroshima (7.10.), Nagoya (8.10.) sowie neuerlich in Tokio (Hibiya Kōkaidō, 12.10.). Der Musikkritiker Nomura Kōichi schrieb über ihren Liederabend im Nippon Seinenkan in Tokio:

„Die nun in Wien verheiratete Tanaka Michiko brachte das Rezital mit Arien aus Operetten von Lehar und Kreissler zu einem glänzenden Abschluss. Die allein auf der Bühne stehende Primadonna bewältigte die an der neuesten Mode orientierte leichte Musik im Wiener Stil mit großem Geschick, und es schien, als wollte sie jeden Moment lostanzen. Während ich mich dem Wohlgefühl hingab und dem Gesang lauschte, verwandelte sich die Bühne des Seinenkan unbemerkt in ein Wiener Lustspieltheater. Nun ist es nicht so, dass in unserem Land noch keine Sänger des Felds der reinen Musik (*jun'ongakuhata*) auch in dieser Art der leichten Musik eine gute Figur abgegeben hätten (Fräulein Satō Yoshiko oder Herr Okuda Ryōzō etwa), doch ist das bisher niemandem so gut gelungen wie diesmal Frau Tanaka. Ihr gelang dies, weil sie mit Körper und Seele vollkommen in dieser Musik aufgeht. Und weil sie es ganz und gar beherrscht, die Atmosphäre Wiens heraufzubeschwören. Es ist nicht zu ermessen, wie viel bedeutungsvoller es ist, ins Ausland zu gehen und sich etwas Leichtes wie dieses (*kayō na karui mono*) anzueignen und uns Freude zu bereiten, als ins Ausland zu gehen, abgehobene Lieder halbherzig zu lernen, um uns dann bloß zu langweilen.“ (zit. nach Tsunoda 1982:55)

Auch der Filmkritiker Uchida Kimio zeigte sich über Michikos Auftritt im Nippon Seinenkan begeistert:

„Tanaka Michiko sang die Wiener Walzer allerliebste und machte mich trunken. Es gibt zweifellos niemanden in Japan außer Tanaka Michiko, die das Wiener Gemüt auf diese Weise singend zum Leben erwecken kann.“ (Uchida 1936:80).

In der japanischen Presse wurde Michiko als „Gesangsprinzessin“ (*utahime*) gefeiert, im Zentrum des Interesses standen jedoch weniger ihre künstlerischen Fähigkeiten als ihre Heirat mit einem wohlhabenden Ausländer sowie der beträchtliche Altersunterschied der beiden. Darin unterschied sich die japanische Presse nicht wirklich von der Presse in Österreich, wo der Altersunterschied der beiden ebenfalls gerne hervorgehoben wurde. Auf geradezu ironische Weise wurde er auch in Michikos Filmdebüt, in *Letzte Liebe* von Fritz Schulz, thematisiert.

Letzte Liebe

Schon bald nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Deutschland 1933 wurde ein Aufführungsverbot österreichischer Filme mit jüdischer Beteiligung in Deutschland ausgerufen. Viele jüdische Filmschaffende und Produzenten begannen deshalb, eigene deutschsprachige Filme herzustellen. Die erste unabhängige Produktionsfirma war die 1934 von den Emigranten Fritz Schulz, Rudi Loewenthal und Erich Morawsky in Wien gegründete Wiener Film KG Morawsky & Company. Der erste von ihr produzierte Film war *Salto in die Seligkeit* (1934), im Jahr darauf folgte Fritz Schulz Regiearbeit *Letzte Liebe*, danach wurde die Produktionstätigkeit eingestellt.

Letzte Liebe, der durch finanzielle Unterstützung von Julius Meinl entstand, war mit Schauspielern wie Hans Jaray, Albert und Else Bassermann, Oskar Karlweis, Hans Homma, Fritz Imhoff und Karl Paryla hochkarätig besetzt. Die Musik stammte von Franz Salmhofer, gespielt von den Wiener Philharmonikern unter Karl Alwin, sowie von Richard Tauber, der für den Film zwei Lieder nach Texten von Fritz Rotter komponierte. Das Drehbuch verfassten Heinz Goldberg und Richard Arvay.

Worum geht es in dem Film? Der berühmte Komponist Thomas Bruck kehrt nach zehn Jahren in den USA nach Wien zurück. Walter, der Sohn seiner einstigen Geliebten Hannah und sein ehemaliger Schüler, ist mittlerweile Dirigent an der Wiener Oper und lädt Bruck zur Premiere von *Don Giovanni* ein. In der Oper trifft er die junge Japanerin Namiko, eine Gesangsschülerin von Hannah. Bruck verliebt sich augenblicklich in die Japanerin und wird von ihr zu einer Symphonie mit ostasiatischem Kolorit inspiriert. Walter schlägt die Premiere in der Wiener Oper vor, und Bruck setzt gegen den Widerstand der Opernleitung die Besetzung der Gesangsrolle mit



Abb. 2: Programmheft zu *Letzte Liebe*, 1935

Namiko durch. Während der Proben verlieben sich Walter und Namiko ineinander, sehr zum Leidwesen des ältlichen Komponisten. Bruck wird kurz vor der Premiere bei einem Autounfall schwer verletzt und stirbt nachdem er der Symphonie noch den Titel „Letzte Liebe“ geben konnte. Walter und Namiko führen die Symphonie nach Brucks Tod zu einem glänzenden Erfolg, Namiko beschließt danach aber in ihre Heimat zurückzukehren und verlässt Walter.¹⁷

Die Premiere von *Letzte Liebe* fand am 28. Februar 1935 im Wiener Apollo-Kino in Anwesenheit der Hauptdarsteller, des Regisseurs und des Komponisten Salmhofer statt. Die Uraufführung wurde umrahmt von Auftritten der Sängerin Bertha von Herwitz und der Tanzgruppe der Gertrud Bodenwieser-Schülerin Grete Groß (*Neue Freie Presse* 27.2.1935:8).

Die wenig zuvor eingesetzte Filmbegutachtungsstelle im Unterrichtsministerium verlieh dem Film das Prädikat „kulturell wertvoll“. Es war das erste Mal, dass ein österreichischer Film mit diesem Prädikat ausgezeichnet wurde (*Neue Freie Presse* 1.3.1935:12). Vom Premierenpublikum und von der Presse, in der der Film als „österreichischer Spitzenfilm“ titulierte wurde, wurde *Letzte Liebe* sehr wohlwollend aufgenommen. Der Rezensent der *Wiener Zeitung* etwa schrieb:

„Seit Maskerade wurde kein österreichischer Film mit der gleichen Spannung erwartet wie ‚Letzte Liebe‘. Die Fülle der Sensationen, die hier versprochen wurden, war so groß, die Besonderheit des Films so außergewöhnlich, daß es nur zwei Möglichkeiten gab: Sieg oder Niederlage. Es wurde, vielen zur Freude, ein Erfolg, wie er rauschender gar nicht gedacht werden kann. Wien hat durch einen neuen Spitzenfilm bewiesen, daß es zur Filmstadt katexochen berufen ist, wenn man nur will.“ (*Wiener Zeitung* 2.3.1935:10).

Nicht weniger enthusiastisch der Kritiker des *Neuen Wiener Journals*, Richard Engel:

„Ein festlicher Premierenabend im Apollo, dem ein illustres Publikum beiwohnte. Der stürmische und nicht endenwollende Beifall, für den alle Beteiligten danken konnten, galt in erster Linie Michiko Meinl. Sie bleibt als einzigartige künstlerische Erscheinung ein neuer, großer Gewinn der österreichischen Filmproduktion.“ (*Neues Wiener Journal* 2.3.1935:11).

17 Für eine genauere Zusammenfassung der Handlung siehe *Illustrierter Film-Kurier* Nr. 1012.

Engel weist zwar auch auf Schwächen des Films hin („stellenweise anfechtbares Drehbuch“, „[der Film] setzt zögernd, teilweise schleppend ein“), zeigt sich von der Hauptdarstellerin aber begeistert:

„Das darstellerische Ereignis des Abends aber ist das Filmdebüt Michiko Meinls. Sie ist keine zuckersüße japanische Teepuppe, in Mimik und Gebärde erstarrt. Eine zierliche kleine Frau schwebt mit beseelter Anmut durch das Spiel. Sie hat wundervolle sprechende Augen, ein weiches, gelöstes Mienenspiel, das in seiner herben Einfachheit faszinierend wirkt. In ihrem Lächeln liegt stets eine Träne verborgen, ein Tropfen wehmutsvoller Trauer und Resignation. Wenn Michiko Meinl spricht – ein klares, wohl-lautendes Deutsch übrigens –, dann liegt in ihren Worten, die fast zaghaft von den Lippen fallen, der erschütternde Aufschrei einer reinen Seele, die bezaubernde Beherrschtheit eines keuschen Mädchentums. Und die wenigen Lieder, die Michiko Meinl mit zart erklingender Stimme singt, nein, erlebt, bannen für Minuten den ganzen Zauber einer fremden, fernen Welt auf die Leinwand.“ (*Neues Wiener Journal* 2.3.1935:11).

Auch in anderen Rezensionen, die allesamt die hervorragende darstellerische Leistung Albert Bassermanns hervorheben, wird die Filmdebütantin aus Japan wohlwollend kommentiert, wenn auch der nirgends fehlende Hinweis auf eine gewisse „Herbheit“ oder auch „Einfachheit“ bzw. „Verhaltenheit“ ihrer Darstellung nicht zwingend als Lob gemeint ist.

„Der kleinen Namiko Sanada gibt Michiko Meinl die herb-verhaltene Sehnsucht, die gleichsam zauberisch der Ferne Osten in das Abendland wirft und sie legt mit ihrer starken Ursprünglichkeit und ihrer musikalischen Delikatesse auch die Brücke zu den Herzen des Publikums.“ (*Reichspost* 2.3.1935:8)

„Neu entdeckt: Michiko Meinl als Filmschauspielerin. Ein neues Gesicht, ein überaus scharf entwickelter Intellekt, eine geschulte Stimme und die eigenartige Atmosphäre märchenhafter Exotik schaffen hier einen neuen Typ. Herber etwa als May Wong, süßer in seiner Hilflosigkeit als eine europäische Darstellerin.“ (*Wiener Zeitung* 2.3.1935:10).

Auch wenn *Letzte Liebe* heute mehr oder weniger in Vergessenheit geraten ist, fand der Film zu seiner Entstehungszeit große Verbreitung und machte Tanaka Michiko auch international bekannt. In Italien wurde der Film unter dem Titel *Ultimo amore* verliehen, in den USA (allerdings erst 1938) unter dem Titel

Last Love. Selbst in die Türkei wurde der Film exportiert, wo er unter dem Titel *Aksem günesi* in die Kinos kam.

Natürlich wurde der Film auch in Japan gezeigt. Die japanische Premiere von *Koi wa owarinu*, wie der japanische Verleihtitel hieß, fand am 29. Jänner 1936 im Teikoku gekijō, im Taishōkan und im Musashinokan, drei der führenden Premierenkinos in Japan, statt.¹⁸ Die japanischen Reaktionen auf den Film waren wesentlich verhaltener als jene in Wien. Tokugawa Musei etwa schrieb über den Film:

„In diesem Film hinterlässt Tanaka Michiko keinen besonderen Eindruck. Sie verhilft dem Veteranen Bassermann und dem jugendlichen Liebhaber Jaray lediglich zu noch hellerem Glanz.“ (zit. nach Tsunoda 1982:60)

Weniger streng ins Gericht ging der Romanist Tatsuno Yutaka, doch attestierte auch er bei Michiko einen gewissen Mangel an Talent:

„Tanaka Michiko, die die Namiko verkörpert, verfügt über kein besonderes Talent, inmitten all der ausländischen Schauspieler kann sie jedoch unerwartet punkten. Die feinen Linien, die ausländische Schauspielerinnen in dieser Rolle nicht spielen könnten, kann sie als Japanerin – auch wenn sie eher aussieht wie eine Chinesin – auf natürliche Weise bringen, was zur Harmonie des Films beiträgt. Als Glanzlicht des Films stellt sich Bassermann heraus. Wie gerne hätte ich gesehen, wenn er am Ende nicht in Wien gestorben wäre, sondern wenn ihn ein Ruf von der japanischen Musikakademie erreicht und er als Dirigentenlehrer nach Japan gegangen wäre.“ (zit. nach Yamashita 2004:24)

Der wenig schmeichelhafte Einwand, Michiko wirke „mehr wie eine Chinesin“ (*shinajinkusai*), bezog sich vermutlich in erster Linie auf Michikos Aussehen, ihre Bubifrisur und ihr Make-up, das in der Tat mehr dem Aussehen einer Anna May Wong oder Models der mondänen Modewelt Shanghais glich als der damals in Japan üblichen Mode.

Kaum ein gutes Haar ließ der Kritiker Uchida Kimio an Michiko:

¹⁸ Der Film wurde zusammen mit dem französischen Film *Pension Mimosas* (dt. Verleihtitel *Spiel in Monte Carlo*, jap. Verleihtitel *Mimoza-kan*) von Regisseur Jacques Feyder aufgeführt. Die beiden Filme wurden bis 5.2.1936 zunächst in den drei Premierenkinos in Tokio gezeigt, von 6.–12.2. in den Shōchikuzakinemas in Osaka, Kyoto und Kobe sowie ab 13.2. in Reprisenkinos wie dem Shōwakan, Hongoza, Dōgenzaka Kinema oder Shibaenkan in Tokio. Der Premierienlauf des Doppelprogramms war nur mäßig erfolgreich, und die Einkünfte blieben trotz extensiver Bewerbung hinter den Erwartungen zurück (*Kinema junpō* 11.2.1936:40–41).

„Tanaka Michiko wird von Bassermann und Jaray an die Wand gespielt, und auch ihr Gesang erscheint schwächlich.“ (Uchida 1936:80)

Uchida stößt sich besonders an einer Tanzszene, in der neben Michiko ein weiterer Japaner auftritt, nämlich Aoyama Yoshio, der für die Choreografie der Szene verantwortlich zeichnete: Aoyama betreibe Exotismus und wirke zudem weibisch; insgesamt handle es sich bei der Szene um „eine schändliche Beleidigung, für die sich Aoyama Yoshio schämen sollte“ (Uchida 1936:80).

Aoyama Yoshio

Der von Uchida so scharf kritisierte Tänzer und Choreograf Aoyama Yoshio ist heute vermutlich nur wenigen außerhalb von Japan ein Begriff; am ehesten erinnert man sich noch an seine Inszenierung der *Madame Butterfly* an der Metropolitan Opera in New York im Jahr 1956. Über die Zeit, die er 1934/35 in Wien verbrachte, war bisher nur wenig bekannt. Es existiert jedoch ein Tagebuch des 1976 verstorbenen Aoyama, in dem seine Zeit in Wien gut dokumentiert ist.¹⁹

Der 1901 in Kioto geborene Aoyama Yoshio war 1922 der Frauenrevue-truppe von Shōchiku (SSK = Shōchiku shōjo kagekidan) beigetreten und arbeitete dort als Choreograf und Tanzlehrer.²⁰ Unter den Werken, die Aoyama für die Frauentruppe choreografierte, war auch eine Grand Revue mit dem Titel *Wiener Walzer* (Uinna waruzu), die am 20. Dezember 1933 nach dem Revue-Hit *Tango Rosa* zur Aufführung gelangte.²¹

Nach Wien war Aoyama eingeladen worden, um als Juror an einem internationalen Tanzwettbewerb teilzunehmen. Seinen Besuch in Wien (und anschließend in Berlin) sollte er für weitere Studien nutzen, insbesondere sollte er sich ein Bild von der Wiener Operetten- und Revueszene machen.

Aoyama verließ Japan am 18. März 1934 und nahm denselben Weg, den Michiko vier Jahre zuvor genommen hatte. Am 27. Mai erreichte er Wien, wo ihn Michiko am Südbahnhof abholte. Aus dem Tagebuch geht nicht hervor,

19 Das Tagebuch, das von den Erben der Bibliothek des Shinkokuritsu gekijō überlassen wurde, deckt die Zeiträume 17.4.1934 bis 28.8.1939 und 15.6.1974 bis 18.7.1976 ab. Weiters findet sich ein einzelner Eintrag vom 9.5.1945 zum Kriegsende in Europa. Das Tagebuch war offensichtlich ein Geschenk anlässlich von Aoyamas Europareise und beginnt mit seiner Abreise von Japan nach Wien. Die ersten 100 Seiten des Tagebuchs dokumentieren Aoyamas Aufenthalt in Wien.

20 Zum Werdegang von Aoyama sowie seiner Bedeutung als Choreograf vor dem Krieg siehe Nakamura 1941:431–443.

21 Es geht darin um die Liebe des jungen K&K-Oberleutnants Anatol zu der Blumenverkäuferin Klara. Anatol wurde vom Superstar der Revuetruppe Mizunoe Takiko dargestellt (vgl. Shōchiku kagekidan 1978:154).

ob es das erste Zusammentreffen der beiden war, oder ob sie sich zuvor schon während Michikos Konzerttour in Japan vorgestellt worden waren.²² Michiko begleitete Aoyama am darauffolgenden Tag auch zur Eröffnungsmatinee des Tanzwettbewerbs, der mit einer Aufführung der gefeierten Tänzerin Grete Wiesenthal begann. Am 29. Mai machte Aoyama dem Initiator des Tanzwettbewerbs Rosner seine Aufwartung. Ob die Antipathie, die Aoyama gegenüber Rosner empfand, auf Gegenseitigkeit beruhte, ist nicht bekannt. Beim folgenden Mittagessen lernte Aoyama Julius Meinl kennen. Am Abend besuchte er zum ersten Mal die Wiener Staatsoper – am Programm stand Ponchiellis *La Gioconda* unter der Leitung von Karl Alwin, der später im Film *Letzte Liebe* die Wiener Philharmoniker dirigieren sollte. Aoyama war von der Vorstellung begeistert.

Der eigentliche Tanzwettbewerb, der im Großen Saal des Wiener Konzerthauses stattfand, begann am 30. Mai und dauerte bis zum 8. Juni 1934. Danach übersiedelte Aoyama – vielleicht auf Anraten von Michiko – vom Hotel Regina in die Weyrgasse im 3. Bezirk, wo er ein Zimmer zur Untermiete nahm.

Im Juli verbrachte Aoyama auf Einladung von Michiko einen zweieinhalbwöchigen Urlaub am Sommerlandsitz von Meinl in Annental. Michiko musste aufgrund einer Erkrankung ihren Sommerurlaub vorzeitig abbrechen und kehrte am 25. Juli, dem Tag, an dem Bundeskanzler Dollfuß ermordet wurde, nach Wien zurück, um sich in einem Sanatorium behandeln zu lassen. Am 10. August wird Michiko aus dem Sanatorium entlassen und lädt Aoyama zu einem Abendessen in Meinls Residenz, an dem auch Kawakita Kashiko und Kawakita Nagamasa von Tōwa Shōji teilnehmen, die aus Berlin kommend das erste Mal Wien besuchen. Es ist die erste Begegnung zwischen Tanaka Michiko und Kawakita Kashiko und das erste von mehreren Zusammentreffen von Michiko, Aoyama Yoshio und Kawakita Kashiko. Gemeinsam mit den Kawakitas wohnt Aoyama am 11. August in den Rosenhügelateliers der Tobis-Sascha-Filmgesellschaft einer Voraufführung von Willi Forsts zweitem Regiewerk *Maskerade* bei. Der Film wird später von Tōwa Shōji unter dem Titel *Tasogare no Uiin* („Wien in der Dämmerung“) in Japan vertrieben.

Drei Monate nach Ende des Tanzwettbewerbs, der der eigentliche Anlass für Aoyamas Reise nach Wien war, erreichte Aoyama Anfang September eine Depesche seines Arbeitgebers Shōchiku mit der Aufforderung, umgehend nach Japan zurückzukehren. Aoyama bat um einen Aufschub bis Dezember, der ihm nach einigem Zögern schließlich auch gewährt wurde. Studiochef

²² In dem Tagebuch ist von Michiko stets höflich als „Frau Michiko“ (in Lateinschrift) oder als „Mainru-fujin“ (Frau Meinl) die Rede.

Kido Shirō verlangte jedoch, dass er bis Ende Dezember wieder in Japan zurück sein müsse. Vermutlich haben ein geplanter Tanzauftritt von Aoyama in Wien sowie seine Mitwirkung an dem Film *Letzte Liebe* zu einem Umdenken bei Shōchiku geführt.

Michiko hatte Aoyama dem Konzertunternehmer und engen Freund der Familie Meinl Artur Hohenberg vorgestellt und einen Soloauftritt von Aoyama angeregt. Nach einem ersten Treffen am 3. September fand am 11. September im Beisein von Michiko ein zweites Treffen zwischen Aoyama und Hohenberg statt, bei dem eine Tanz-Matinee am 2. Dezember 1934 im Theater in der Josefstadt fixiert wurde. Bei dieser „Japanischen Tanz-Matinee Joschio Aojama“ gelangte ein gemischtes Programm von traditionellen japanischen Tänzen und Tanzarrangements moderner japanischer Kompositionen wie Yamada Kōsakus *Omoide no uta* zur Aufführung. Begleitet wurde Aoyama vom Orchester der Wiener Sprechtheater unter Heinrich Schmidt; während der Kostümwechsel trug der Schauspieler Hans Thimig japanische Gedichte

Die Schauspieler im
Theater in der Josefstadt
unter der Führung von
Max Reinhardt

Sonntag den 2. Dezember 1934

vormittags 11 Uhr
Preise von 1 bis 8 Schilling

Japanische Tanz-Matinee
JOSHIO AOJAMA
 Ballettmeister der Soshiku-Bühne, Tokio

HANS THIMIG spricht japanische Gedichte
 Begleitung:
Ein Orchester der Wiener Symphoniker
Dirigent: Prof. Heinrich Schmidt

Aus dem Programm:

Der Bote des Glückes	Musik von Asai
Meditation	Musik von Hosokawa
Zwei alte Melodien	Musik von Asai und Hosokawa
P A U S E	
Lied der Erinnerung	Musik von Yamada
Bakabajaschi	Musik von Mazumoto
Speer-Tanz	Musik von Asai

Choreographie: Joshio Aojama Kostüme: Schinkitschi Jamada
 Arrangement: **Konzertdirektion Dr. Arthur Hohenberg**

Raffen-Öffnung ¼ 11 Uhr Anfang 11 Uhr Ende gegen 2 Uhr

Der Kartenverkauf findet an den Tageskassen im Theater an der Josefstadt (Tel. A-22-4-20) und Rotenturmstraße 20, Ecke Fleischmarkt (Tel. R-20-1-35), ab 9 Uhr und in allen Kartenbüros zu Originalpreisen ohne jeden Aufschlag ununterbrochen statt. Von 6 Uhr an Verkauf im Theatergebäude nur für die Vorstellung des gleichen Tages

„Wienblätter“, Wien IX.

Abb. 3: Ankündigung von Aoyama Yoshios Tanzmatinee im Theater in der Josefstadt

vor. In seinem Tagebuch moniert Aoyama zwar, dass es nur eine Probe mit dem Orchester gab, er stellt aber freudig fest, dass die Vormittagsvorstellung vom Wiener Publikum herzlich aufgenommen wurde. Mit zeitlicher Verzögerung berichtete in Japan auch die *Miyako Shinbun* am 17. Jänner 1935 über die Matinee und die Wertschätzung des Wiener Publikums für japanischen Tanz.²³

Am 6. Dezember 1934 reiste Aoyama von Wien nach Berlin, offensichtlich um sich auch die dortige Revue- und Operettenszene anzusehen. Am Vorabend seiner Abreise ist er noch einmal zu einem Essen bei den Meins eingeladen. Nach den Weihnachtsfeiertagen kehrte er ein letztes Mal nach Wien zurück, um die von Uchida beanstandete Tanzszene mit Michiko für den Film *Letzte Liebe* zu drehen. Fritz Schulz, der Regisseur des Films, holte ihn persönlich vom Hotel Regina, in dem er erneut abgestiegen war, ab und fuhr ihn zu den Rosenhügelateliers. Am 31. Dezember folgte Aoyama einer Einladung von Michiko zu einer Silvesterfeier im Hotel Imperial. Nach letztlich mehr als sechs Monaten verließ Aoyama Anfang Jänner 1936 Wien, kehrte jedoch nicht wie von Shōchiku im September verlangt nach Japan zurück, sondern fuhr nach Berlin, wo er die nächsten Monate verbrachte. In Berlin sah er an der Deutschen Oper übrigens zum ersten Mal in seinem Leben eine komplette Aufführung von Puccinis *Madame Butterfly* mit Kiwa Teiko in der Rolle der Cio-cio-san.²⁴ Obwohl sich in seinem Tagebuch kein entsprechender Eintrag findet, erzählte Aoyama nach dem Krieg oft, dass er vom deutschen Propagandaministerium als Berater für diese Butterfly-Aufführung herangezogen worden sei. Offensichtlich bereits bedacht auf den späteren Achsenverbündeten Japan hatte das deutsche Propagandaministerium vor der Butterfly-Aufführung Vertreter Japans, darunter Aoyama, den damaligen japanischen Botschafter in Deutschland Mushanokōji Kintomo und den japanischen Militärattaché und späteren Botschafter Generalmajor Ōshima Hiroshi, zu einer Bespre-



Abb. 4: Tanzszene aus *Letzte Liebe* mit Tanaka Michiko und Aoyama Yoshio

²³ In dem Artikel wird auch über Aoyamas Mitwirkung an *Letzte Liebe* berichtet (*Miyako Shinbun* 17.1.1935:9)

²⁴ Kiwa Teiko (1902–1982), die Tochter einer Japanerin und eines Holländers, war in den 1920er und 1930er Jahren eine sehr gefragte Butterfly in Europa. Sie sang diese Rolle im März 1926 u.a. auch an der Wiener Staatsoper (vgl. Matsunaga 1990:125–130).

chung eingeladen, um für Japaner möglicherweise anstößige Elemente aus der Inszenierung zu eliminieren (Kitani 1990:11–12).

Ende März 1935 fuhr Aoyama nach Paris, wo er am 5. April Gelegenheit hatte, *Letzte Liebe* in einer Voraufführung zu sehen. Der Wiener Premiere am 28. Februar 1935 konnte er nicht beiwohnen. Seinem Tagebuch ist zu entnehmen, dass er die Leistung von Bassermann, Jaray und auch von Michiko (*nakanaka ii*) wertschätzte, dem Film insgesamt attestierte er allerdings mangelnde Intensität (*hakuryoku tarinu*). Die Tanzszene, in der er selbst mitwirkte, gefiel ihm nicht.

Das restliche Jahr verbrachte Aoyama vorwiegend in Paris und Berlin mit gelegentlichen Reisen, darunter nach Ungarn (Urlaub am Balaton im Juni) und in die Tschechoslowakei (Oktober). In Prag kam es zu einem Wiedersehen mit Michiko. Davor hatten sich die beiden bereits in Berlin wieder getroffen. Silvester verbrachte Aoyama in London, danach schiffte er sich nach New York ein, wo er am 10. Jänner 1936 eintraf. Nach Reisen in den USA kehrte er schließlich im Februar 1936 nach knapp zwei Jahren im Ausland wieder nach Japan zurück.

Zu einer neuerlichen Zusammenarbeit zwischen Aoyama Yoshio und Tanaka Michiko kam es zwanzig Jahre später zunächst in Japan, kurz darauf dann auch in Italien. Im Februar 1954 kehrte Michiko das erste Mal seit ihrer Konzerttour im Jahr 1933 nach Japan zurück, um am Teikoku gekijō in der Madame Butterfly-Persiflage *Kigeki Chōchōsan* (Komödie Miss Butterfly), einer Musicalversion des Butterfly-Stoffes, mitzuwirken. Neben ihr standen die Sänger Nakajima Takashi und Matsuda Toshi sowie der Komiker Miki Norihei auf der Bühne. Die Musik stammte von Hattori Ryōichi, inszeniert wurde das Stück von Aoyama Yoshio, der nach dem Krieg von Shōchiku zu Tōhō gewechselt hatte und nun für das Teikoku gekijō arbeitete.

Im selben Jahr kam es zu einer weiteren Zusammenarbeit zwischen Aoyama und Michiko, und zwar bei der Verfilmung von *Madame Butterfly* durch Carmine Gallone²⁵ in Italien. Michiko gestaltete neben Takarazuka-Star Yachigusa Kaoru als Butterfly die Rolle der Suzuki, während Aoyama als Choreograf und Gallones Assistent an dem von Tōhō koproduzierten Film mitwirkte.²⁶ Im Jahr darauf wurde Aoyama von der Metropolitan Opera mit der Neuinszenierung der *Madame Butterfly* betraut und verbrachte mehrere Monate in New York. Bis in die 1970er Jahre arbeitete Aoyama als Hausregisseur

25 Gallone hatte vor dem Krieg mehrere Filme in Deutschland gedreht, darunter einen weiteren „Butterfly-Film“, und zwar *Die Premiere der Butterfly* mit Maria Cebotari. Er hat auch mehrere Filme mit Wien-Bezug gedreht, wie etwa *Das Mädel aus Wien* (Going Gay, GB 1929) oder *Die singende Stadt* (D 1930).

26 Aoyama wurde auf Empfehlung von Tanaka Michiko für das Filmprojekt engagiert (Aoyama 1955:227).

des Teikoku gekijō und inszenierte vor allem Opern und Operetten, danach zog er sich von der Bühne zurück. Er starb am 27. August 1976 im Alter von 75 Jahren.

In Selbstdarstellungen gab Aoyama nach dem Krieg immer wieder an, in Wien und Berlin Tanz studiert zu haben.²⁷ Wenn mit Studieren eine systematische Ausbildung gemeint ist, dann entspricht diese Darstellung nicht ganz den Tatsachen, denn in Aoyamas Tagebuch findet sich keinerlei Hinweis darauf, dass er in Wien Tanzunterricht erhalten hätte. Aoyamas Verweis, dass er in Wien und Berlin studiert habe, ist eher als Versuch der eigenen Anbindung an den modernen Tanz europäischer Prägung zu verstehen. Dennoch kann ohne Übertreibung festgestellt werden, dass die knapp sechs Monate, die Aoyama Mitte der 1930er Jahre in Wien verbracht hat, prägend für seine weitere Karriere als Musiktheaterregisseur und Choreograf waren. In seinem Tagebuch äußert er sich immer wieder bewundernd über die Musiktheatertradition Wiens und das hohe Niveau der Aufführungen (zumindest das musikalische, nicht immer das der Inszenierungen), beklagt die „Rückständigkeit“ der japanischen Aufführungen und bringt seinen Wunsch zum Ausdruck, das Niveau in Japan auf ein ähnlich hohes Niveau wie in Wien heben zu wollen. Von besonderer Bedeutung für Aoyama war zweifellos die Protegierung durch Tanaka Michiko, die ihm durch ihre gesellschaftliche Stellung und ihre Beziehungen die Tore zur Wiener Theater- und Tanzszene öffnete, ihm wichtige Kontakte herstellte und aktiv seine Karriere förderte. Durch sie lernte er in Wien u.a. die berühmte expressionistische Tanzkünstlerin und Wegbereiterin des Ausdruckstanzes Getrud Bodenwieser²⁸, die ebenso bedeutende Choreografin und Tanzpädagogin Grete Wiesenthal und die erste Solotänzerin der Wiener Staatsoper Hedy Pfundmayer kennen. Vor allem die ersten beiden übten einen nachhaltigen Einfluss auf Aoyama aus. Stark geprägt haben ihn auch die Opern- und Operettenaufführungen, die er in Wien gesehen hat. Neben der erwähnten *Gioconda* gleich nach seiner Ankunft in Wien verzeichnet sein Tagebuch sechs weitere Opernbesuche: *Rheingold* (22.9.), *Aida* (30.10.), *Carmen* (19.10.), *La Traviata* (23.10.), *Manon* (30.10.) und *Un ballo in maschera* (2.11.). Weiters besuchte Aoyama während seines Wienaufenthalts drei Operettenvorstellungen, drei Ballettabende, zwei Revuen (darunter *Der Stern*

²⁷ Typisch ist beispielsweise folgendes Profil im Katalog zu Aoyamas Inszenierung von Richard Strauss' *Salome* für das Osaka International Festival 1962: „Yoshio Aoyama is Japan's foremost operatic producer. He first studied dancing in Vienna, Berlin and elsewhere, and gave recitals which were well received in various European cities. Subsequently, he gave his services in the formation of the Shochiku Opera Group and was active as a producer of operas also.“ (Osaka International Festival 1982:271).

²⁸ Im Frühjahr 1934 absolvierte Bodenwieser und ihre Tanztruppe ein Gastspiel in Japan. Zwischen 29. März und 25. April traten sie im Teikoku gekijō in Tokio auf. Aoyama konnte dieses Gastspiel nicht sehen, da er zu dieser Zeit bereits nach Wien unterwegs war.

der Manege im Zirkus Renz, in der die damals zwanzigjährige Marika Röck einen ihrer ersten großen Auftritte im deutschsprachigen Raum hatte), zwei Konzerte und sieben Filmvorstellungen, darunter wie bereits erwähnt Willi Forsts Operettenfilm *Maskerade*, dem auch in Japan ein sehr großer Erfolg beschieden war.

Kawakita Kashiko

Maskerade wurde, wie auch *Letze Liebe*, von der auf europäische, insbesondere deutschsprachige Filme spezialisierten Filmimportgesellschaft Tōwa Shōji in Japan vertrieben. Gegründet wurde Tōwa Shōji von Kawakita Nagamasa, der zusammen mit seiner Frau Kashiko eine zentrale Rolle für die Rezeption österreichischer Filme in Japan spielte. Tōwa Shōji war vor dem Krieg der wichtigste Importeur von österreichischen Filmen nach Japan, und insbesondere die Filme von und mit Willi Forst wurden vom Publikum wie von der Filmkritik gefeiert.²⁹ Die folgenden österreichischen Filme wurden in den 1930er Jahren von Tōwa Shōji in Japan verliehen:

Originaltitel (Regie, Produktionsjahr)	Japanischer Verleihtitel (japanischer Kinostart)
<i>Leise flehen meine Lieder</i> (Willi Forst, 1933)	<i>Mikansei kōkyōkyoku</i> (7.3.1935)
<i>Maskerade</i> (Willi Forst, 1934)	<i>Tasogare no Uiin</i> (12.9.1935)
<i>Letzte Liebe</i> (Fritz Schulz, 1935)	<i>Koi wa owarimu</i> (29.1.1936)
<i>Hohe Schule</i> (Erich Engel, 1935)	<i>Kyōshū</i> (2.4.1936)
<i>Die ganze Welt dreht sich um Liebe</i> (Victor Turcanski, 1933)	<i>Hangaria yakkyoku</i> (11.2.1937)
<i>Episode</i> (Walter Reisch, 1935)	<i>Onna hitori</i> (18.2.1937)
<i>Das Tagebuch der Geliebten</i> (Hermann Kosterlitz, 1935)	<i>Koibito no nikki</i> (20.5.1937)
<i>Die ewige Maske</i> (Werner Hochbaum, 1935)	<i>Tamashii o ushinaeru otoko</i> (22.7.1937)
<i>Burgtheater</i> (Willi Forst, 1936)	<i>Burugu gekijō</i> (28.9.1939)

²⁹ Forsts *Leise flehen meine Lieder* wurde von der Kritikerjury der renommierten Filmzeitschrift *Kinema Junpō* auf Platz 4, *Burgtheater* auf Platz 3 der besten ausländischen Filme der Jahre 1935 bzw. 1939 gewählt. Obwohl *Burgtheater* in Japan ein Jahr nach dem Anschluss herauskam, wurde der Film dennoch als österreichische Produktion geführt. Die Filme von Forst übten in Japan einen nachhaltigen Einfluss aus (vgl. Yamamoto 1983:614–622).

Daneben brachte Tōwa Shōji eine Reihe deutscher Filme mit Wienbezug in Japan heraus, wie Ludwig Bergers *Walzerkrieg* (1933), Erik Charells *Der Kongress tanzt* (1931), Geza von Bolvarys *Die lustigen Weiber von Wien* (1931) oder Herbert Maischs *Königswalzer* (1935).³⁰

Im Sommer 1933 besuchten die Kawakitas während ihrer zweiten Europareise nach Gründung von Tōwa Shōji zum ersten Mal auch Wien. Von Berlin Tempelhof kommend trafen Kawakita Kashiko und ihr Mann mit dem Flugzeug am 8. August in Wien ein und stiegen im Hotel Imperial ab.³¹ Nach einer Stadtrundfahrt und einem Besuch von Schloss Schönbrunn waren sie am Abend bei Michiko Meinl zum Essen eingeladen. An dem Abendessen in Meinls Villa in Dornbach nahm auch Aoyama Yoshio teil. Am darauf folgenden Tag begleitete Michiko die Kawakitas zur Sascha-Film, wo ihnen vier Filme vorgeführt wurden. Von Willi Forsts *Maskerade* ist Kashiko begeistert, die anderen drei Filme (*Carnival der Liebe*, *Geld auf die Welt* und *Kaiserfilm*) gefallen ihr nicht. Am Abend führt Michiko sie nach Grinzing zum Heurigen aus, wo sich Kashiko wie im Film *Der Kongress tanzt* fühlt. In ihrem Tagebuch notiert sie: „Die gemütlichen und sehr zutraulichen Wiener, die schon ziemlich angeheitert waren, versammelten sich alle um unseren Tisch. Es ging hoch her – alle prosteten sich zu, umarmten und küssten sich. Beschwipst führen wir spät abends zum Hotel zurück.“ (Kawakita 1942:174). Der Wienaufenthalt der Kawakitas war insgesamt sehr kurz, denn bereits am 10. August flogen sie weiter nach Budapest.

Zu einem erneuten Zusammentreffen der Kawakitas mit Michiko und Aoyama kommt es zwei Jahre später in Berlin. Die Kawakitas waren erneut nach Europa gekommen, diesmal nicht nur, um sich nach neuen Filmen umzusehen, sondern auch um mit dem Regisseur Arnold Fanck einen Vertrag über eine deutsch-japanische Co-Produktion auszuhandeln.³² Kawakita Nagamasa war bereits im Juli vorausgereist, Kashiko kommt einen Monat später nach und trifft am 3. August 1935 in Berlin ein, wo sie Aoyama Yoshio, der nun in Berlin lebte, vom Bahnhof abholt und in das Hotel Kaiserhof geleitet, in dem auch Michiko, die zufällig auch gerade in Berlin weilt, abgestiegen war.

30 Der Vollständigkeit halber hier auch jene österreichischen Filme, die vor dem Krieg nicht von Tōwa Shōji nach Japan importiert wurden: Robert Wienes *Der Gardeoffizier* (jap. Verleihtitel *Gāzuman*; jap. Kinostart 6.12.1929; Verleiher Tōkyō eiga shōkai), Karl Lamacs *Frasquita* (*Aozora o shitone ni*; 7.8.1935; Universal), Max Neufelds *Csibi der Fratz* (*Aoi kajitsu*; 5.12.1935; Universal), Gustav Fröhlichs *Rakoczimarsch* (*Hangaria hyōkihei*; 11.12.1935; Chidori kōgyō) sowie Gustav Machatýs *Nocturno* (*Haru no nagare*; 14.4.1937; Tōhō).

31 Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Kawakita Kashikos Tagebuch ihrer Auslandsreisen 1933 und 1935, das in der ersten Firmengeschichte von Tōwa Shōji veröffentlicht wurde (Kawakita 1942).

32 Zu dem aufgrund seines NS-Propagandagehalts schon damals nicht unumstrittenen Film *Die Tochter des Samurai* siehe Hansen 1997.

Nach einem Mittagessen mit dem japanischen Botschafter und einem Treffen mit Arnold Fanck treffen die Kawakitas am Abend Michiko und Aoyama, um Pläne für einen gemeinsamen Auftritt der beiden in Japan anlässlich der japanischen Premiere von *Letzte Liebe* im kommenden Frühjahr zu besprechen. Shōchiku hatte die Kawakitas gebeten, ein entsprechendes Arrangement zu treffen, und beide willigen in einen gemeinsamen Auftritt ein. Michiko schlägt die Operette *Ein Walzertraum* von Oscar Strauss vor. Am nächsten Tag pausiert Kashiko, um eine starke Erkältung zu kurieren, die sie sich auf der Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn geholt hatte. Am 5. August beschließt sie, noch nicht ganz genesen, trotzdem die Babelsberg-Studios zu besuchen und wird dabei von Michiko begleitet.

Am 11. August erreichen die Kawakitas mit dem Nachzug von Berlin kommend in der Früh Wien und steigen neuerlich im Hotel Imperial ab. Der erste Weg führt sie zum Zentralfriedhof, um das Grab von Franz Schubert zu besuchen. Im März desselben Jahres hatten die Kawakitas in Japan das Regiedebüt von Willi Forst, den Schubert-Film *Leise flehen meine Lieder*, herausgebracht und vor allem Kashiko eine Liebe für Franz Schubert entwickelt, die nicht zuletzt darin ihren Ausdruck fand, dass sie gleich nach ihrer Ankunft in Wien Schuberts Grab aufsuchte und sich vor dem Grab auf einem Foto ablichten ließ, das u.a. auch in der Firmengeschichte von Tōwa Shōji abgedruckt ist (Kawakita 1942:184)³³. Am Nachmittag besucht das Ehepaar die Kaiser Franz Joseph gewidmete Ausstellung im Schloss Schönbrunn, am Abend fährt es mit dem Fiaker zum Theater in der Josefstadt und sieht sich Ralph Benatzkys Operetten-Lustspiel *König mit dem Regenschirm* an. In ihrem Tagebuch vermerkt Kashiko scheinbar tief gerührt: „Ich liebe die Stadt Wien. Ich hatte zuerst befürchtet, dass die schönen Erinnerungen vom letzten Mal zerstört werden könnten, doch das Gegenteil ist der Fall und ich liebe Wien nur umso mehr. Oh, du stille, melancholische Stadt von Gestern, mein Wien.“ (Kawakita 1942:185). Ihren zweiten Tag in Wien verbringen die Kawakitas im Vorführraum der Tobis-Sascha-Filmindustrie AG und sichten Filme.³⁴ Am nächsten Tag sind sie erneut am Rosenhügel, um sich am Vormittag *Letzte Liebe* anzusehen. Kashiko notiert in ihrem Tagebuch: „Ich bin erleichtert, dass Michiko, um die ich mir ein wenig Sorgen gemacht habe, verhältnismäßig

33 In der Firmengeschichte sind auch zwei Fotos mit Tanaka Michiko enthalten, ein in Salzburg aufgenommenes Foto von Michiko und Kawakita Kashiko sowie ein Foto von Michiko, Hans Jaray und Richard Tauber (Kawakita 1942:173, 183).

34 Insgesamt sichten sie zehn Filme: *Eva* (R: Johannes Riemann), *Die ewige Maske* (R: Werner Hochbaum), *Nur ein Komödiant* (R: Erich Engel), *Bretter, die die Welt bedeuten* (R: Kurt Gerron), *Lockspitzel Asew* (R: Phil Jutzi), *Salto in der Seligkeit* (R: Fritz Schulz), *Die Fahrt in der Jugend* (R: Carl Boese), *Alles für Dich* (R: Werner Hochbaum), *Fahrt Schweiz* (R: Werner Hochbaum) sowie *Episode* (R: Walter Reisch) (Kawakita 1942:185).

gut ist. Der Film ist aber zweitklassig.“ (Kawakita 1942:185). Nach der Filmvorführung besuchen sie die Dreharbeiten zum Film *Tagebuch der Geliebten* (Regie: Henry Koster) und treffen dort Hans Jaray, Michikos Filmpartner in *Letzte Liebe*. Nach einem Mittagessen beim „Schöner“ eilen sie zum Bahnhof und erreichen gerade noch den Zug nach Salzburg. In Salzburg werden sie von Michiko in Empfang genommen, die während des kurzen Wien-Aufenthaltes der Kawakitas nicht in Wien war. Nach dem Abendessen mit Michiko fahren sie zu deren Haus, wo sie scheinbar auch übernachteten. Am 14. August besuchen sie Schloss Hellbrunn, und Kashiko ist von den Wasserspielen sehr angezogen. Am Abend besuchen sie die legendäre *Fidelio*-Aufführung der Salzburger Festspiele unter Arturo Toscanini mit Lotte Lehmann als Leonore. Den Vormittag des nächsten Tages verbringt Kashiko mit Michiko, kurz nach Mittag verlassen die Kawakitas Salzburg Richtung Innsbruck und Zürich.

Der in Berlin besprochene gemeinsame Auftritt von Michiko und Aoyama Yoshio in Tokio anlässlich der japanischen Premiere von *Letzte Liebe* kam nicht zustande³⁵, weshalb sich die Wege von Michiko und Kashiko erst wieder bei Kashikos nächster Europa-Reise im Mai 1937 kreuzten. Michiko war während der Dreharbeiten zu Max Ophüls *Yoshiwara* in Paris eine Liaison mit ihrem japanischen Schauspielkollegen Hayakawa Sesshū (Sessué) eingegangen, die sie auch nach Ende der Dreharbeiten in Paris verweilen ließ. Am 21. Mai laufen sich Michiko und die Kawakitas zufällig auf der Champs-Élysées über den Weg und verbringen den Abend zusammen, wobei sich auch Hayakawa zu ihnen gesellt. Kashikos Tagebuch vermerkt drei weitere Treffen mit Michiko und Hayakawa in den rund drei Wochen, die die Kawakitas in Paris verbringen. Michiko scheint sich total in Hayakawa verliebt zu haben, schreibt Kashiko in ihr Tagebuch, sie zweifelt jedoch an Hayakawas Aufrichtigkeit in der Beziehung (Kawakita 1942:208).

Im darauffolgenden Sommer kreuzten sich die Wege der Kawakitas neuerlich mit denen von Michiko in Berlin. Am 30. Juli 1938 besuchen sie gemeinsam die Dreharbeiten zu Karl Ritters *Pour le Mérite*, am darauffolgenden Tag unternehmen sie einen Ausflug in die Schorfheide nahe Berlin. Vor ihrer Abreise nach Paris am 3. August unterhält sich Kashiko noch lange mit Michiko und hört sich deren Liebeskummer mit Hayakawa an. In Paris werden die Kawakitas von Hayakawa vom Bahnhof abgeholt und hören bei einem Abendessen seine Sicht der Dinge. Das Treffen in Berlin scheint das letzte

35 Ein kolportiertes japanisches Filmprojekt von Tanaka Michiko und dem Tenor Fujiwara Yoshie für das JO Studio kam ebenfalls nicht zustande (vgl. *Yomiuri Shinbun* 5.3.1936:5 [Abendausgabe]). Auch in den USA gab es Pläne für einen gemeinsamen Musikfilm von Michiko und Fujiwara, doch wurde dieses Vorhaben von Paramount Pictures letztlich nicht verwirklicht (vgl. *Yomiuri Shinbun* 23.5.1937:5 [Abendausgabe]).



Abb. 5: Kawakita Kashiko am Grab Schuberts bei ihrem zweiten Wienbesuch im August 1935 (mit freundlicher Genehmigung des Kawakita Memorial Film Institute)

Zusammentreffen zwischen Kashiko und Michiko vor dem Krieg gewesen zu sein. In den folgenden Jahren konnten die Kawakitas nicht mehr wie bisher jeden Sommer nach Europa fahren. Zu einem neuerlichen Wiedersehen kam es erst nach dem Krieg in den 1950er Jahren.

Dschainah, das Mädchen aus dem Tanzhaus

Aber zurück nach Wien und in das Jahr 1935. Der Film *Letzte Liebe* lancierte zwar Michikos Karriere als Filmschauspielerin, ihr Hauptbetätigungsfeld blieb zunächst aber weiterhin die Bühne. Um die Karriere seiner Frau weiter zu fördern, gab Julius Meinl 1935 beim Komponisten Paul Abraham, der nach den Erfolgen von *Victoria und ihr Husar* (1930)³⁶, *Die Blume von Hawaii* (1931) und *Ball im Savoy* (1932) zu den damals erfolgreichsten Operettenkomponisten zählte, eine Operette in Auftrag, die Michiko auch auf der Operettenbühne zum Star machen sollte. Michikos Biografin Tsunoda Fusako

³⁶ Schauplatz des Ersten Aktes der Operette ist Tokio. Zu den musikalischen Höhepunkten zählen die Schlager „Meine Mama war aus Yokohama“ und „Es träumt ein kleines Japanmädel“.

zufolge sei Abraham von Michikos Darstellung in *Letzte Liebe* so angetan gewesen, dass er für sie eine Operette schreiben wollte (Tsunoda 1982:74). Wahrscheinlicher erscheint jedoch die Darstellung von Abrahams Biografen György Sebestyén, wonach Julius Meinl Abraham um eine Operette für seine Frau gebeten hat. Sebestyén (1987:70–72) beschreibt die erste Begegnung zwischen Meinl und Abraham folgendermaßen:

Der joviale Herr setzt sich auf den Barhocker zurück. Ábrahám steht.[...] Der joviale Herr bittet Ábrahám, auf einem Barhocker Platz zu nehmen. Ábrahám klettert etwas ungeschickt in die Höhe. Der joviale Herr blickt auf die Armbanduhr.

»Japan«, sagt er.

»Aber bitte«, sagt Ábrahám.

»Japan ist nicht nur eine aufstrebende Macht«, sagt der joviale Herr, »Japan ist nicht nur ein Verbündeter des Deutschen Reiches und sogar des Königreiches Ungarn, Japan hat außerdem noch zwei Vorzüge zu bieten. [...] Japan hat eine alte Kultur, die sogar Operettenkomponisten begeistert. Land des Lächelns, das ist ein Triumph, der sich sehen lassen kann. Wunderschöne, beschwingte Melodien, bezaubernde Exotik und volle Kassen. Und aus Japan stammt außerdem meine Frau.«

Ábrahám nickt. Er ist ein wenig verwirrt. Ist er eingeladen worden, um sich einen Vortrag über Japan anzuhören?

Der joviale Herr hebt sein Glas.

»Prost«, sagt der joviale Herr. »Oder wie man bei euch in Ungarn sagt: Ágábschägärä!« Und er nippt an seinem Glas.

»Verehrter Meister, ich komme vielleicht gleich unverblümt zur Sache. Wären Sie bereit, für meine Frau eine japanische Operette zu komponieren?«

»Für die gnädige Frau?«, fragt Ábrahám. »Will die gnädige Frau auftreten?«

»Sie ist eine große Künstlerin«, sagt der joviale Herr.

»Sie war es schon vor unserer Heirat und ist es, Gott sei Dank, auch geblieben.«

»Ich verstehe«, sagt Ábrahám. Er versucht sich mit dem Gedanken anzufreunden.

»Eine japanische Operette.«

»Sie muß ja nicht ganz japanisch sein«, sagt begütigend der joviale Herr.

»Nein, nicht ganz«, sagt Ábrahám.

»Premiere ist in Wien«, sagt der joviale Herr. »Meine Frau spielt die Hauptrolle. Sie ist, wie gesagt, eine gottbegnadete Künstlerin. Der Erfolg

ist gesichert, und zwar vielleicht ein Welterfolg. Japan ist ja heute ausgesprochen aktuell.«

Ábrahám trinkt sein Glas Wasser leer.

»Ihnen liegt ja so etwas«, sagt der joviale Herr. »In Viktoria und ihr Husar: Japan. In Blume von Hawaii: Hawaii. In Ball im Savoy: Nizza. Ich kenne ihr Werk in- und auswendig.«

»Es ist mir eine Ehre«, sagt Ábrahám. »Spielt man in Japan eigentlich Operetten?«

»Ich bin überfragt«, sagt der joviale Herr. »Aber es handelt sich ja nicht um Japan, sondern um Wien.«

»Nein, es ist mir nur etwas eingefallen«, sagt Ábrahám zerstreut. »Es könnte sich ja, nicht wahr, die Notwendigkeit ergeben, eine Reise zu machen. Und wenn man schon eine Reise macht, warum nicht nach Japan?«

»Ja, warum nicht?«, fragt der joviale Herr, der nichts begriffen hat. Und dann blickt er wieder auf die Armbanduhr.

»Gibt es in Japan eigentlich Nationalsozialisten?«, fragt Ábrahám.

Der joviale Herr ist ob dieser Frage etwas befremdet, aber er versucht zu antworten.

»Nazi gibt es jetzt überall«, sagt er nachdenklich. »Es ist wie eine Seuche. Sie kommt und geht. Wenn man lange genug lebt, dann überlebt man auch die Seuchen. Darin liegt das Geheimnis, lieber Meister: Man muß sie überleben.«

»Ja, man muß sie überleben«, sagt Ábrahám.

Dschainah, das Mädchen aus dem Tanzhaus, die zweiaktige Operette, die der „joviale Herr“ in Auftrag gab, erlebte, nachdem die Premiere um einen Tag verschoben werden musste, am 21. Dezember 1935 im Theater an der Wien ihre Uraufführung. Die Aufführung stand unter dem Protektorat des ungarischen Gesandten Ludwig von Rudnay und fand zugunsten der Winterhilfeaktion der Bundesregierung statt (*Neue Freie Presse* 21.12.1935:8). Das Libretto stammte von Alfred Grünwald und Fritz Löhner (Beda), mit denen Abraham bereits in der Vergangenheit erfolgreich zusammengearbeitet hatte. Neben Michiko standen Rosy Barsony, Maria Waldner, Fritz Steiner, Friedrich Kühne, Phillis Fehr und Vilmos Gyimes auf der Bühne. Letzterer war auch für die Inszenierung der Operette verantwortlich und wird in den Credits der Verfilmung der Operette als Regisseur angegeben. Dabei handelte es sich offensichtlich um eine Filmfassung der Bühnenaufführung.

Über die Operette und deren Inhalt weiß die *Neue Freie Presse* folgendes zu berichten:

„Großer Singsong und Tanzhausbetrieb in der Linken Wienzeile. Es geht wieder hoch, bunt und luxuriös her wie einst an üppigen Marischka-Abenden. Exotik mit Straußfedergarnierung, Melancholie mit Stepkomfort. Ein Aufleben der großen Operette, was schon an und für sich erfreulich ist. Jetzt, wo Wien sich auch auf eine winterliche Fremdensaison einrichtet, braucht es solche effektvollen Schau- und Hörgelegenheiten. Eine Revue der kostümierten Sentiments und der nackten Beine, für die Paul Abraham der richtige Musikant ist. Er schreibt immer attraktive Fremdenverkehrsmusik für den internationalen Bedarf. Auch wenn er wie diesmal stellenweise mit ernsthaftem Ehrgeiz auf Puccini- und Lehar-Pfaden wandelt, nach Saigon, in ein hinterindisches Land des Lächelns, das durch die dortigen grausamen Nachtlebensanschauungen oft zu einem Land des Schluchzens wird. Aber es sind bewährte und erfolgreiche Tränen: die der Madame Butterfly, und solange Alfred Grünwald und Beda, zwei hervorragende Orientalisten der Wiener Operettenschule, ihren Spuren ohne Erröten folgen, nimmt das Tanzhaus- und Liebensdrama der kleinen Dschainah einen sehr aparten und interessanten Verlauf. Sie wissen nicht, was eine Dschainah ist? Das weiß doch ein jeder Pikkolo eines hinterindischen Operettenkaffeehauses: eine Berufskollegin der japanischen Geishas. Aber seelisch viel anspruchsvoller und auch sonst kostspieliger. Namentlich wenn sie, wie Dschainah-Lylo, auf den Trümmern eines Fürstenschlosses gefunden wurde von einem Singsonghausbesitzer, der sie ausbilden ließ und nun seine Spesen durch einen vorteilhaften Verkauf einbringen will. Aber diesen Handel stört der Marineleutnant Linkerton – nein: der französische Schiffleutnant Pierre Claudel, offenbar ein Sohn von Pierre Loti und Paul Claudel, und auch durch ein ständiges Buch in seiner Hand sofort als Dichter erkennbar. Obwohl selbst im vorgerückten Stadium der Verlobung, will er die Dschainah befreien. Doch nach einem uralten, ungeschriebenen und von Grünwald und Beda textierten Gesetz kann das nur geschehen, wenn er sie heiratet. Hinterindisch natürlich, also kulant auf acht oder drei Tage. Ein Edelmut, der Lylo zu treuester Liebe entflammt. Und vielleicht würde sie Madame Claudel werden, wenn die Pariser Braut sich ihren Dichter nicht schiffswendend zurückholen würde. Da überkommt die verlassene Dschainah zugleich mit den Autoren die richtige Erkenntnis: Genug Butterfly nachgeahmt! Was macht sie also? Nicht Harakiri, sondern eine gute Partie als Gattin eines Maharadscha...

Festliche Publikumsstimmung, rauschender Premierenbeifall, viele Wiederholungen. Bloß eine große Pause mit Verbeugungs- und Blumenaufmarsch, das Ende früher als sonst, so dass man nach der glücklichen Rückkehr aus Saigon eventuell noch einen Zweierwagen erwischt, bestimmt

aber eine Ringlinie. Was der sicheren Erfolgsserie nur nützen kann, denn das ist heute, im Kino wie im Theater, das wichtigste: ein *Happy end* mit Straßenbahnanschluß.“ (*Neue Freie Presse* 22.12.1935:16)

Einen nicht unerheblichen Anteil am Erfolg des Stückes hatte ganz offenbar die prunkvolle und wirkungsvolle Ausstattung, für die Meinl tief in die Tasche gegriffen haben muss und welche Erinnerungen an vergangene Glanzzeiten weckte.

„Endlich wieder einmal eine große Premiere im Theater an der Wien. Glanzvolle Besetzung und eine Ausstattung, bei der an Dekorationen und Kostümen nicht gespart wurde. Die neue Operette Abrahams „Dschainah“, auf die man seit über einem Jahr vorbereitet und von der erzählt wurde, dass sie Oper, Operette und Revue in einem sei, hat dies zustande gebracht. Das von Alfred Grünwald und Beda mit wohlthuender Abkehr von der Schablone verfasste Textbuch führt in buntfarbigen Bildern aus Paris in ein von Alfred Kunz malerisch entworfenes und mit phantasievollen Kostümen Gerdagos bevölkertes Saigon. (...) Das Libretto ist jedenfalls abwechslungsreich, bringt als Einleitung eine vom Film übernommene „Vorstellung“ und als Schluß ein richtiges Revuebild, das Gelegenheit zur Entfaltung höchsten, die bisherigen Ausstattungswunder des Abends noch übertrumpfenden Prunkes gibt. (...) Das festlich gestimmte Haus freute sich, wieder echten Theater-an-der-Wien-Zauber zu genießen und bereitete den Darstellern und dem sein Werk beschwingt leitenden Komponisten einen stürmischen Erfolg.“ (*Neues Wiener Journal* 22.12.1935:25)

Der Erfolg galt nicht nur dem Komponisten, sondern insbesondere auch der Protagonistin des Abends, für die die Operette zu einem großen persönlichen Triumph wurde.

„Das Glück des Abends aber bringt Michiko Tanaka-Meinl, die japanische Künstlerin, die in Wien Heimatrecht genießt. Von ihr strahlt wahrhaftig der Zauber eines reinen und einsamen Herzens aus. Die theatralischen Voraussetzungen des Buches bekommen bei ihr menschliche Tiefe und tragischen Gehalt. Ihre Stimme hat namentlich in der Höhe einen sehr persönlichen Reiz und dramatische Schlagkraft, ihr Spiel ist voll natürlicher Anmut. (...) Der Komponist saß selbst am Pult und musste immer wieder für den Erfolg danken, der am herzlichsten dem fremdartig-rührenden Lächeln Michiko Tanaka-Meinls galt.“ (*Reichspost* 22.12.1935:16).

„Da ist vor allem Michiko Meinl-Tanaka, die für eine Rolle wie die Dschainah prädestiniert erscheint. Sie bringt nicht nur das Fremdländische ihrer Nationalität mit, sie ist außerdem eine Gesangskünstlerin ersten Ranges und trifft darstellerisch prachtvoll das Kindlich-Rührende dieser Figur.“
(*Neues Wiener Journal* 22.12.1935:25)

„Märchenhafte Dekorationen von Kunz, überprunkvolle Kostüme von Gerdago und schöne Gruppentänze unterstreichen und unterstützen die Wirkung des Stückes. In seinem Mittelpunkt steht Michiko Meinl-Tanaka als Dschainah. Sie besitzt den Reiz der exotisch japanischen Schönheit, versteht, einem fernen Singvögelchen gleich, ihre Weisen zu trällern, findet aber auch Ausdruck für Leidenschaft, Demut und Schmerz in anmutigem, durch seine Natürlichkeit rührenden Spiel.“ (*Das kleine Blatt* 22.12.1935:25)

Obwohl *Dschainah* rund sechs Wochen lang sehr erfolgreich am Theater an der Wien lief³⁷, konnte Abraham mit *Dschainah* nicht an den Erfolg seiner vorangegangenen Operetten anknüpfen. Dass *Dschainah* kein internationaler Hit wie *Victoria und ihr Husar* oder *Die Blume von Hawaii* wurde, sondern nur ein lokaler und zeitlich begrenzter Hit blieb, hing in erster Linie damit zusammen, dass die Werke des jüdischen Komponisten in Deutschland seit 1933 nicht mehr aufgeführt werden konnten. Weitere Faktoren waren vermutlich die von der Kritik so positiv hervorgehobene äußerst kostspielige und prunkvolle Ausstattung, die den besonderen Reiz der Vorführung ausmachte, sowie die besondere Exotik der Protagonistin. Ersteres war anderenorts finanziell nicht leistbar, letzteres stand ebenfalls nicht überall zur Verfügung. Ein weiterer Grund dürfte der musikalische Aufbau des Werkes gewesen sein. Dazu der Kritiker des *Neuen Wiener Tagblattes*: „Die Musik ist ganz dem modernen internationalen Geschmack angepasst. Ohne besonders originelle Prägung zu haben, zeigt sie doch viel Rhythmus und findet starken Anklang.“ (*Neues Wiener Tagblatt* 28.12.1935:16). Der Kritiker der *Neuen Freien Presse* stellt zwar fest, dass „Paul Abrahams Musik in der Serie seiner Welterfolgsleistungen unbedingt seine reifste und künstlerisch gehaltvollste (ist). Er hat ganze Bilder durchkomponiert und sucht trotz der unvermeidlichen Beeinflussung durch Puccini und Lehar einen eigenen Stil fürs Exotische.“ (*Neue Freie Presse* 22.12.1935:16). Das bedeutete aber gleichzeitig eine Abkehr vom bisherigen Rezept der Nummernshow mit potentiellen Ohrwürmern, wie der Kritiker

³⁷ Tsunoda schreibt, dass das Stück im Wiener Burgtheater herausgekommen wäre und sich drei Monate im Programm hielt (Tsunoda 1982:74). Tatsächlich stand Michiko an 46 aufeinander folgenden Tagen in insgesamt 55 Vorstellungen als Dschainah auf der Bühne des Theaters an der Wien.

der *Reichspost* feststellte: „Hier opfert Abraham seinem lyrischen Ehrgeiz, es macht ihm offenbar nichts aus, daß manches davon weniger als seine früheren Schlager in der Erinnerung bleiben wird.“ (*Reichspost* 22.12.1935:16).

Wie dem auch sei, für Michiko Meinl war *Dschainah* zweifellos ein glanzvoller Erfolg, wenn auch einer, der nur auf Wien beschränkt blieb. Internationale Aufmerksamkeit erlangte sie hingegen mit ihrem nächsten Filmprojekt, dem Film *Yoshiwara*, der auf gewisse Weise das Ende ihrer Wiener Jahre einläutete und sie in Japan zur *Persona non grata* machte.

Yoshiwara – und die Stadt der Liebe

Im Sommer 1937 war man in London, wo Michiko ein Engagement des Café de Paris in Piccadilly angenommen hatte, an sie herangetreten und bot ihr die Hauptrolle in dem neuen Film von Max Ophüls an. Der Produzent war Hermann Millakowsky, der 1933 aus Deutschland geflohen war und in Paris die Produktionsgesellschaft Milo-Film gegründet hatte, mit der er recht erfolgreich Unterhaltungsfilm herstellte. Er kannte Ophüls aus Berlin und schlug ihm eine Verfilmung von Maurice Dekobras Roman *Yoshiwara* vor. Millakowsky wollte dafür zuerst den aus Wien stammenden Erich von Stroheim engagieren, der sich in Frankreich als Schauspieler verdingte, nachdem er als Regisseur aufgrund seiner finanziellen Extravaganzen aus Hollywood praktisch verbannt worden war, doch hatte von Stroheim bereits ein anderes Engagement angenommen, weshalb Millakowsky stattdessen den japanischen Schauspieler Hayakawa Sesshū (Sessué) engagierte, der in den frühen 1920er Jahren in mehreren französischen Filmen mitgespielt und große Popularität erlangt hatte.

Hayakawa war in den 1910er Jahren in den Vereinigten Staaten als erster Schauspieler asiatischer Herkunft zum gefeierten (und zu einem der höchstbezahlten³⁸) Stummfilmstar aufgestiegen, mit dem Erstarken rassistischer Resentiments erfuhr seine Karriere in den 1920er Jahren jedoch einen Einbruch, und nachdem er erfolglos versucht hatte, seine Karriere in Japan fortzusetzen, war er nach Europa gekommen, um hier sein Glück zu versuchen. 1924 stand er in Paris für den Film *La bataille* von Édouard-Émile Violet vor der Kamera, 1937 kehrte er – nach seiner Mitwirkung an der oben erwähnten deutsch-japanischen Co-Produktion *Die Tochter des Samurai* – nach Paris zurück, um in *Yoshiwara* neben Tanaka Michiko und Pierre Richard-Willm, einem der damals gefeierten Matinee-Idolen des französischen Kinos, die Rolle eines

38 Auch für seine Mitwirkung an *Yoshiwara* erhielt er die ungewöhnlich hohe Gage von 20.000 \$ (Asper 1998:348).

Kulis zu spielen. In Frankreich wollte er auch das schon lange von ihm geplante Filmprojekt *Macao* verwirklichen. Hayakawa hatte ursprünglich vor, nur einige Monate in Frankreich zu verbringen, er blieb schließlich aber auch die Kriegsjahre in Paris und kehrte erst 12 Jahre später nach Japan bzw. in die Vereinigten Staaten zurück.³⁹

In seiner Autobiographie *Spiel im Dasein* schildert Max Ophüls seine erste Begegnung mit Hayakawa und Michiko folgendermaßen:

Eines meiner internationalsten Produkte war *Yoshiwara*, eine Originalgeschichte, von dem Franzosen Maurice Dekobra ausgedacht, von einem Engländer und einem Deutschen geschrieben, von mir inszeniert und von zwei Japanern in französischer Sprache in Paris gedreht. Der Produzent hatte Sessue Hayakawa für die Hauptrolle unter Vertrag genommen. „Spricht er eigentlich französisch?“ fragte ich. „Das habe ich ganz vergessen zu fragen.“ Ein Telegramm ging nach Tokio, die Antwort hieß: „A la perfection.“ Hayakawa landete in Le Havre. Reporter, Photographen und Rundfunkleute empfingen ihn. Ich wartete in Paris. Wir aßen zusammen im Fouquet. „Sie können ruhig französisch mit Herr Hayakawa sprechen“, ermutigte mich der Produzent beim Austausch der Höflichkeitsformeln. „Est-ce que vous avez fait un bon voyage, Monsieur Hayakawa?“ fragte ich. „Grrrr...“, rollte irgendetwas im maskenartigen Gesicht des Japaners. Es klang wie tiefes Bauchreden. Ich drehte mich eine Sekunde verwirrt zum Produzenten. Der stieß mich unterm Tisch noch mal ermutigend an. „J'aimerais vous lire le manuscrit. Quand voulez-vous que je le fasse?“ nahm ich mir ein Herz. „Grrrr...“ „Der Junge hat keine Ahnung!“ flüsterte ich deutsch zu meinem Produzenten. Es war leider so. In acht Tagen mußte das ganze Drehbuch umgeschustert, die Dialoge des Hauptdarstellers auf ein Minimum zurechtgeschnitten werden, und man gab ihm einen Französischlehrer, der mit ihm die paar verbliebenen Worte Tag und Nacht ochste.

Auch der weiblichen Hauptdarstellerin, Michiko Tanaka, näherte ich mich mit viel sprachlicher Vorsicht. „Ich kann nicht Japanisch – soll ich Englisch mit Ihnen sprechen oder Französisch?“ „Machen's keine Witz“, sagte sie, „mit mir können's Weanerisch reden.“ Sie hatte jahrelang in Wien gelebt. Ich habe mich sehr bemüht, ihr Französisch beizubringen. (Ophüls 1959:198–199)⁴⁰

39 Zu Hayakawa siehe die Biographie von Miyao (2007), sowie Hayakawas Autobiografien (1959; 1963). Hayakawas Liaison mit Tanaka Michiko wird übrigens in keinem der Werke erwähnt.

40 Ophüls Nachsatz zu dieser Beschreibung „Aber nach kurzer Zeit im Film entdeckte sie ihr japanisches Herz, heiratete Hayakawa und zog mit ihm nach Berlin“ entspricht, wie die folgenden Ausführungen zeigen werden, nicht ganz den Tatsachen, wurden aber von Ophüls Biographen teilweise übernommen (z.B. Asper

Der Film *Yoshiwara* basierte auf einer Romanvorlage von Maurice Dekobra, einem der damals erfolgreichsten französischen Unterhaltungsromanautoren. Dekobras auflagenstarke Romane wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, darunter mehrere auch ins Japanische.⁴¹ Im Dezember 1933 war Dekobra nach Japan gekommen und konnte während seines rund einmonatigen Aufenthaltes Land und Leute kennenlernen. In der japanischen Tagespresse wurde er in einem Atemzug mit Romain Rolland und André Gide als ein Hauptvertreter der französischen Literatur genannt.⁴² Die Erfahrungen und Eindrücke, die er während seines Japanaufenthaltes sammeln konnte, spiegeln sich in dem danach entstandenen Roman *Yoshiwara* jedoch kaum wider. Der Roman bleibt mehr oder weniger den bekannten, im Westen verbreiteten Japan-Klischees treu.

Für die Filmadaption nahmen die Autoren Wolfgang Wilhelm und Arnold Lippschitz einige Änderungen vor⁴³, die Geschichte wurde dadurch aber nicht weniger dispat.

Im Zentrum der in der späten Bakumatsu-Zeit angesiedelten Geschichte steht Kohana, die Tochter einer vornehmen, aber verarmten Familie. Um ihrem jüngeren Bruder eine gute Ausbildung zu ermöglichen, opfert sie sich nach dem Seppuku-Tod des Vaters und wird Geisha im Vergnügungsviertel von Yoshiwara. Der in sie verliebte Ysamo möchte Kohanas Schulden tilgen, doch verdient er als Rikscha-Kuli gerade genug, um selbst über die Runden zu kommen. Um Kohana auskaufen zu können, wird er zum Dieb, jedoch wird er gefasst und von der Polizei als Spitzel eingesetzt. Kohana hat sich inzwischen in den feinfühligsten russischen Marineleutnant Serge Polenoff verliebt, der sie aus den Händen eines weniger zimperlichen Offiziers und vor dem Selbstmord gerettet hat. Während Kohana und Polenoff in ihrer Fantasie gemeinsame Schlittenfahrten und Opernbesuche unternehmen und in einer russischen Kapelle von einer Hochzeit träumen, steigert sich die Leidenschaft Ysamos zu rasender Eifersucht. Polenoff wird vom Kapitän seines Schiffes mit ei-

1998:349). Asper, der deutsche Biograf Ophüls', zum Verhältnis Ophüls zu Michiko: „Der exotische Reiz seiner entzückenden Hauptdarstellerin Michiko Meinl entflammte den Regisseur, Ophüls verliebte sich sofort in sie: ‚Ich habe mich sehr bemüht, ihr Französisch beizubringen‘ (...) umschrieb er ihre leidenschaftliche Affäre in seinen Erinnerungen“ (Asper 1998:349). Sollte Ophüls jedoch wie von Asper insinuiert tatsächlich Avancen gemacht haben, dürften diese nicht besonders erfolgreich gewesen sein, denn Michiko verliebte sich während der Dreharbeiten Hals über Kopf in ihren Filmpartner Hayakawa Sesshū.

41 Eine japanische Übersetzung von *Yoshiwara* erschien Yamashita zufolge im April 1937 in der Zeitschrift *Ura no ura* (Yamashita 2004:28).

42 Vom Schriftsteller und Kritiker Kimura Ki ist ein Bericht von Dekobras Japanaufenthalt überliefert (Kimura 1936).

43 Zu den Unterschieden zwischen Romanvorlage und Film siehe Yamashita 2004:28–29. Die wichtigste Änderung war die Einführung der neuen, im Film von Hayakawa verkörperten Figur des Rikscha-Kulis Ysamo.

nem Geheimauftrag beauftragt und soll von einem chinesischen Spion ein Geheimdokument an sich nehmen. Er wird jedoch von der japanische Polizei observiert und verfolgt. Nach einem Überfall einer von Ysamo angestifteten Schlägertruppe, bei dem er schwer verletzt wird, torkelt Polenoff zu Kohanas Wohnung und übergibt ihr das geheime Dokument, auf dass sie es der Mannschaft seines Schiffes übergebe. Kohana wird jedoch von Ysamo verraten, von der japanischen Geheimpolizei verhaftet und wegen Landesverrates zum Tode verurteilt. Der schwerverletzte Polenoff, der von der bevorstehenden Hinrichtung Kohanas erfährt, springt von dem schon auslaufenden Schiff über Bord und schwimmt an Land. Er schafft es gerade noch bis zur russischen Kapelle, dem Wallfahrtsort seiner und Kohanas Liebe, erliegt jedoch seinen Verletzungen, während Kohana im Kugelhagel eines Erschießungskommandos stirbt.

Yoshiwara war von seiner Handlung her wenig originell und griff altbekannte Japan-Klischees auf, wie man sie aus *Madame Butterfly* und Filmen der 1920er Jahre zur Genüge kannte (vgl. Domenig 2005). Dass das Thema Spionage und Landesverrat vor allem in Japan als problematisch aufgefasst werden würde, war abzusehen. Die Brisanz des Themas hätte auch Michiko bewusst sein müssen. Es ist schwer vorstellbar, dass ihr während ihrer mehrmonatigen Konzerttournee durch Japan im Sommer 1933 der sich verstärkende Nationalismus und aufkommende Militarismus (vor allem nach dem Austritt Japans aus dem Völkerbund im März 1933) verborgen geblieben waren. Im März 1937, knapp einen Monat nach Beginn der Dreharbeiten, legten sowohl das japanische Innen- als auch das japanische Außenministerium über die diplomatische Vertretung in Paris Protest gegen den Film ein und verlangten von der französischen Produktionsgesellschaft⁴⁴ eine Einstellung des Films. Hayakawa und Michiko sowie alle japanischen Extras wurden zudem aufgefordert, an dem „anti-japanischen“ Film nicht mitzuwirken. Die offiziellen japanischen Stellen beanstandeten neben dem Inhalt, welcher der internationalen Reputation Japans abträglich sei und die nationale Ehre Japans besudeln würde (*kokujoku*)⁴⁵, auch den Titel des Films, der ein völlig verzerrtes Bild der japanischen Frau erwecken würde. Dem Autor der Filmvorlage Maurice Dekobra wurden „fehlende Kenntnisse“ (*ninshiki busoku*) vorgeworfen, was angesichts der Tatsache, dass Dekobra vor vier Jahren in Japan war und das Land kennenlernen konnte, als besonders bedauerlich empfunden wurde

44 In der japanischen Presse wird die Lux-Film als Produktionsfirma genannte, tatsächlich wurde der Film von Les Films Excelsior und Milo-Film produziert (vgl. Fritz Bauer Institut o.J.).

45 Hayakawa war in der Vergangenheit bereits mehrfach von offizieller japanischer Seite geziehen worden, in Japan Schande bereitenden Filmen (*kokujoku eiga*) mitgewirkt zu haben. Besonders heftig war er für seine stereotype Darstellung in dem Film *The Cheat* (1915; Regie: Cecil B. DeMille) kritisiert worden (vgl. Miyao 207:21–49). Auch nach dem Krieg wurden mehrere im Ausland gezeigte japanische Filme als *kokujoku eiga* verunglimpft (vgl. Domenig 2007).

(*Tōkyō Asahi Shinbun* 13.3.1937:11). Der Film würde insgesamt nicht nur „ein völlig falsches Bild von Japan geben“, er würde zudem auch alle Bemühungen zunichte machen, den japanischen Film international zu stärken, wie dies auf eindrucksvolle Weise gerade die deutsch-japanische Co-Produktion *Die Tochter des Samurai* tun würde⁴⁶ (*Miyako Shinbun* 13.3.1937:13⁴⁷).

Der offizielle Protest aus Japan im Vorfeld des Kinostartes kam den Produzenten aufgrund seiner Werbewirkung nicht ganz ungelegen, weil der Film dadurch mit noch größerer Spannung erwartet wurde. Dennoch versuchten sie die Bedenken des japanischen Außenministeriums zu zerstreuen, indem sie u.a. eine Änderung des umstrittenen Titels vorschlugen.⁴⁸ Vermutlich auch als Folge der Proteste wurde die einzige halbwegs gewagte erotische Szene des Films, eine Szene mit Geishas in einem Bad, aus dem Film herausgenommen.⁴⁹ Maurice Dekobra setzte sich gegen die Angriffe, der Film würde antijapanische Tendenzen aufweisen und den japanische Lebensstil verzerrt darstellen, ebenfalls zur Wehr:

Der bekannte französische Schriftsteller Maurice Dekobra, der das Buch für den Film „Yoshiwara“ (Regie: Max Ophüls) geschrieben hat, äussert sich jetzt zu dem gegen das Filmthema erhobenen Protest: „Es ist nicht wahr, dass der Film eine antijapanische Tendenz hat. Die Szenen in gewissen Theehäusern Tokios sind mit äusserster Dezentheit gedreht. Dass Michiko Tanaka die Gattin des Industriellen Meinl ist, hat mit ihrer hohen Künstlerschaft nichts zu tun. Sie ist Japanerin, und das entscheidet! Wenn Sessue Hayakawa aus Liebe zu dem Mädchen zum gewöhnlichen Kuli wird, ist das keine Herabsetzung des japanischen Volkes. Ein grosser Schauspieler muss eine jede Rolle spielen können. Auch Harry Baur, einer unserer grössten Charakterdarsteller, spielt in diesem Film einen untergeordneten Menschen. Ich verwahre mich dagegen, mit Absicht einen

46 Am selben Tag berichteten die Zeitungen über die Abreise von Hara Setsuko, dem Star von *Die Tochter des Samurai*, nach Deutschland, wo sie in den folgenden Monaten als „Botschafterin des japanischen Films“ ein ausgedehntes Besuchsprogramm absolvierte (vgl. *Tōkyō Asahi Shinbun* 13.3.1937:11). In der Presse wurden Hara Setsuko und Tanaka Michiko gerne kontrastierend als Inbegriff der „vorbildlichen“ Japanerin bzw. der „skandalösen“ Femme Fatale gegenübergestellt.

47 Als Bemerkung am Rande: Gleich im Anschluss an den „Aufreger“ rund um *Yoshiwara* berichtet die *Miyako Shinbun* von Plänen zur Schaffung eines „Japanischen Kulturstudienzentrums“ (*Nihon bunka kenkyūjo*) an der Universität Wien. Bis zur tatsächlichen Eröffnung der ersten Wiener Japanologie sollten aber noch zwei weitere Jahre vergehen.

48 Im französischen Original-Vorspann lautet der Titel „KOHANA / inspiré de / YOSHIWARA“. In der japanischen Presse wurde zuerst der Alternativtitel *Gisei* (Opfer), später der Titel *Kohana* kolportiert. Zur Reaktion der französischen Produzenten siehe *Tōkyō Asahi Shinbun* 14.3.1937:11.

49 Ein in der populären Hefreihe *Le Film Complet* erschienenes Foto dieser Szene legt nahe, dass sie gedreht, dann aber doch nicht verwendet wurde (vgl. Asper 1998:353).

Japan verletzenden Film geschrieben zu haben, und betone, dass mein Film „Yoshiwara“ in anständiger, unverlogener Art die Liebesgeschichte zweier Japaner schildert.“ (*Pariser Tageszeitung* 14.5.1937:4)

Auch Hayakawa war scheinbar darum bemüht, die Bedenken auszuräumen:

Sessue Hayakawa, der bekanntlich in diesem Film die Hauptrolle spielt, wurde in der vergangenen Woche von der japanischen Botschaft in Paris von den vorläufigen Maßnahmen des japanischen Innenministers verständigt (Verbot dieses und jeden anderen Films, der von der Herstellungsfirma nach Japan eingeführt werden könnte). Hayakawa erklärte der Pariser Presse, die Behauptung, daß der in Frage stehende Film für das Ansehen Japans beleidigend sei, entspreche nicht den Tatsachen; in einem solchen Falle hätte er nie in dem Film mitgewirkt. Er habe aber festgestellt, daß man in Japan von Paris aus über den Film bewußt falsch unterrichtet worden sei. Daraufhin habe er den gesamten Inhalt des Films telegrafisch der Tokyoer Regierung mitgeteilt.

Es ist, wie man in Paris hört, wahrscheinlich, daß die japanischen Behörden nach Aufklärung des wahren Tatbestandes (wie ihn Hayakawa schildert) sich mit einer Änderung des Filmtitels zufriedengeben und die Angelegenheit als bereinigt ansehen werden. (*Film-Kurier* 88, 16.4.1937, zit. nach Freunde der Deutschen Kinemathek 1993:73)

Die Beteuerungen aus Frankreich scheinen die japanischen Stellen aber keineswegs zufrieden gestellt zu haben, denn die Filmzensurstelle im Innenministerium drohte weiterhin damit, nicht nur den in der japanischen Presse stets als „*bu'nichi eiga*“ (Japan verachtender Film) bezeichneten Film von Ophüls, sondern auch alle anderen Filme der Produzenten in Japan zu verbieten.

Die offiziellen Stellungnahmen, Entgegnungen und Dementis, über die die Presse ausführlich berichtete, verhalfen dem Film jedenfalls zu unverhoffter Publizität, und es war wenig verwunderlich, dass der Film nach seiner Premiere am 13. August 1937 im Cinéma Olympia in Paris ein großer Kassenerfolg wurde. Geholfen mag dabei auch haben, dass China und Japan als Filmkulisse gerade wieder in Mode waren, wie der Artikel „China et Japon au Cinéma“ in der Publikumszeitschrift *Pour Vous* vom 9.9.1937 bescheinigte (vgl. Asper 1998:353), auch wenn der Ausbruch des Zweiten Sino-Japanischen Krieges das Bild trübte, wie der Rezensent der *Pariser Tageszeitung* in seiner Kritik nach der Premiere des Films feststellte:

Der Ferne Osten ist augenblicklich von höchster, wenn auch weniger erfreulicher Aktualität. Sollte das der Grund sein, weshalb man uns jetzt diesen in Japan spielenden Film vorsetzt, so wäre das wenigstens der Beweis für die Voraussicht seiner Produzenten.

Das Drehbuch ist nach einem Werk von Maurice Dekobra geschrieben: eine larmoyante Liebesgeschichte zwischen einem russischen Offizier und einer Geisha. Der Spannung halber sind Spionagemotive in die story verwoben, doch bleibt die Intrige so unklar und die dramatische Verknüpfung so unmotiviert, dass sich auch die Spannung nicht einstellen will. Ueber dem ganzen schwebt als ein Verhängnis das Butterfly-Motiv. Die Autoren wollen sich von ihm freimachen. Man fühlt deutlich ihr Bemühen, aus dem Schema der üblichen europäisch-japanischen Liebesbeziehungen herauskommen. Aber es will nicht recht glücken. Nicht einmal die Darstellung, für die so gute Namen wie die der japanischen Künstler Tanaka und Hayakawa aufgeboten sind, kann die Rettung bringen. Dabei gibt es trotz allem in der Regieführung von Max Ophüls Feinheiten, die sein Talent verraten. Am besten zieht sich noch der Komponist Paul Dessau aus der Affäre: er versteht es, den Puccini-Lockungen auszuweichen und liefert eine brauchbare Musik. (*Pariser Tageszeitung* 20.8.937:4)

Von der Kritik wurde der Film zwiespältig aufgenommen. Wohlwollende Kritiker bezeichneten die Handlung als pittoresk, weniger freundlich gesinnte Kritiker nannten sie schlicht idiotisch (Asper 1998:348). Überhaupt ergibt die Rezeption von *Yoshiwara* ein sehr ambivalentes Bild.⁵⁰ White beispielsweise stellt fest „Yoshiwara (1937) is generally considered to be Ophüls’ worst film (even Ophüls himself agreed)“ (White 1995:9) und bezeichnet den Film als „being rather like a dime-store Mizoguchi“ (White 1995:348). Die Ophüls-Verehrer von *Cahier du Cinéma* meinten, nachdem sie den Film bei einer Retrospektive in der Cinémathèque Française im Jahr 1958 sahen, den „schönsten Jokus (canular) der Filmgeschichte“ gesehen zu haben (Asper u.a. 1991:156). Der spätere Ophüls-Biograph Claude Baylie, der damals mit von der Partie war, scheint später aber jegliches Vergnügen an dem „Streich“ (canular) verloren zu haben, denn in seiner 1984 erschienen Ophüls-Biographie stellt er fest: „Man muss zur Kenntnis nehmen, dass die Vorführung von *Yoshiwara*

50 Selbst Ophüls-Spezialisten widersprechen sich. In der von Helmut G. Asper mitverfassten 1991 bei Hanser erschienenen Ophüls-Biographie heißt es „der Film (...) löste bei seinem Erscheinen geradezu frenetische Kritiken aus“ (Asper u.a. 1991:156), in seiner 1998 erschienen Ophüls-Biographie schreibt Asper hingegen „die geschickt anrührende Melange aus Stars, Exotik und Melodram, Liebe, Gewalt und Sex lockte das Publikum in die Kinos trotz der Verrisse der Kritiker“ (Asper 1998:353).

heute nur noch Hohngelächter hervorrufen“ (zit. nach Asper u.a. 1991:157). In jüngerer Zeit scheint man dem Film wieder mehr Sympathie entgegen zu bringen. Alexander Jacoby beispielsweise hält *Yoshiwara* für „certainly the most underrated [...] of the nine films [Ophüls] directed, mostly in France, during those seven years [of exile]“ (Jacoby 2002:40).

Freuen konnte sich Hermann Millakowsky, der Produzent des Films, über das gute Einspielergebnis in Frankreich. Weniger erfreulich waren für ihn die Nachrichten, die aus Übersee vermeldet wurden.

Der Boykott japanischer Produkte in Amerika dehnt sich immer weiter aus. Schon wehren sich die amerikanischen Kinobesitzer sogar Filme mit der europäischen Japanerin Mitschiko Meinl-Tanaka oder Sessue Hayakawa aufzuführen, weil sie Proteste ihrer Besucher befürchten. Die Animositäten politischer Art gegen alle Angehörigen des faschistischen Volkes im Osten wird also bereits auf Schauspieler ausgedehnt, die seit Jahren in Europa oder Amerika leben. (*Pariser Tageszeitung* 7.1.1938:4)

Wenig Freude hatte man wie gesagt in Japan. Die Kawakitas, die den Film Anfang Juni in Paris vorab sahen, erkannten sofort, dass sie sich mit dem Film nur Ärger einhandeln würden, und nahmen ihn nicht in ihr Verleihprogramm auf – offenbar sehr zum Ärger von Michiko, wie Kashiko in ihrem Tagebuch vermerkte (Kawakita 1942:209). In der japanischen Presse wurde Stimmung gegen Michiko und Hayakawa gemacht, und sie wurden als „*kokuzoku*“ (Landesverräter) diffamiert.

Obwohl vor allem nach Ausbruch des Zweiten Sino-Japanischen Krieges im Juli 1937 und der damit einhergehenden Stärkung nationalistischer Tendenzen an einen Verleih des umstrittenen Films in Japan realistischere nicht mehr zu denken war, versuchte die Filmimportgesellschaft San'eisha im Oktober 1937 dennoch, den Film durch die japanische Zensur zu bekommen. Obwohl sie dafür umfassende Schnitte vermeintlich inkriminierender Stellen in Kauf nahm, wurde der Film von der Zensurbehörde dennoch nicht freigegeben.⁵¹ In Japan gelangte der Film deshalb erst im Frühjahr 1946 zur Aufführung, übrigens als erster französischer Film nach dem Krieg. Der Sohn von Max Ophüls, Marcel Ophüls, der nach dem Krieg zeitweise als amerikanischer Besatzungssoldat in Japan stationiert war, konnte seinem Vater berichten, dass sich der Film in Japan großer Beliebtheit erfreute und dass das japanische Publikum Tränen über die europäische Japoneurie lachte (Asper 1998:353).

⁵¹ In der Filmzeitschrift *Kinema Junpō* (1.12.1937:44) wurde der Film ausführlich vorgestellt, und in mehreren Inseraten kündigte San'eisha einen Kinostart an, dazu ist es jedoch nicht gekommen.

Das Gelächter galt vermutlich weniger der „Japonerie“, als vielmehr der Unverständlichkeit der Handlung. Yamashita Takeshi, der 1946 einer Aufführung im Hibiya eiga gekijō beiwohnte, erinnerte sich später, dass die Handlung des stark gekürzten Films keinerlei Sinn ergeben hätte (Yamashita 2004:19). Scheinbar hatte man sich des seinerzeit auf Eis gelegten Films erinnert und die stark verstümmelte Fassung, mit der San'eisha den Film durch die Zensur bringen wollte, ins Kino gebracht, um der Nachfrage des Publikums nach neuen Filmen nachzukommen. In Österreich scheint der Film vor dem Krieg übrigens ebenfalls nicht gezeigt worden zu sein, obwohl das bis zum Anschluss im März 1938 noch möglich gewesen wäre.⁵²

Nach *Yoshiwara* standen Michiko und Hayakawa in Paris noch bei einem weiteren Film eines Exilanten vor der Kamera. Der aus Wien stammende jüdische Regisseur Richard Oswald war wie Ophüls 1933 aus Deutschland geflohen, zunächst nach Wien, nachdem er dort seine Projekte aber nicht verwirklichen konnte, kam er nach Paris, um den Abenteuerfilm *Tempête sur l'Asie* (Sturm über Asien, 1938) mit dem ebenfalls emigrierten Conrad Veidt und Hayakawa Sesshū in den Hauptrollen zu drehen. Michiko wirkte darin in einer Nebenrolle mit. Der Film hinterließ offenbar keinen bleibenden Eindruck und fiel rasch in Vergessenheit.

Affären, Scheidung von Meinl und Heirat mit Viktor de Kowa

Während der Dreharbeiten zu *Yoshiwara* hatte sich Michiko wie schon erwähnt in ihren Filmpartner Hayakawa verliebt, und die beiden erlebten eine stürmische Affäre, die – zumindest aus Sicht Michikos – jedoch nicht gut ausging. Die Beziehung mit Hayakawa war nicht die erste außereheliche Affäre von Michiko und auch nicht die erste, die von ihrem älteren Ehemann offensichtlich geduldet wurde. Meinl scheint die Seitensprünge seiner Frau toleriert zu haben, denn Michiko zufolge habe er sich stets geweigert, in eine Scheidung einzuwilligen.⁵³ Die meisten ihrer Affären scheinen Strohhalm und nur von kurzer Dauer gewesen zu sein. Eine längere, sich über beinahe zwei Jahre erstreckende Liaison ging sie 1936 mit dem deutschen Schriftsteller Carl Zuckmayer ein, der sich Tsunoda zufolge von seiner Frau scheiden lassen und mit Michiko in die USA emigrieren wollte (Tsunoda 1982:74). Letztlich

52 Zumindest scheint der Titel nicht in *Paimann's Filmlisten* auf, die alle Kinostarts in Wien dokumentieren. Die Erstaufführung in Deutschland fand übrigens erst 1978 bei einer Ophüls-Retrospektive im Münchner Filmuseum statt (vgl. Fritz Bauer Institut o.J.).

53 Tsunoda zufolge soll Meinl eine Scheidung mit der Bedingung verknüpft haben, dass Michiko finanziell und gesellschaftlich abgesichert sein müsse. Mit der ehelichen Untreue (und möglicherweise den sexuellen Bedürfnissen) seiner um 40 Jahre jüngeren Frau scheint er sich abgefunden zu haben (vgl. Tsunoda 1982:63–75).

habe Michiko die Beziehung aber aus Rücksicht auf Zuckmayers Frau abgebrochen (Tsunoda 1982:85). Mit ein Grund für die Beendigung der Beziehung mit Zuckmayer war sicher auch die Begegnung mit Hayakawa, in den sich Michiko Hals über Kopf verliebte.

Als Michiko nach Paris kam, war bereits klar, dass die Ehe mit Julius Meinel gescheitert war. Michiko unternahm scheinbar auch keinerlei Versuche, zumindest den Schein zu wahren und ihre Beziehung mit Hayakawa geheim zu halten, denn nach den Dreharbeiten zu *Yoshiwara* mietete sie eine Wohnung am Quai de Passy, der heutigen Avenue du Président Kennedy, nahe dem Eiffelturm, in die sie mit Hayakawa einzog. Gerüchte machten schnell die Runde und drangen bis nach Japan, wo die Presse über eine bevorstehende Scheidung von Michiko und Meinel spekulierte. Anspielend auf den japanischen Verleihtitel von Michikos Film *Letzte Liebe – Koi wa owarinu* („Eine nicht endende Liebe“) – berichteten die Zeitungen spöttisch, dass ihre „Liebe doch geendet habe“ (vgl. *Miyako Shinbun* 21.4.1937:13)⁵⁴.

Aber auch die Beziehung mit Hayakawa war nicht von Dauer. Die Affäre war stürmisch, kurz und endete mit einer großen Enttäuschung. Während Michiko sich tatsächlich in Hayakawa verliebt zu haben schien, waren Hayakawas Motive weniger eindeutig. Hayakawa war bereits verheiratet⁵⁵ und scheint an einer langfristigen Beziehung mit Michiko weniger interessiert gewesen zu sein, als an den guten Kontakten von Michiko, von denen er sich scheinbar Vorteile für sein geplantes Filmprojekt *Macao* versprach. Die Trennung verlief jedenfalls nicht amikal, und Michiko bezeichnete die Affäre mit Hayakawa später als „einzigen Makel meines Lebens“ (*shōgai ni ichido no oten*) (Tsunoda 1982:64). Michiko bezichtigte Hayakawa, in Paris ihren gesamten Schmuck gestohlen zu haben, um damit sein Filmprojekt zu finanzieren (Tsunoda 1982:100–101). Nach dem Krieg gab es ein unerfreuliches Nachspiel

54 In der japanischen Presse wurde recht ausführlich über die Affäre zwischen Michiko und Hayakawa berichtet (vgl. *Tōkyō Asahi Shinbun* 21.4.1937:11; *Yomiuri Shinbun* 22.4.1937:2 [Abendausgabe]; 1.12.1937:7). Die Presse brachte auch ausführlichere Artikel über Julius Meinel (*Yomiuri Shinbun* 23.4.1937:5 [Abendausgabe]; 16.3.1938:7) sowie Reaktionen von Hayakawas Ehefrau Aoki Tsuru (vgl. *Yomiuri Shinbun* 5.12.1937). Pikant war die Affäre u.a. auch deshalb, weil Hayakawa in einen Fürsorgestreit mit der amerikanischen Schauspielerin Ruth Noble, der Mutter seines außerehelichen Sohnes Yukio, verwickelt war und zwei uneheliche Kinder mit einer japanischen Geisha hatte (vgl. Ōba 2012:149–159).

55 Hayakawa war seit 1914 mit der Schauspielerin Aoki Tsuru (Tsuruko) verheiratet, einer Nichte von Kawakami Otojirō, der um die Jahrhundertwende mit seiner Truppe durch die USA tourte, wo Tsuruko im Alter von 8 Jahren von dem Maler Aoki Hyōsai adoptiert wurde. Sie spielte in mehreren amerikanischen Filmen mit und führte wohl auch Hayakawa in Hollywood ein. Aoki, die lange bevor in Japan Filmschauspielerinnen zum Einsatz kamen in den USA in mehreren Filmen mitwirkte, gilt als erste japanische Filmschauspielerin, obwohl sie nur in ausländischen Produktionen mitwirkte. In dieser Hinsicht war sie eine direkte Vorgängerin von Tanaka Michiko, deren Filmkarriere sich, sieht man von der italienisch-japanischen Co-Produktion *Madame Butterfly* ab, ebenfalls auf ausländische Produktionen beschränkte.

der gescheiterten Beziehung, denn in der Presse warfen sich Hayakawa und Michiko gegenseitig vor, vom jeweils anderen ausgenutzt worden zu sein⁵⁶.

Nach der gescheiterten Beziehung mit Hayakawa zog Michiko von Paris nach Berlin, um sich wieder stärker ihrer musikalischen Karriere zu widmen. Sie nahm weiterführenden Gesangsunterricht bei der international gefeierten Koloratursopranistin Maria Ivogün, mit deren Ehemann und gefragten Liedbegleiter Michael Raucheisen sie 1944 auch ihre bis heute bekannteste Schallplatte – Richard Strauss' *Morgen* – aufnahm.

In Berlin machte sie bei einer Soirée des Komponisten Theo Mackeben die Bekanntschaft mit dem Schauspieler Viktor de Kowa, den sie schließlich heiratete und mit dem sie bis zu de Kowas Tod im Jahr 1973 scheinbar eine glückliche Ehe führte. Am 15. Juli 1941 erfolgte die Scheidung von Meinl, knapp vier Wochen später fand am 16. August die Eheschließung mit de Kowa statt. Die Verbindung wurde von Julius Meinl offensichtlich gutgeheißen, denn er nahm als Trauzeuge an der Hochzeit teil. Tsunoda zufolge hat de Kowa zuvor bei Meinl um die Hand von Michiko angehalten (Tsunoda 1982:112–114). Auf den Umstand, dass de Kowa und Michiko beträchtliche Hürden überwinden mussten, ehe sie heiraten konnten, geht Michikos Biografie hingegen nicht ein.

Seit Verabschiedung des Gesetzes zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre (das sogenannte Blutschutzgesetz), einem der Nürnberger Rassengesetze, im September 1935 waren in Deutschland Eheschließungen zwischen Ariern und Juden verboten. In einer im November 1935 erlassenen Ersten Verordnung zum Blutschutzgesetz wurde das Eheverbot auch auf andere Gruppen ausgeweitet. Der NS-Rassenideologie zufolge sollten grundsätzlich alle die „Reinhaltung des deutschen Blutes“ gefährdenden Ehen unterbleiben. Dazu zählten auch Ehen zwischen (arischen) Deutschen und Japanern.⁵⁷ Kuwaki Tsutomu, der von der japanischen Regierung 1939 als Austauschstudent zu einem Philosophiestudium nach Deutschland entsandt wurde, meint in den Memoiren über seine Studienzeit in Deutschland während des Krieges, dass die Ehe zwischen Viktor de Kowa und Tanaka Michiko aufgrund des

56 Im November 1949 erschien in der Wochenzeitschrift *Sandē Mainichi* der zweite Teil von Hayakawas Reminiszenzen über seine Karriere in den USA und in Europa. Darin behauptet er, dass Michiko es allein seinem Wohlwollen zu verdanken gehabt habe, die Hauptrolle in *Yoshiwara* bekommen zu haben, und dass sie sich ihm quasi an den Hals geworfen hätte (Hayakawa 1949). Michiko ließ daraufhin rechtliche Schritte wegen übler Nachrede prüfen und forderte ihrerseits von Hayakawa 40.000 \$ für den Schmuck, den er ihr in Paris angeblich gestohlen hatte (*Yomiuri Shinbun* 12.6.1950:2). In den japanischen Wochenzeitschriften wurde die skandalumwitterte Affäre der beiden entsprechend sensationell aufbereitet (z.B. ST 1950). Siehe auch Tsunoda 1982:101; Nogami 1986:159–161.

57 Eine detaillierte Analyse der Diskriminierungen, denen Japaner oder Halbjapaner bei Eheschließungen in Deutschland während der NS-Zeit ausgesetzt waren, gibt Shidehara-Furuya 1995.

semi-arischen Status (*jun-āria-jin*)⁵⁸ von Japanern zustande gekommen sei (Kuwaki 1981:65). Viel wahrscheinlicher war jedoch die Sorge der zuständigen Stellen, dass eine Verweigerung des Heiratsansuchens des prominenten Paares für schlechte Schlagzeilen sorgen und die deutsch-japanischen Beziehungen beeinträchtigen könnten.⁵⁹ Möglicherweise haben auch die guten Verbindungen von de Kowa dazu beigetragen, dass dem Heiratsansuchen stattgegeben wurde.⁶⁰

Das Paar ließ sich in Ruhleben im Westen von Berlin nieder, und Michiko verlagerte ihre Tätigkeit zunehmend auf die Unterstützung und Förderung japanischer Landsleute in Deutschland. Vor allem nach dem Krieg sah sie sich als „Kulturbotschafterin Japans“ und erwarb sich Verdienste im deutsch-japanischen Kulturaustausch.⁶¹ Unter anderem engagierte sie sich in der 1952 neu gegründeten Japanisch-Deutschen Gesellschaft Tokio und förderte aktiv musikalische Talente wie die Dirigenten Ozawa Seiji, den sie Herbert von Karajan vorgestellt haben soll, Wakasugi Hiroshi und Ōga Norio, den späteren Präsidenten von



Abb. 6: Victor de Kowa vor einem Porträt seiner Frau, ca. 1965

58 Japaner galten zwar als „Ehrenarier“, fielen aber dennoch unter die Rassengesetze und waren rassistischen Diskriminierungen ausgesetzt (vgl. Shidehara-Furuya 1995).

59 Shidehara-Furuya (1995:62) schreibt (indirekt unter Berufung auf Tsunoda), dass das Ehepaar auch nach der Heirat Diskriminierungen ausgesetzt gewesen sei.

60 In ihrer Michiko-Biografie beschreibt Tsunoda de Kowa als überzeugten Nazi-Gegner, beinahe schon als Widerstandskämpfer (Tsunoda 1982: 92, 130, 154), tatsächlich war de Kowa jedoch NSDAP-Mitglied und wurde von Goebbels in die sogenannte Gottbegnadeten-Liste aufgenommen, was ihn vor dem Kriegseinsatz bewahrte. 1941 führte er Regie bei dem NS-Propagandafilm *Kopf hoch, Johannes!*, der bis heute am Index der Vorbehaltsfilme steht. De Kowa meinte, dass er sich „für die Aufgabe, ein Abbild zu schaffen von dem Leben dieser Generation, dieser zukünftigen Führerschaft Großdeutschlands (...) ehrlich und ohne Vorbehalte begeistern“ könne (Drewniak 1987:588). Es ist schwer nachzuvollziehen, inwieweit de Kowas offenkundige Unterstützung und Sympathie für das NS-Regime seiner tatsächlichen Überzeugung entsprang, oder ob er quasi vorauseilenden Gehorsam an den Tag legte, um möglicherweise seine dem Regime nicht genehme Ehe mit einer Japanerin zu schützen.

61 Zu ihren Bewunderern und Förderern zählte der umstrittene Premierminister Kishi Nobusuke. Kishi war u.a. Vorsitzender des Tanaka Michiko Unterstützungsvereins (*Tanaka Michiko ōenkai*) (Tsunoda 1982:171).

Sony, der in den 1950er Jahren an der Hochschule der Künste Berlin ein Musikstudium absolvierte.

Sie gab weiterhin gelegentlich Konzerte und Liederabende, unternahm 1952 eine Südamerikatournee mit Sidney Jones' *The Geisha* (Tsunoda 1982:165), 1954 eine Gastspielreise nach Japan und wirkte, meist in kleinen Nebenrollen, in einigen Filmen mit, wie neben ihrem Mann in *Skandal in der Botschaft* (1950, Regie: Erik Ode) oder in dem bereits erwähnten *Madame Butterfly*-Film von Carmine Gallone. Ihren Bühnenabschied nahm sie im Dezember 1962 in Japan mit einem Abschiedskonzert in der Hibiya Kōkaidō in Tokio (Tsunoda 1982: 201).

Nach dem Tod von Viktor de Kowa übersiedelte Tanaka Michiko 1974 nach München, wo sie ihren Lebensabend verbrachte. Sie starb dort am 18. Mai 1988 im Alter von 79 Jahren. Ihre letzte Ruhe fand sie am Waldfriedhof Heerstraße in Berlin, wo sie neben ihrem zweiten Mann Viktor de Kowa begraben liegt.

2003 gedachte man auch in ihrer zweiten Heimat Wien, wo sie ihre größten künstlerischen Erfolge feiern konnte, der einstigen Wahlwienerin. Die Julius Meinl am Graben GmbH benannte die hauseigene Teekollektion nach der ehemaligen Ehefrau von Julius Meinl II „Michiko Meinl Tee“.

Literatur

Aoyama Yoshio

o.J. *Tagebuch 1934–1976*. Unveröffentlichtes Tagebuch. Bibliothek des Shinkokuritsu gekijō jōhō sentā, Tōkyō.

1955 „Kawakita-san to watashi“ (Frau Kawakita und ich), Hazumi Tsuneo (Hg.): *Tōwa eiga no ayumi. History of Towa Film 1928–1955*. Tokio: Tōwa eiga, 226–227.

Asper, Helmut G.

1998 *Max Ophüls – Eine Biographie*. Berlin: Bertz.

Asper, Helmut G. u.a.

1991 *Max Ophüls*. München: Carl Hanser (= Hanser Reihe Film; 42).

Domenig, Roland

2005 „Harakiri, geisha, samurai – 1920-nendai no Doitsu eiga ni okeru Nihonzō“ (Harakiri, Geisha und Samurai – Das Bild Japans in den deutschsprachigen Filmen der 1920er Jahre), Yoshida Masahiko und Itoda Sōichirō (Hg.): *1920-nendai no nichijō to asobi no sekai – Tōkyō to Uiin. Meiji Daigaku, Uiin Daigaku daisankai*

- kyōdō shinpojiumu* (Alltag und Freizeit in Tokio and Wien in den 1920er Jahren. Referate des 3. gemeinsamen Symposiums der Meiji Universität und der Universität Wien). Tokio: Meiji Daigaku Bungakubu, 113–124.
- 2007 „Shikakerareta sukyandaru – ‚Kokujoku eiga‘ *Kabe no naka no himegoto ni tsuite*“ (Ein vorprogrammierter Skandal – Über den als „nationale Schande“ diffamierten Film *Geheimnisse hinter Wänden*), Yomota Inuhiko und Hirasawa Gō (Hg.): *Wakamatsu Kōji – Hankenryoku no shōzō* (Wakamatsu Kōji – Porträt eines Establishmentgegners). Tokio: Sakuhinsha, 47–84.
- Drewniak, Boguslaw
1987 *Der deutsche Film 1938–1945. Ein Gesamtüberblick*. Düsseldorf: Droste.
Freunde der Deutschen Kinemathek (Hg.)
- 1993 *Filme aus Japan. Retrospektive des japanischen Films 12. September–12. Dezember 1993*. Berlin: Freunde der Deutschen Kinemathek.
- Fritz Bauer Institut
o.J. „Yoshiwara“, *Cinematographie des Holocaust*. <http://www.cine-holocaust.de/cgi-bin/gdq?dfw00fbw000386.gd> (Zugriff: 3.11.2011).
- Futaba Jūzaburō
1990 *Boku no saitenhyō. Seiyō kinema taikai 1* (Meine Notenliste – Europäische und amerikanische Filme 1). Tokio: Topasu puresu.
- Hansen, Janine
1997 *Arnold Fancks „Die Tochter des Samurai“: Nationalsozialistische Propaganda und japanische Filmpolitik*. Wiesbaden: Harrassowitz (= Iaponia Insula; 6).
- Hayakawa Sesshū
1949 „Hayakawa Sesshū jijoshōden (jō)“ (Hayakawa Sesshū – Eine kurze Autobiografie, Teil 2), *Sandē Mainichi* 27.11.1949, 22–25.
1959 *Musha shūgyō sekai o yuku* (Die Wanderjahre eines Ritters durch die Welt). Tokio: Jitsugyō no Nihon-sha.
- Hayakawa Sessue
1963 *Der Sohn des Samurai – Das Leben des Sessue Hayakawa*. Stuttgart: Henry Goverts Verlag (dt. Übersetzung von *Zen showed me the Way to peace, happiness and tranquility*. Indianapolis: Bobbs-Merrill 1960).
- Hodges, Graham Russell Gao
2004 *Anna May Wong. From Laundryman's Daughter to Hollywood Legend*. New York: Palgrave Macmillan.
- Iwasaki Kureo
1963 *Asu no tame ni kono 12 no kosei ni tsuite kangaeru* (Gedanken zu 12 Persönlichkeiten für die Zukunft). Tokio: Shichiyōsha.
- Jacoby, Alexander
2002 „Yoshiwara: Max Ophuls in the Empire of Passion“, *CineAction* 59 (September), 40–44.

Kimura Ki

1936 „Dekobura Nihon raiyū no nazo o toku“ (Klärung des Rätsels von Dekobras Japanbesuch), *Sunahama sanpō* (Spaziergang am Sandstrand). Tokio: Shinseisha.

Kitani Makoto

1998 „Aoyama Yoshio to Chōchō fujin“ (Aoyama Yoshio und Madame Butterfly), SGBS, 8–19.

Matsunaga Goichi

1990 *Chō wa kaerazu – Purimadonna Kiwa Teiko o otte* (Der Schmetterling kehrt nicht zurück – Auf den Spuren von Primadonna Kiwa Teiko). Tokio: Mainichi shinbunsha.

Miyao Daisuke

2007 *Sessue Hayakawa: Silent Cinema and Transnational Stardom*. Durham: Duke University Press.

Nakamura Akiichi

1941 *Buyō to bunka* (Tanz und Kultur). Tokio: Jinbunkaku.

Nogami Hideyuki

1986 *Hariuddo no ō Hayakawa Sesshū* (Der König von Hollywood Hayakawa Sessue). Tokio: Shakai shisō-sha.

Ōba Toshio

2012 *Hayakawa Sesshū – Bōsō ga unda kokusai haiyū* (Der internationale Schauspieler Hayakawa Sesshū, den Bōsō hervorgebracht hat). Nagareyama [Chiba]: Ron shobō.

Ophüls, Max

1959 *Spiel im Dasein. Eine Rückblende*. Stuttgart: H. Goverts.

Osaka International Festival (Hg.):

1962 *5th Osaka International Festival 1962*. Ōsaka: Osaka International Festival.

Schmidt-Muraki, Masumi

2010 „Der Lieblingssohn der Mutter Mitsuko. Richard Nikolaus Eijiro Coudenhove-Kalergi und Japan“, Europagesellschaft Coudenhove-Kalergi (Hg.): *Richard Coudenhove-Kalergi. Leben und Wirken*. Wien/Graz: Neuer wissenschaftlicher Verlag, 299–308.

Sebestyén, György

1987 *Paul Ábrahám. Aus dem Leben eines Operettenkomponisten*. Wien: Edition S. SGBS (=Shinkokuritsu gekijō butai bijutsu sentā) (Hg.)

1998 *Aoyama Yoshio to Chōchō fujin* (Aoyama Yoshio und Madame Butterfly). Tokio: Nihon geijutsu bunka shinkōkai.

Shidehara-Furuya Harumi

1995 „Nazi Racism Toward the Japanese – Ideology vs. Realpolitik“, *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens (NOAG)* 157–158, 17–75.

Shōchiku kagekidan (Hg.)

1978 *Rebyū to tomo ni hanseiki. Shōchiku kagekidan 50-nen no ayumi* (Ein halbes Jahrhundert mit Revuen. 50 Jahre Shōchiku Revuetruppe). Tokio: Kokusho kankōkai.

ST (= Seishun Taimusu)

1950 „Hayakawa Sesshū to Tanaka Michiko no koi“ (Die Liebe zwischen Hayakawa Sesshu und Tanaka Michiko), *Seishun Taimusu* 3/5 (1950/6), 30–33.

Takasaki Toshio

2011 „Tanaka Michiko to ‚kokujoku eiga‘ Yoshiwara, soshite *Chōchō fujin*“ (Tanaka Michiko und der ‚Schandfilm‘ *Yoshiwara*, sowie *Madame Butterfly*). Takasaki Toshio no eiga attorandamu (Blog des Verlags Seiryū shuppan). <http://www.seiryupub.co.jp/cinema/2011/02/post-17.html> (Zugriff: 16.07.2011).

Tanaka Michiko

1930 „Shupatsu ni saishimashite“ (Betreffend meine Abreise), *Ongaku sekai* 2/2, 13.

1954 *Watashi no ayunda michi – Taiō nijūnen* (Den Weg, den ich ging – 20 Jahre in Europa). Tokio: Hōbunsha. (Reprint 1999 im Verlag Ōzorasha als Band 322 der Biographienreihe „Denki sōsho“).

1955 „Hanseiki“ (Aufzeichnungen eines halben Lebens), Hata Toyokichi: *Engeki suttoraito* (Theater Spotlight). Tokio: Hōbundō, 11–26.

Tsunoda Fusako

1985 *Michiko Tanaka – Otokotachi e no sankā* (Michiko Tanaka – Hymne auf die Männer). Tokio: Shinchōsha.

Uchida Kimio

1936 „Koi wa owarinu/Letzte Liebe“, *Kinema junpō* 565 (1.2.), 80.

Wikipedia

2011 „Terukunimaru“, <http://ja.wikipedia.org/wiki/照国丸> (Zugriff: 8.10.2011).

Yamamoto Kikuo

1983 *Nihon eiga ni okeru gaikoku eiga no eikyō. Hikaku eiga-shi kenkyū* (Der Einfluss ausländischer Filme auf das japanische Filmschaffen. Vergleichende Studie zur Filmgeschichte). Tokio: Waseda daigaku shuppanbu.

Yamashita Takeshi

2004 „Konna yakusha ga ita dai-8-kai: Kokusai joyū daiichigō Tanaka Michiko“ (Erinnerungen an Schauspielerinnen Teil 8: Die erste internationale Schauspielerin Japans Tanaka Michiko), *Eiga ronsō* 9, 19–29.

Wolfram MANZENREITER

Heldenmythen und Geistergeschichten: Die frühen Jahre des Judo in Österreich zwischen Varieté und Turnhalle

Einleitung

Die ersten Kontakte mit Japan finden für Tausende von ÖsterreicherInnen auf den Tatami oder Turnmatten ihres örtlichen Kampfsportvereins statt. In Kampfsportarten wie Judo erfahren sie am eigenen Körper das Eintauchen in eine neue und faszinierende Kultur. Im Judo erlernen sie nicht nur elementare Begriffe und Ausdrücke der japanischen Sprache. Japanische Traditionen begegnen ihnen in den Techniken und Philosophien des Sports, japanische Alltagsregeln und Konventionen in seinen Ritualen. Für viele ÖsterreicherInnen verliert diese Form der Auseinandersetzung mit „Japan“ nichts von ihrer anfänglichen Faszination und begleitet sie über weite Strecken ihres Lebens. Was vielen zu Beginn ihres Trainings nicht bewusst ist, sind die vielfältigen und starken Einflüsse, die westliche Vorstellungen von Sport, Erziehung und Nationalstaatlichkeit auf die Entwicklung und Ausprägung des vermeintlich uralten waffenlosen Kampfsports aus Japan gehabt haben. Mit anderen Worten, der Judo-Sport ist ein Kind der Moderne. Seine Formalisierung beginnt zeitgleich mit den frühen Jahren der japanischen Modernisierungsgeschichte; seine Weiterentwicklung als dominante Stilrichtung des waffenlosen Kampfs in Japan und allmählich auch im Ausland ist in einer Reflexivität, die auf seine Rahmenbedingungen eingeht wie diese auch für ihre Zielsetzungen antizipiert, durch und durch moderner Natur.

Anders als die vormodernen waffenlosen Kampfstile, aus deren Fundus Kanō Jigorō 1882 seinen eigenen Stil des Kōdōkan Jūdō begründete, ist das Bewegungssystem nicht allein dem Ziel verpflichtet, in Nahkampfsituationen zu bestehen, ja zu überleben, wenn dem Kämpfenden keine effektiveren Waffen mehr zur Verfügung stehen (Edgren 1905; Manzenreiter 2005). Zu sagen, Judo wäre Selbstzweck, greift aber auch zu kurz. Tatsächlich fusionierte Kanō diverse Wurf-, Klammer- und Hiebtechniken unterschiedlicher

Stilrichtungen des japanischen Ringens¹, die er seit 1877 studiert hatte, und kombinierte sie mit den neuesten physiologischen, sportmedizinischen und pädagogischen Erkenntnissen. Das Resultat der Amalgamierung ist weniger ein Hybrid als ein ganzheitliches Erziehungskonzept in der Tradition anglo-amerikanischer Erziehungsphilosophen. In der Praxis des Judo sollten Körper, Geist und Sittlichkeit der Aktiven gleichermaßen geformt werden. Auch der zugrunde liegende Anspruch, durch Erziehung den Menschen in seinem Verhalten so zu leiten, dass es zu seinem Nutzen ist, und zwar als Individuum wie als Teil der Nation, ist mit Effizienz- und Nationalismusbezügen durch und durch modern. Die zentralen Leitideen der Judo-Pädagogik, Effizienz und Ko-Prosperität (*seiryoku zenyō*, „maximale Effizienz der Energie“ und *jita kyōei*, „Gedeihen in Gegenseitigkeit“) gehen ebenfalls auf ein Amalgam traditioneller Lehren des Konfuzianismus und moderner Ideen des Utilitarismus zurück. Das moderne Judo sieht sich auch heute noch dieser Erziehungsphilosophie gegenüber zutiefst verpflichtet – zumindest in der Theorie.

Als moderner Pädagoge – Kanō unterrichtete unter anderem an der Gakushūin, der Fünften Oberschule in Kumamoto und der Höheren Schule für die Lehrerausbildung in Tokio – setzte Kanō auf die Macht und Dauerhaftigkeit des geschriebenen Worts: Ein umfangreicher Korpus an Essays und Lehrschriften, autobiografischen Berichten und anderen Texten ist in seinen gesammelten Werken posthum zusammengefasst worden. Allerdings beschränkte sich sein schriftstellerisches Wirken auf Japanisch – auch wenn Kanō, der als erster Nicht-Europäer in den exklusiven Zirkel des Internationalen Olympischen Komitees eingeladen wurde, durchaus über diverse Fremdsprachenkenntnisse verfügte. An seiner Stelle sorgten ausländische Schüler seiner Kunst für die Verbreitung des theoretischen Wissens in Europa und Nordamerika – und gleichzeitig für Verwirrung. Das wohl früheste systematische Werk zum Judo in einer anderen Sprache als Japanisch, verfasst von Irvin Hancock und Higashi Katsukuma, erschien 1905 in New York unter dem etwas sperrigen, aber durchaus informativen Titel *The Complete Kano Jiu-Jitsu – Jiudo. The Official Jiu-Jitsu of the Japanese Government with Additions by Hoshino and Tsutsumi and Chapters on the Serious and Fatal Blows and on Kuatsu, The Japanese Science of the Restoration of Life*.

Auch in der deutschen Übersetzung, das *Kano Jiu Jitsu*, mit einem Vorwort von Erich Baelz, der im späten 19. Jahrhundert als Medizinprofessor an der kaiserlichen Universität Tokio tätig war, findet sich der begriffliche Anachronismus wieder, in dem Kanōs moderne Wortschöpfung *jūdō* mit dem

1 Unter anderem sind verbrieft sein Unterricht im Stil der Tenshin Shinyō-ryū bei Fukuda Hachinosuke und Iso Masatomo sowie die Unterweisung im Stil der Kito-ryū bei Ikubo Tsunetoshi, von der er auch im Oktober 1883 die Lehrerlaubnis erhielt (vgl. Niehaus 2003:92).

traditionellen Genrebegriff *jūjutsu* verwechselt, vermischt und kombiniert wurde. Ein weiteres Werk der Frühzeit von Hancock wurde im Deutschen ca. 1905 unter dem Titel *Dschiu-dschitsu: Die Quelle japanischer Kraft* veröffentlicht. Mit solchen Hybridisierungen und Mystifizierungen sorgte eine im Laufe der Zeit beachtliches Ausmaß angenommene Vielzahl von Büchlein und Pamphleten, die von geschäftstüchtigen wie auch sportpädagogisch inspirierten Athleten auf Deutsch, Englisch oder Französisch verfasst wurden, für die Verbreitung und Reproduktion des Halbwissens über das Wesen der „geschmeidigen Kunstfertigkeiten“ in ganz Europa.

Niehaus zitiert den Schriftsteller Max Dauthendey, der 1906 aus Kioto an seine Frau schrieb: „Heute soll ich Jiu-Jitsu sehen, das sind die berühmten geheimnisvollen Ringkämpfer, die mit einem Finger einen Mann töten“ (Niehaus 2003:83). Konsterniert angesichts der mystischen Glorifizierung schrieb Basil Hall Chamberlain 1912, dass eine ungewöhnliche Menge an Unsinn im Ausland über Jūjutsu und seine Wirkungen auf die Gesundheit verbreitet worden ist. „Ein phantasievoller amerikanischer Autor geht so weit zu erklären, dass es dank diesen zweckmäßigen physischen Übungen weder Rheumatismus noch Phthisis in diesem gesegneten Land gäbe, nicht einmal Dyspepsie. Nun trifft es sich gerade, dass Rheumatismus und Phthisis zu den grausamsten japanischen Übeln zählen“ (Niehaus 2003:83). Heutzutage zählen die terminologischen Unterschiede zwischen *jūjutsu* und *jūdō*, die Entstehungsgeschichte des Judo-Sports und seine erzieherischen Komponenten zum Allgemeinwissen – zumindest unter JapanerInnen, JapanologInnen, Japanophilen und KampfsportlerInnen. Rudimentäre Grundkenntnisse über die Geschichte des Sports, japanische Kultur und sogar Sprache werden bei den fortgeschrittenen Rang- und Gürtelprüfungen des Judo oder der westlichen Jujitsu-Sportverbände von den KandidatInnen verlangt und neben den entsprechenden Kampftechniken auch abgeprüft. Vor gut einem Jahrhundert, als die Diffusion der japanischen Kampfkünste nach Europa begann, sah dies allerdings ganz anders aus.

Ich werde in den folgenden Ausführungen versuchen, die Geschichte des Judo im Österreich der Zwischenkriegszeit nachzuzeichnen. Im strengen Sinne ist dies unmöglich. Judo als Sport und vor allem als Breitensport existierte in den Jahren zwischen 1918 und 1938 nicht, weder in Österreich noch in dem wesentlich größeren benachbarten Deutschland. Als Randsportart dagegen ließ sie hier und da schon von sich hören, doch häufig in dem gleichen Umfeld, auf das sich die Historiographie des Jujitsu ebenfalls beruft. Die unter diesem Namen vor allem im deutschsprachigen Raum frühzeitig popularisierte Variante des fernöstlichen Kampfsports lässt sich kaum noch auf einen distinktiven Ursprung zurückverfolgen; vielmehr wurden die Techniken und

Übungen nach und nach aus unterschiedlichen Stilrichtungen übernommen, modifiziert und schließlich mit eigenen Regeln kodifiziert; dennoch existiert ein starkes „historisches“ Gedächtnis, dass die Wurzeln des westlichen Jiu-jitsu ebenfalls im edozeitlichen Japan verortet. Eine distinktive Identität von Judo und Jiu-jitsu konnte sich erst mit der Institutionalisierung eigenständiger Verbände herausbilden. Judo-Fachverbände wurden in beiden Ländern erst nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gegründet. Eine Geschichte des Judo zu schreiben heißt also auch, in die Welt des Jiu-jitsu, und damit verbunden in die Welt des Kraftsports, der Schwerathletik, der starken Männer und der Varieté-künstler hineinzuschauen. Meine Ausführungen basieren im Wesentlichen auf den gleichen Quellen, die ich für ein gemeinsam mit Sabine Frühstück durchgeführtes Teilprojekt zu *Globalizing Japan* vor mehr als zehn Jahren herangezogen habe (Frühstück und Manzenreiter 2001). Zusätzlich habe ich für den Untersuchungszeitraum der Zwischenkriegszeit die digitalen Archive der Nationalbibliothek (Austrian Newspaper Online, ANNO) nach Berichten zum Judo durchsucht. Neben den Tageszeitungen wie *Neue Freie Presse*, *Das Kleine Blatt*, *Reichspost*, *Wiener Zeitung*, *Österreichische Arbeiterzeitung* und anderen haben mir die Wochenzeitschrift *Illustriertes Österreichisches Sportblatt* und das *Wiener Sport-Tagblatt*, eine mehrseitige Beilage zur Tageszeitung *Wiener Tagblatt*, das genau in diesen zwanzig Jahren erschienen ist, einsichtsvolle Informationen geliefert zu der institutionellen Verbindung des Kampfsports mit der Schwerathletik und dem Boxen; ansonsten finden sich kaum Hinweise auf die japanischen Kampfkünste in Wien, selbst wenn die österreichische Sportpresse in diesen Jahren bereits ein sehr breites Feld abgedeckt hat. Daher ist die folgende Geschichte nur ein strukturelles Provisorium, das quer zu der endogenen Mythenbildung, die im asiatischen Kampfsport so häufig zu finden ist (vgl. Chan 2000), verläuft. Wie ich zeigen werde, verläuft kulturelle Diffusion über Netzwerke, die sozialer, kultureller oder ökonomischer Art sind. Personen, Artefakte und Tauschwerte sind die Träger, über die kulturelle Praktiken und Objekte aus ihrem ursprünglichen Terrain in neue Kontexte transferiert werden. Diese Prozesse des Exportierens, Implantierens und Institutionalisierens verlaufen nicht ohne Informationsverlust und Adaptionen. Im Fall des Proto-Judo haben wir es mit den Netzwerken von Showsport, Arbeiterkultur und Sicherheitsprofessionen zu tun, die konkrete Nutzungs- und Profiterwartungen an die japanischen Kampfkünste stellten. In meinen Schlussbemerkungen werde ich auf den Prozess der kulturellen Diffusion eingehen, der sich exemplarisch an diesem Kapitel der Globalisierungsgeschichte des olympischen Sports nachzeichnen lässt.

Die Kampfkunst auf den Brettern des Varieté

Erste Kontakte mit der japanischen Kampfkunst ergaben sich dort, wo die Netzwerke des grenzüberschreitenden Austauschs am dichtesten geknüpft sind: in den kosmopolitischen Zirkeln der Metropolen. Zwar gibt es keine verbrieften Informationen über Ort und Zeit der ersten Vorführungen, doch dürfte wie im Fall des modernen Sports, der Mitte des 19. Jahrhunderts in der Hauptstadt Wien durch vor Ort ansässige Mitglieder der englischen Handelshäuser und diplomatischen Vertretung popularisiert wurde, der Hauptstadtbonus ausschlaggebend gewesen sein. Zur Jahrhundertwende kam es überall in Europa zu Vorführungen japanischer Athleten im Zirkus oder Varieté-Theater, die physisch weitaus überlegen erscheinende Gegner mühelos besiegten und Herausforderungen aus dem Publikum annahmen. Oft waren die Zuschauer überzeugt, dass dies nicht mit rechten Mitteln zugegangen wäre, gar dass „die vorgezeigte Sache verabredet und der Verlierende vorher bestimmt sei“ (Diwischek o.J.:15). Wer sich selber auf das Erlebnis einließ, wurde rasch eines Besseren belehrt. Doch war dies die kleinste Zahl, die Mühen und Gefahren des Trainings nicht scheuten, um die Kunst zu erlernen. Ein größerer Teil erhoffte sich, Techniken rasch zu erwerben, mit denen Unkundige zu überraschen wären, und der größte Teil war lediglich von Neugier getrieben, die geheime Kunst mit eigenen Augen in Aktion zu sehen (Nimführ 1956: 11). In London stand seit 1899 der erst 18jährige Tani Yukio auf Bühnen und in Musikhallen und bot jedermann 25 Pfund an, der ihm länger als fünfzehn Minuten standhielt. Im Dezember 1904 erschien in der Sportzeitschrift *Sporting Life* eine für Ringer und Boxer zu der Zeit typische öffentliche Herausforderung:

Paragon Theatre of Varieties: Special Engagement of Apollo's Wonderful Japanese Wrestler Yukio Tani – £100 to any man who can defeat him. Notwithstanding the physical disadvantages against heavier men (for Tani weighs 9 stone only), Apollo will pay any living man twenty guineas who Tani fails to defeat in fifteen minutes: Professional champion wrestlers specially invited. To induce amateurs to try their skill, Apollo will present a magnificent silver cup, value 40 guineas (supplied by Mappin Brothers) to the one who Tani fails to defeat. The amateur making the best show will receive a valuable gold medal. All entries must be received each evening before the contests. (Noble 2000)

Diesen Tingeltangel-Auftritten, die Tani in ganz England und Schottland durchführte, verdankte der spätere Meisterinstrukteur des berühmten Londoner Budokwai (gegründet 1918) seinen Spitznamen „The Pocket Herkules“.

Im Pariser Hippodrom gewann Tani im November 1905 auch einen „Weltmeisterschaftskampf“ gegen den Herausforderer Higashi Katsukuma, der soeben aus den USA angereist war. Higashi, dessen Mitarbeit bei Hancocks Veröffentlichung zum *Complete Kano Jiu-jitsu* den Judo-Gründer genügend erbost hatte, dass er sich von Higashi distanzierte, trat in Amerika und Europa in diversen Varietébühnen auf (Edgren 1905; Noble 2000); u. a. hatte er auch Engagements am Apollo-Theater und Zirkus Schumann in Berlin. Das *Berliner Tageblatt* berichtete im Februar 1906 von seinem Kampf gegen den amerikanischen Boxer Fixsimmons:

Der Sieg des Jiu-Jitsu - Zirkus Schumann hatte gestern einen großen Tag. Higashi, der Vertreter der japanischen Ringkunst des Jiu-Jitsu, hatte sich endlich dem amerikanischen Boxer R. Fitzsimmons zu einem Match gestellt. Das Haus war proppenvoll, aber die Masse kam nicht recht auf ihre Kosten, denn der Kampf zwischen dem Japaner und dem Amerikaner war kurz. Nach vier Minuten musste sich Fitzsimmons wegen Erschöpfung für besiegt erklären. Sein Gegner hatte ihn an der Gurgel gepackt. Der ganze Kampf machte einen nicht gerade erbaulichen Eindruck. Wir fügen dem noch hinzu, dass Fitzsimmons seit einiger Zeit an den Folgen einer ziemlich heftigen Erkältung litt und während der letzten Tage nicht in Form war. Das Publikum murrte über die überraschende Kürze des Kampfes recht vernehmlich. (Berliner Tagblatt 8.2.1906, S.6)

Auch in Österreich verblüfften namentlich unbekannte Japaner im Orpheum (im 9. Wiener Gemeindebezirk, Wasagasse 33) das Publikum mit ihren Künsten. Die frühen europäischen Kampfsportler, wie etwa der Berliner Pionier des Jiu-jitsu, Erich Rahn, standen ebenfalls in einem Naheverhältnis zu der Welt des Showsports. Zum einen lernte Rahn durch die Aufführungen im Zirkus Schumann wahrscheinlich erst das Jiu-Jitsu kennen; zum anderen trat der als „Meister der 1000 Jiu-Jitsu Griffe“ angekündigte Rahn selber (u. a. in den Hungerjahren nach dem Ersten Weltkrieg) im Zirkus und in Theatern vieler Großstädte auf. Im Zirkus Krone bezwang er den australischen Meister im Jiu-Jitsu und den deutschen Boxmeister von 1919, Dick Armstrong (Rahn 1932). Edmund Gabriel, der ab den dreißiger Jahren aktiv an der Entwicklung des Judo in Österreich beteiligt war, hatte mit seinem Bruder Kurt zusammen Auftritte im Zirkus Renz abgelegt; Josef Ebershuber, der während des Anschlusses zweimal die deutsche Judomeisterschaft gewonnen hatte, trat nach dem Zweiten Weltkrieg im Zirkus Rebernigg gegen Freistilringer an, die häufig doppelt so schwer waren wie er (Gerstl 1994).

Wahrscheinlich waren die im Jiu-Jitsu häufiger vorzufindenden Bodentechniken und spektakuläre Schlagangriffe verantwortlich dafür, dass die zum Teil auch im Kōdōkan-Stil geschulten japanischen Kämpfer im Varieté sich eher der Kampftechniken des *jūjutsu* bedienten. Kraft- und Kampfdarbietungen gehörten schon lange zum Standardrepertoire der fahrenden Unterhaltungskünste. Im Europa des ausgehenden 19. Jahrhunderts hatten sich zum Starken August auch klassisch geschulte Boxer und Ringer im griechisch-römischen Stil gesellt, die aus Schaukämpfen und öffentlichen Herausforderungen ihr Einkommen bezogen. Als Professionelle waren sie in der herrschenden Ansicht der Zeit eher Unterhaltungskünstler als Sportsmänner. Die Amateurklausel, die den Sportlern verbot, ein geldwertes Einkommen aus dem Sport zu beziehen, war ursprünglich dem kulturellen Milieu der englischen Oberschicht entsprungen. Ein Bekenntnis zum Gentleman-Ideal sollte den Sport rein halten, Korruption, Kommerz und unlauteren Wettbewerb ausschließen wie auch die Mitglieder des proletarischen Milieus. Durch die Olympische Bewegung war diese Selbstbeschränkung als normatives Ideal allen Sportarten übergestülpt worden – wer dagegen verstieß, konnte weder an internationalen Bewerben noch an regionalen Meisterschaften, die von den im Olympischen Comité vertretenen Sportverbänden administriert wurden, teilnehmen.

Die schleichende Professionalisierung des Sports war Dauerthema in der Sportpresse der Zwischenkriegszeit. Im Prinzip war dies eine natürliche Reaktion auf die große Nachfrage nach Sportveranstaltungen: In Wien kamen etliche Zehntausende zu den wöchentlichen Fußballspielen; auch im Boxkampf, Ringen oder bei anderen Schwerathletikveranstaltungen wurden vierstellige Zuschauerzahlen erreicht. Ehrgeizige Klubbesitzer und Vereinsmanager konkurrierten immer offener um die besten Talente; die Sportler sahen ihrerseits, dass ohne eine ökonomische Absicherung Talent und Form nur begrenzt heranreifen konnten. Es ging noch nicht um astronomische Summen, aber selbst die Einladung zu einem Nachtmahl verstoß im Prinzip schon gegen die Amateurklausel. Dennoch waren vor allem im Fußball Sach- und Geldprämien so verbreitet, dass hochbegabte Spieler häufig von ihren Mannschaften abgeworben wurden, auch über Landesgrenzen hinweg, wenn das Angebot eben stimmte. Während der deutsche Fußballverband dem Problem tatenlos zusah, ging der österreichische schließlich als erster europäischer Verband nach der englischen Football Association einen Schritt nach vorne und führte die Professionalisierung ein. Im Kraftsport hatte es dagegen immer schon die Option gegeben, aus dem Wettkampfsport in das Unterhaltungsgeschäft zu wechseln. Professionelle Kämpfe waren keine offiziellen Meisterschaften, aber bei solchen Kämpfen standen sich die Besten der Boxwelt gegenüber. Die Sportpres-

se berichtete in der Schwerathletiksektion gesondert über die Professionellen; sie diente auch als Ankündigungsforum für die Stadt Wien besuchende Athleten und deren Herausforderung an Lokalgrößen sowie „jeden, der es wagt sich mit ihm zu messen“. Das sogenannte „Kaperwesen“ war aber auch im Amateurbereich der Schwerathletik nicht unbekannt; schließlich ging es auch hier um Prestigegewinn bei Städtetourneen, Mannschaftsturnieren und Meisterschaften. Zeitungsartikel berichteten wiederholt über Verdachtsmomente der unlauteren Absprache und Verwarnungen und beklagten die Unsitte, starke Ringer oder Stemmer von der „Germania“ oder dem Kraftsportverein für die „Eiche“ oder den Wiener Athletiksportclub (WAC) abzuwerben.

Die Beschränkung, Sport ohne Kommerz und Profiterwartungen ausführen zu müssen, betraf auch die Trainer, die entweder ehrenamtlich tätig sein mussten oder aber als professionelle nicht mehr am Wettbewerb teilnehmen konnten. Dies erfuhren auch viele der frühen österreichischen Kampfkünstler. Der erste Vertreter der asiatischen Kampfkunst in Österreich war Hans Köck, ein zur Jahrhundertwende populärer Ringer in Wien. Laut der Homepage des Österreichischen Jiu Jitsu Bundes (www.öjbb.or.at) hatte er die neue Sportart im Auftrag des WAC, für den er als Trainer tätig war, bei einem Aufenthalt in London studiert. Von seinem Englandsaufenthalt brachte Köck ein Trainingsmanual mit zurück, das 1906 unter dem Titel *Yu-Yitsu! Die unfehlbare Kunst der Selbstverteidigung der Japaner* in Wien erschien. Der Buchdeckel versprach, dass es sich um „die einzige bisher in deutscher Sprache erschienene authentische Unterrichtsanleitung nach geheim gehaltenen Originalinstruktionen des preisgekrönten japanischen Yu-Yitsu Champions Uyenishi“ handelte. Wahrscheinlich handelt es sich bei dem Büchlein also um eine Übersetzung des Lehrbuchs *The textbook of Ju-jitsu as practised in Japan* von Uenishi Sadakazu, der 1900 am Londoner Golden Square die erste *jūjutsu*-Schule Europas eröffnet hatte. Auf diese Verbindungen verwies auf dem Buchdeckel, denen zufolge Köck der einzige vom Englisch-Japanischen Institut diplomierte Yu-Yitsu-Lehrer Österreichs war und das Traktat von G.H. Weeldon herausgegeben war, einem autorisierten Instrukteur der Londoner Kriminal- und Sicherheitspolizei. Zurückgekehrt nach Wien, begann Köck mit dem Unterricht des *jūjutsu* beim WAC. Einer seiner Schüler war der ebenfalls bekannte Ringer Henry Baur, der 1906 bei den Olympischen Zwischenspielen in Athen die Silbermedaille im griechisch-römischen Stil gewonnen hatte; ob dieser Baur identisch ist mit Karl Bauer, der nach dem Tod von Köck 1912 die Sektion Schwerathletik im WAC übernahm, wird in der DAN-Prüfungsordnung vom Österreichischen Judo-Verband behauptet, ist aber nicht weiter gesichert; 1912 gründete jedenfalls besagter Karl Bauer die Sektion Jiu-jitsu im WAC-Heim in Wien, Innere Stadt, Hegelgasse und führte das Jiu-jitsu dort bis 1926 weiter (ÖJB 2008).

Jūdō und das öffentliche Sicherheitsbedürfnis

Der praktische Nutzen der japanischen Kampfkünste beschränkte sich nicht auf das Varieté allein. In Japan waren die traditionellen Techniken des waffenlosen Kampfes zum Grundbestandteil der Ausbildung der modernen Polizeikräfte geworden. In Europa stießen diese Techniken ebenfalls unter ihren Standeskollegen auf großes Interesse, wie das deutschsprachige Kampfsportforum Yudansha.de in seinen Zeitleisten vermerkt. In England wurden bereits zur Jahrhundertwende Beamte in Polizeisportklubs in der Kunst der waffenlosen Verteidigung ausgebildet. In Deutschland wurde Jiujitsu 1910 erstmals zum Ausbildungsbestandteil für die ersten Einheiten von deutscher Polizei (Berliner Kriminalpolizei) und Militär. Nicht unerheblich dafür dürfte die Begeisterung vom späteren Kaiser Wilhelm II. gewesen sein, der 1906 oder 1907 bei der Kieler Woche einer Demonstration japanischer Kadetten zugehört hatte und daraufhin der Militäranstalt in Berlin den Auftrag gab, einen japanischen Kampflehrer zu engagieren. Unter anderem unterrichteten dort in den folgenden Jahren der Musikhallenringer Tani Yukio und der Sportschulenbesitzer Uenishi Sadakazu, der Varieté-Ringer Higashi Katsukuma und der Kōdōkan-Judoka Ono Agitarō. Ab 1913 lehrte auch der Berliner Erich Rahn, der gegen 1906 in Berlin die erste „Sportschule für Jiujitsu“ eröffnet hatte, der preußischen Polizei die Kunst des waffenlosen Kampfes. Rahn, der 1921 die Hauptrolle in Arnold Fancks Dokumentarfilm *Jiujitsu – Die unsichtbare Waffe* gespielt hatte, erhielt in den zwanziger Jahren Lehraufträge für Jiujitsu an der Deutschen Hochschule für Leibeserziehung in Leipzig.

Man darf davon ausgehen, dass die professionellen Netzwerke zwischen den Angehörigen der Polizeiberufe verantwortlich dafür sind, dass es zu uniformen Entwicklungen in vielen europäischen Ländern während der Zwischenkriegsjahre kam. Als Köck 1905 aus London zurückkehrte, demonstrierte er die neue Kunst auch bei der Wiener Polizei. Ein Schüler seines Nachfolgers Baur lehrte in den zwanziger Jahren bei der Wiener Sicherheitswache Jiu-Jitsu; unter der Leitung von Polizei-Revierinspektor Josef Diwischek kam es 1924 zur Gründung einer Jiujitsu-Sektion in der Polizeisportvereinigung im 1. Wiener Gemeindebezirk auf der Postgasse 7. Ab 1925 wurde Jiu-Jitsu in den Ausbildungsplan der Polizei übernommen: das Training fand in der Marokkanerkaserne im Bezirk Landstraße statt (Horak 2007). Von Diwischek, der auch an der Wiener Universitätsturnanstalt unterrichtete, stammen zudem diverse Schriften, in denen er Jiu-Jitsu und Judo der Öffentlichkeit vorstellte: Er pries das Jiu-Jitsu als „ausgezeichnete Waffe, welche man immer bei sich haben kann“ (Diwischek 1939:7). Etwas in Unkenntnis der unzähligen Schulen, die das japanische *jūjutsu* hervorgebracht hat, beschränkt er die Anzahl der Sys-

teme auf sechs, „von welchen das ... Kano-Jiu-Jitsu ... als das modernste und beste bezeichnet wird“ (Diwischek 1939:7). Judo bezeichnet er als den sportlichen Wettkampf, der auch zur Körperertüchtigung bestens geeignet sei: „den regelrechten Ringkampf ... nennt man nicht mehr Jiu-Jitsu, sondern Judo, was so viel wie weise, große oder hohe Lehre heißt. Auch dieser Name stammt von Professor Djigoro-Kano (sic). Er wollte damit sagen, dass derjenige Jiu-Jitsuschüler, welcher diesen Ringkampf beherrscht, die höhere Jiu-Jitsuerschule absolviert hat“ (Diwischek 1939:9). Die Unsinnigkeiten sind wohl Hinweis genug darauf, dass Diwischek und sein Verleger weder die Originalschriften Kanōs studiert noch offene Fragen im Gespräch mit Kanō geklärt hatten, als dieser Anfang der 1930er Jahre mehrere Male zu Gast in Wien gewesen war.

Diwischeks bekanntester Schüler war Franz Rautek, der selber Polizeikräfte und Justizwachen unterrichtete, aber auch Kurse an der Universität und an Volkshochschulen durchführte. Seine erste Schule eröffnete Rautek 1932 im 4. Bezirk, Margaretenstr. 38, und in weiterer Folge im 1. Bezirk, Heinrichsgasse 2, im 7. Bezirk, Stiftgasse 5, im 4. Bezirk, Lehergasse 1, und von 1934 bis 1968 in der Semperithalle im 1. Bezirk, Bankgasse 1. Einem größeren Publikum ist Rautek freilich aufgrund seines Engagements auf dem Sektor „Helfen und Bergen“ bekannt. Seine größte und bekannteste Entwicklung ist der „Rautekgriff“, der weltweit bei Rettung und Sanitätern angewendet wird, aber es gibt auch zahlreiche andere Erfindungen wie den Rautekball, den „Rehamat“ (Gerät zur Rehabilitierung) und den Rautek-Tragegurt, zu dessen Entwicklung sein aus dem Jiu-Jitsu gewonnenes Verständnis der Physiologie sicherlich beigetragen hat (Horak 2007).

Judo oder Jiu-Jitsu? Selbstverteidigung im Arbeitersport und bürgerlichen Sport

Die Ähnlichkeit mit dem Ringen und Kraftsport machte den neuen Sport auch für Angehörige der Arbeiterklasse interessant, die prinzipiell der Zurschaustellung von körperlicher Kraft und Wehrhaftigkeit aufgeschlossener gegenüber stand als das vergeistigte Bürgertum. Eine zentrale Figur in der Propagierung des Jiu-Jitsu als Arbeitersport in Wien war Heinz Kowalksi. Gemeinsam mit seinem Schwager Franz Sager, der sich mit Künstlernamen „Europäischer Meister Willy Curly“ nannte, gründete er 1919 im Gemeindebezirk Wieden auf der Brucknerstraße 4 die „Erste Jiu Jitsu Schule Österreichs“. Kowalksi eröffnete nach der Trennung von seinem Partner 1924 im Brünllbad, Borschkegasse 4, seinen „Jiu-Club“ (Gerstl 1994:41), der nach dem Verein von Karl Bauer der zweite Jiu Jitsu Club Wiens und Österreichs war; 1934-38 fand man seinen Club im Alsergrund im Wasagymnasium, nicht weit entfernt von

den Varietébühne, auf der drei Jahrzehnte zuvor japanische Ringer ihre Künste dem staunenden Publikum offenbart hatten. Kurz vor ihrer Einstellung im Jahr 1928 widmete das *Illustrierte Sportblatt* über fünf Wochen lang eine Fotostrecke dem mittlerweile ins Brünnlbad auf der Borschkegasse 4 (Wien IX) umgezogenen Jiu-Jitsuklub von Kowalski. In den kurzen Textelementen wird deutlich, wie weit das österreichische jiu-Jitsu vom japanischen Judo entfernt war. Zwar bemühte sich das *Illustrierte Sportblatt* mit einer Einführung zum „Nationalsport Japans, Jiu-Jitsu, dessen praktischer Wert bereits in der ganzen Welt anerkannt wird“, für Klarheit unter seiner Leserschaft zu sorgen:

Jiu-Jitsu ist nicht, wie viele erklären, die es noch nie gesehen haben und deshalb glauben, die großen Sachverständigen spielen zu müssen. eine wüste Prügelei und Roheit [sic], sondern ein wunderbar durchdachtes System von gymnastischen Übungen und Hebelgriffen. (Illustriertes Sportblatt, 29.10.1927, S.14)

Aber in den vorgestellten Grifftechniken, der Kleidung der Ringer und den Abläufen des Trainingsabends sind unmissverständlich die Vorprägungen aus dem griechisch-römischen oder dem kontinentalen Ringen zu erkennen:

Die erste Hälfte der Trainingsstunde dient der Gymnastik. Aus allen Systemen, wie Surèn, Mensendick, Thun-Hohenstein, Heberer, usw., wird alles geübt, das zur Erlangung eines geschmeidigen, widerstandsfähigen Körpers erforderlich ist... In der zweiten Hälfte der Stunde lehrt der österreichische Jiu-Jitsu-Meister Heinz Kowalski die Griffe, von denen in einem sechsmonatigen Kurse alle möglichen Verteidigungen gegen Stockschläge, Ohrfeigen, Würgen, Messerstecher usw. geübt werden. (Illustriertes Sportblatt, 3.12.1927, S.15)

Mit der Gründung des sozialistischen Sportverbandes ASKÖ (1925) führte Kowalski das Jiu-Jitsu auch im Arbeitersport ein und betreute es innerhalb des Arbeitersportverbands als Fachwart bis 1928. Das Online-Portal Yudansha.de führt für 1927 die Formierung des Arbeiter-Jiu-Jitsu- und Boxvereins an, der als Sektion dem ASKÖ beitrug: Mehr als 500 aktive Mitglieder wurden zu Beginn gezählt. Bis zu der Zwangsauflösung des ASKÖ im Austrofaschismus wuchs die Anzahl der Jiu Jitsu-Sportler bis zu ca. 2.500 Aktiven an. Auf den rührigen Obmann der Jiu-Jitsu-Sportlehrer-Prüfungskommission Kowalski gehen auch die Athleten zurück, die 1931 bei der ersten Arbeiter-Olympiade in Wien (19.-26. Juni) die Wettbewerbe im Jiu-Jitsu dominierten und fünf von sieben Bewerben gewannen. Unter den Arbeiter-Olympioniken befanden sich

frühe Kowalski-Schüler wie Leopold Wunsch, Franz Nimführ, Prosper Buchelle und Josef Kühn, die alle nach dem Zweiten Weltkrieg tragende Rollen als Funktionäre in der Gründung des 1. Österreichischen Amateur-Judo Verbands (1947) inne hatten (Schön o.J.). In der Zwischenkriegszeit waren sie jedoch nicht als Judoka aktiv, sondern verstanden sich als Kampfsportler im weiteren Sinne: Josef Kühn war vielmaliger Boxmeister im Schwergewicht und dann auch Österreichischer Meister im Jiu-Jitsu – er trat übrigens ebenfalls im Zirkus gegen Freistilringer an. Prosper Buchelle praktizierte neben dem Jiu-Jitsu auch Judo, Boxen und Ringen und unterrichtete bis 1938 beim Heer als Jiu-Jitsu-Instrukteur. Leopold Wunsch gründete 1924 die erste Jiu-Jitsu-Sektion beim Sportverein der Wiener Verkehrsbetriebe. Er betreute auch den oben genannten „Arbeiter Jiu-Jitsu- und Boxverein“ in Wien, in dem ab 1928 Franz Nimführ sein Schüler war.

Echte Meisterschaften im Jiu-Jitsu gab es in Österreich zu der Zeit nicht. Zum einen lag dies an der unorthodoxen Gleichsetzung von Judo und Jiu-Jitsu und dem Fehlen verbindlicher Standards, die ein einheitliches, von allen Seiten akzeptiertes Regelsystem für Training und Wettkampf vorgegeben hätten. Selbst in Japan kam es erst 1930 nach einer Standardisierung der Wettkampfregeln im Judo zu ersten nationalen Meisterschaften (Villamón et al. 2004:147). Für alle anderen waffenlosen Kampfstile stand eine Vereinheitlichung außer Frage; das Problem der Zersplitterung in viele Schulen mit eigenen Techniken und Traditionen charakterisiert auch heute noch die Landschaft im *jūjutsu* und selbst in der Weltsportart Karate. Zum anderen erschwerte die strikte Trennung von bürgerlichem und Arbeitersport die Entwicklung von Strukturen, in denen tatsächlich eine österreichweite Meisterschaft im Sinne des Wortes hätte ausgetragen werden können. Die im Internet veröffentlichten Prüfungsunterlagen des Judo-Verbands verweisen im geschichtlichen Grundlagenteil auf die Konstituierung von Vorstand und technischer Ausschuss eines „Judo- und Jujitsu-Verbandes“ am 28.10.1929. Die Bedeutung dieses Verbands, seine Struktur und sogar seine Existenz konnten allerdings in bisherigen Recherchen kein zweites Mal bestätigt werden – eventuell wird hier auf die Gründung des „1. Österreichischen Jiu-Jitsu-Klub (1. ÖJK)“ Bezug genommen, die in diesem Jahr stattgefunden hat. Nachdem dieser Klub von den späteren Funktionären des Österreichischen Judoverbandes gegründet worden war (s.u.), liegt der Verdacht nahe, dass hier Geschichte konstruiert wird, indem man über die Details in der Stilrichtung oder dem Vertretungsanspruch großzügig hinwegsieht. Ich kann auch nicht bewerten, in wie weit die von derselben Quelle (Schön o.J.) für das Ende des Untersuchungszeitraums kolportierte Zahl von 3.500 aktiven Mitgliedern schätzgenau ist; sie erscheint mir angesichts der Gesamtumstände doch als sehr hoch angesetzt. Allerdings

fanden regelmäßig öffentliche Vorführungen statt, mit denen die Jiu-Jitsu-Klubs um neue Mitglieder warben. Auch für Frauen wurde der neue Sport als statthaft angesehen:

*Na also! Jetzt haben es unsere Leserinnen doch durchgesetzt. Arme Männer! Zu lachen werden sie jetzt nichts mehr haben. Unter dem ‚Druck‘ unserer Leserinnen, die uns täglich telephonisch, schriftlich und persönlich (beinahe handgreiflich) bestürmt haben, entschlossen wir uns, **nun auch für die Frauen einen Kurs für Jiu-Jitsu (Selbstverteidigung) auszuschreiben.** (Hervorhebung im Original; *Das Kleine Blatt*, 18.6.1933, S.7)*

In Deutschland fanden erste offizielle „Meisterschaften“ ab 1922 statt: Im Berliner Sportpalast gewann Erich Rahn den ersten Deutschen Meisterschaftstitel im Jiu-Jitsu gegen den Münchner Hans Reuter. Wegen der bis Mitte des Jahrzehnts auch in Deutschland unklaren Verbandsstrukturen dürfte es sich bei der „Meisterschaft“ aber lediglich um ein Turnier gehandelt haben, bei dem der Veranstalter den Titel vergab. Diese Praxis erinnert an die Tradition im westlichen Kampfshowsport den wie heute noch in den Boxing Championships Meisterschaftstitel bestimmen. 1924 wurde erst unter federführender Mitwirkung von Erich Rahn ein „Zentralverband Deutscher Jiu-Jitsu-Kämpfer“ gegründet, der bis zur Gleichschaltung 1933 bestehen sollte und tatsächlich auch nationale Meisterschaften organisierte. Mit der im nationalsozialistischen totalitären Staat angeordneten Auflösung kam es zur Eingliederung von Jiu-Jitsu und Judo in den Deutschen Reichsbund für Leibesübungen, wo die Stile zusammen mit Ringen, Gewichtheben und Rasenkraftsport dem „Fachamt Schwerathletik“ zugeordnet wurden. Das gleiche Schicksal war ab 1938 auch dem österreichischen Kampfsport vorbestimmt.

Willy Curly, Kowalskis Partner aus den Gründungsjahren der Ersten Jiu Jitsu Schule, hinterließ nach der Trennung eher Spuren im bürgerlichen Lager: Ob die Abspaltung und ihre Nachwirkungen auf ideologische Differenzen oder kommerzielle Interessen zurückzuführen sind, ist unklar. Der geschäftstüchtige Sager, der angeblich in Japan selbst die Kampfkunst erlernt hatte, zog nach der Trennung von Kowalski mit seiner eigenen Schule in die Mariahilferstraße 85 (Flotten-Kinozentrum; Yudansha.de) ein. Dort bildete er in einem mit Direktimporten aus Japan eingerichteten fernöstlichen Ambiente seine Schüler aus. Als seine Kampfschule in die Wollzeile umgezogen war, befand sich unter den Schülern auch der spätere Vorsitzende der Dan-Prüfungskommission im Judo, Edmund Gabriel, aus dessen Erinnerungen das folgende Zitat stammt:

Wir haben wirklich mit den Uranfängen begonnen. Es waren in dieser Zeit kaum Lehrer tätig und die unseren waren nicht besonders ausgebildet. Wir haben uns aber mit der exotischen Materie beschäftigt. Und das ist so dahingeplätschert. Ich habe hier in der Wollzeile, in einem Keller begonnen. Gegenüber meinem Hauseingang war eine Jiu-Jitsu-Schule. Sie wurde von Herrn Curly – das war sein Künstlername – geleitet. Er war ein mächtiger, großer Mann mit asiatischem Einschlag, der mit sehr großen theaterhaften Gesten die diversen Griffe vorführte. Zwei Assistenten überwachten das Training. In dieser Zeit waren natürlich die Leute mehr an dem Exotischen interessiert, damit sie sagen konnten 'ich mache Jiu-Jitsu'. Daher blieben auch nur wenige dabei. Damals hatten sich Leute aus den verschiedenen Gesellschaftsschichten zusammengefunden. Darunter etwa Geschäftsleute und Handlungsreisende.

Eines Tages kamen zwei ganz neue Mitglieder. Sie haben sich nicht besonders bekannt gemacht und begannen in ihrer Art zu üben. Zuerst haben sie Tomoe-nage gemacht – alle waren platt! Das gibt es doch nicht, wie kann man einen Menschen so auf den Rücken werfen? Langsam gewöhnte man sich daran. Als nächste Technik ist der Seoi-nage aufgekommen – auch ein schmetternder Wurf. Dann hat man begonnen, sich zu interessieren, das kampfmäßig auszuwerten. Einen richtigen Judokampf hat es damals aber noch nicht gegeben. Bis dann Ing. Klimek gekommen ist. Er hatte Beziehungen zur japanischen Botschaft – seine Schwester war Deutschlehrerin bei den Japanern. Dadurch hat er Verbindung zum Judo bekommen. Er hat dann natürlich Würfe gezeigt und Techniken, daß uns die Kinnlade runtergefallen ist. Aber es sind dann immer mehr und mehr jüngere Leute dazugekommen, die sich dafür interessiert haben und die alten Geschäftsleute haben sich in ihre Geschäfte zurückgezogen. (Skriptum Erwin Schön, ÖJV)²

Edmund Gabriel und Ottokar Klimek gründeten gemeinsam mit weiteren Sager-Schülern 1929 den „1. Österreichischen Jiu-Jitsu-Klub (1. ÖJJK)“ in Wien 2., Taborstraße 1-3. Dort wurden sie 1933 auch Zeugen einer Vorführung durch den mittlerweile über siebzigjährigen Gründer des Kōdōkan Jūdō und seiner Meisterschüler, die ihre Orientierung zum Judo hin entscheidend beeinflusste.

² Dieses Langzitat entstammt den Unterlagen von Erwin Schön vom Österreichischen Judoverband über den Kanō-Besuch 1933. Mein Dank an den Autor und Katrin Leitner für die Vermittlung.

Der Judo-Gründer Kanō zu Besuch in Wien

1933 tagte der Olympische Kongress vom 7. bis zum 11. Juni erstmals in Wien. Als Vertreter des Japanischen Olympischen Komitees war Kanō schon im Mai in der österreichischen Hauptstadt angekommen und sollte fast einen Monat lang bleiben – welche Aktivitäten er während dieser Zeitspanne in der Stadt durchgeführt hat, wird er wohl seinem Tagebuch anvertraut haben, das vom Kōdōkan-Hauptquartier allerdings unter Verschluss gehalten wird; die Biografen und Historiker sind ansonsten ratlos. 1934 reiste er ein weiteres Mal auf dem Weg vom Olympischen Kongress in Athen nach Paris durch Wien, wahrscheinlich schon auf diplomatischer Mission, um Unterstützung für die japanische Olympia-Bewerbung für 1940 zu gewinnen. Mit dem Vorsitzenden des Österreichischen Olympischen Comités, Dr. Theodor Schmidt, hatte er jedenfalls jemanden gefunden, der bereit war, ihm aktiv zur Seite zu stehen. Diese Besuche in den 1930er Jahren waren wohl nicht die ersten Aufenthalte Kanōs in Österreich gewesen. Biografischen Daten zufolge hatte Kano bereits während seiner ersten Europareise 1889 von Berlin aus auch Wien einen Besuch abgestattet. Ein zweiter Aufenthalt dürfte 1912 anlässlich der Olympischen Spiele von Stockholm, zu denen er das erste Kontingent japanischer Sportler bei Olympischen Spielen begleitet hatte, stattgefunden haben; es gibt allerdings keine exakten Daten dieser Wienreisen. Verbürgt sind dagegen die Aufenthalte 1933 und 1934, die auch in der österreichischen Presse Aufmerksamkeit fanden.

Klimek und Diwischek nutzten ihre sportlichen wie privaten Verbindungen (unter anderem zu einer als Sekretärin in der japanischen Botschaft beschäftigten Schwägerin), um Kontakt zu Kanō herzustellen. Während des Wienaufenthalts von 1933 hielt Kanō in Klimeks Klub im ehemaligen „Schwedenkinohaus“ einen öffentlichen Vortrag und ein oder zwei weitere für ein geschlossenes Publikum. Das *Sport-Tagblatt* berichtete von den verblüffenden Vorführungen der fünfundsiebzigjährigen Exzellenz und seiner Adepten „Takasaki und Katoni, die lebhaften Beifall fand“. Die Schwierigkeiten des Sportreporters äußerten sich nicht nur in der falschen Transkription des Namens Kotani, sondern auch in der Kategorisierung des „japanischen Nationalsports Judo“: „das öfter genannte „Dschiudschitsu entstand später und ist eigentlich nur eine Abart“ (Sport-Tagblatt 17.6.1933, S.9). Eine weitere Vorführung organisierte Diwischek bei der Wiener Sicherheitswache in der Marokkaner-Kaserne. Begleitet von seinen Assistenten Kotani und Takasaki demonstrierte Kanō den Polizisten anschaulich die Besonderheiten des Judo. Eine dieser Demonstrationen auf dem Dachgarten wurde von der Firma „Selenophon“ (wahrscheinlich für die *Wochenschau*) gefilmt. Tief beeindruckt

von den Vorführungen zeigte sich Josef Nimführ, der in seinem Buch *JUDO, Waffe und Sport* schrieb:

Ich erinnere mich noch sehr gut an das Jahr 1933, als Kano mit seinen beiden Assistenten Kotani und Takasaki in Wien weilte. Seine Vorträge und Demonstrationen waren so überzeugend, daß kein Zweifel bestand, was unter Judo gemeint ist. Diese Erkenntnisse brachten es mit sich, daß die wenigen wahren Verfechter der waffenlosen Kunst in Europa umlernen oder von vorne beginnen mußten. Sie zogen unter das Bisherige einen Schlußstrich und schlossen sich dem Neuen an und propagierten die Judo-Lehre konsequent. (Nimführ 1956:12)

Otto Klimek soll bei diesem Besuch den ersten Dan von Kanō persönlich erhalten haben. Unmittelbar nach dem Besuch in Wien folgte er Kanō nach München, wo er an weiteren Demonstrationen der Kampfkunst teilnahm und bereits den 2. Dan verliehen bekam. Es gibt im Kōdōkan in Japan, wo alle Dan-Verleihungen registriert werden, allerdings keine Aufzeichnungen darüber, dass Kanō während seines Wien-Aufenthalts Dan-Prüfungen abnahm oder Ränge verlieh. So ist es wahrscheinlicher, dass Kanō, überzeugt von den technischen Fähigkeiten Klimeks, ihm in München sofort den 2. Dan verlieh. Im Folgejahr 1934 gab er keine Demonstration seiner „Kunst“, sondern sprach lediglich über „den Beitrag des *Jiudo* zur Erziehung“ (Neue Freie Presse, 21.6.1934, S.6), unter anderem zum damaligen Unterrichtsminister Dr. Kurt Schuschnigg.

Ich habe [...] in meiner Jugend bei drei hervorragenden Meistern Jiu-Jitsu gelernt, aber dieses System der Selbstverteidigung genügte mir nicht. Es zeigte sich mir als unvollständiges Stückwerk, es enthielt kein allgemeingültiges Prinzip. Darum ging ich daran, ein solches Prinzip auszubilden. Die Methoden, die ich dabei verwendete, wurden zur Schule. Im Jahre 1882 gründete ich die Schule des Kodokan, an der zu dieser Zeit an [sic] viele Hunderttausende, ja Millionen von Japanern zu Jüngern des Jiudo herausgebildet worden sind. (Neue Freie Presse, 21.6.1934, S.6)

Der Artikel in der *Neuen Freien Presse* fährt fort mit einer Erklärung dieser Prinzipien, die hier als „höchste Wirksamkeit des Geistes und des Körpers bei geringstem Aufwand an Mitteln“ und der „Vervollkommnung der intellektuellen und moralischen Kraft“ übersetzt werden.

Jiudo ist der alles durchdringende Studium und Übung auf allen Gebieten des Lebens bedeutende Grundsatz, auf dem die gesamte japanische Erziehung aufgebaut worden ist. Jiudo kann in jeder Lebensform studiert und geübt werden mit Angriff und Abwehr als Hauptziel. [...]

Da das Prinzip der größten Wirksamkeit in seiner Anwendung auf Geist und Körper vor allem Ordnung und Harmonie unter denen verlangt, die sich ihm unterordnen und diese Ordnung und Harmonie nur durch gegenseitige Hilfe und Nachsicht erreicht werden kann, muss es, allgemein anerkannt, zu genereller Wohlfahrt führen und das Glück des einzelnen und das der Gesamtheit herbeiführen und befestigen. (Neue Freie Presse, 21.6.1934, S.6)

Die weitere Geschichte des Judo in Österreich ist schnell erzählt und folgt dem Schicksal des Sports im faschistischen Deutschland. Dort setzte sich kurzfristig das Judo dem Jiu-Jitsu gegenüber durch. Offenbar favorisierten die nationalsozialistischen Funktionäre den Sprachgebrauch des Judo. Die Meisterschaften erfolgten ab 1935 unter Judo-Regeln, und die Verbände wurden, wie bereits gesagt, in der Sektion Schwerathletik zusammengelegt. Dies hatte auch Auswirkungen auf die österreichischen Sportler, die bis 1938 gelegentlich zu Lehrgängen oder Vereinsturnieren nach Deutschland reisten. 1938 wurden mit dem Anschluss ihre unabhängigen Verbandsstrukturen aufgelöst und zusammen in die Sportorganisation des Deutschen Reichs integriert.

Schlussbemerkungen

Unmittelbar nach dem Krieg wurden Judo und Jiu-Jitsu, wie auch die Kampfsportarten in Japan, von den Besatzungsmächten offiziell verboten. Ab 1948 wurde der Dachverband für Judo aktiv; im Jiu-Jitsu machte sich das Übel der Zersplitterung noch lange bemerkbar. Der 1956 ins Leben gerufenen Jiu Jitsu Verband Österreichs war seiner Funktion nach eher ein Verein, dessen rechtlichen Status er 1964 erhielt. Anhaltende Auseinandersetzungen zwischen den Schulen verhinderten, dass der Verband als solcher von der Bundessportorganisation anerkannt wurde. Staatsmeisterschaften konnten erstmals 1981 ausgetragen werden, nachdem der JJVÖ dem Judoverband als Sektion beigetreten war. Nach einer wechselhaften Geschichte von Sezessionsbewegungen, Reformen und alternativen Verbandsgründungen kam es 2007 zu einer neuen Koalition im JJVÖ, die nun auch von der BSO als ordentliches Mitglied und Fachverband anerkannt wird. Beide Richtungen haben etwa jeweils 15.000

Mitglieder, wobei die Dunkelziffer von nicht-organisierten Judoka erheblich größer sein dürfte.³

Heute existiert kein Zweifel darüber, Judo und Jiu-Jitsu als Sport zu betrachten. Dies war jedoch nicht immer der Fall, wie die Durchsicht der österreichischen Sportberichterstattung gezeigt hat. Ungeachtet der breiten Publikationsfläche, die sich in Sporttageszeitung, Wochenblättern und den Sportsektionen der allgemeinen Presse bot, wurden Judo und Jiu-Jitsu nicht aufgenommen. Auf den Punkt brachte dieses Problem das *Berliner Tageblatt* in einer Replik vom 7. April 1925 auf Vorhaltungen aus dem neu gegründeten Jiu-Jitsu Verband: „Über Jiu-Jitsu können wir im Sportteil nichts bringen, da wir Jiu-Jitsu nicht als Sport betrachten. An dieser Überzeugung ändert auch die Tatsache nichts, daß ein Reichsverband für Jiu-Jitsu gegründet wurde.“ In Österreich bedeutete Sportberichterstattung (wie auch heute) in erster Linie Fußball; alle anderen Sportarten wurden vergleichsweise schwach abgedeckt, und noch seltener wurden die Exoten des modernen Sportbetriebs erwähnt. Nur selten fanden sich in der Sektion „Allerlei Sport“ des *Wiener Sport-Tageblatts* Ankündigungen über Jiu-Jitsu-Kurse, die der WAC oder der Arbeitersportverein für alle Interessierten auf den Grünflächen des Praters anboten. Über Turniere oder Vereinsinterna schwiegen sich die Zeitungen aus. Selbst der Besuch von Kanō fand nur in einer Randnotiz des *Sport-Tageblatts* Aufmerksamkeit; in den anderen durchgesehenen Zeitungen war außer den zitierten Beiträgen aus *Das Kleine Blatt* und *Neue Freie Presse* nichts über dieses österreichische Kapitel in der Entwicklung des japanischen Judo zum olympischen Weltsport zu erfahren.

Die Entwicklung des Judo zum fixen Bestandteil der österreichischen Sportlandschaft wurde erst mit der Gründung des Österreichischen Judo-Verbands nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossen; die Aufnahme in den olympischen Kanon vollzog sich nicht vor den Olympischen Spielen von 1964, die erstmals in Japan ausgetragen wurden. Der Prozess der kulturellen Globalisierung ist, wie diese Rekonstruktion der Proto-Historie des Judo in Österreich gezeigt hat, von zahlreichen Missverständnissen im Bereich des Übersetzens begleitet gewesen. Zahlreiche Akteure haben zu der Konstruktion einer Sportpraxis beigetragen, die sich in der Faszination des Exotischen zwar auf Japan beruft, aber doch den lokalen kulturellen Bedingungen unterworfen war, vor denen die Adaption des Kulturimports einen Sinn ergab und letztlich auch nur möglich war. Zum Abschluss kam die kulturelle Diffusion durch die Institutionalisierung der nationalen und internationalen Sportver-

³ Ganz ähnlich verlief die Entwicklung in Deutschland, wo es bis in die 1960er Jahre hinein ca. fünfzehn eigenständige Verbände und Gruppierungen gab. Am 8.12.1969 wurde schließlich im Deutschen Judobund eine Ju-Jutsu-Sektion gegründet.

bände, die das Judo auch der Kontrolle des Kodokan entrissen (Saeki 1994). Aufzeichnungen von Gesprächen zwischen Kanō und Koizumi Gunji aus dem Jahr 1936, als die Sommerspiele 1940 an Tokio vergeben worden waren, zeigen, dass Kanō keineswegs ein eifriger Vertreter der Olympisierung seines Judo war; doch wenn andere dies vorantreiben würden, wollte er sich dem Prozess nicht in den Weg stellen (Villamón et al. 2004:143).

Interessant sind für mich an der Analyse der Berichterstattung und Historiographie des Judo zwei weitere Punkte: Zum einen spiegelt die Konzentration auf Meister-Schüler-Beziehungen, die in den frühesten Rückblicken auf die Entwicklung des Sports vorherrscht, ein dyadisches Prinzip wieder, das aus der japanischen Geschichte der Kampfkünste und ihrer sozialen Organisationsstruktur bestens vertraut ist. Zum anderen wiederholen sich mit der Mystifizierung der Frühgeschichte und der Legendenbildung Erzählmuster, die auch für die Identitätsbildung der japanischen Schulen (*ryūha*) im vormodernen Kampfsport stilbildend waren. Offenbar ist selbst für die engagiertesten Chronisten im europäischen Judo und Jiu-Jitsu heute die Aufzählung von mythischen Gründerfiguren aus dem *Nihon Shoki* oder den edozeitlichen Geheimlehren (*kyōden*) wichtiger als eine historische Aufarbeitung und Entflechtung der unterschiedlichen Entwicklungsstränge, so dass der heutige Wissensstand über die Entwicklung des Judo in Österreich (wie auch in Deutschland) noch mehr ins Reich der Mythen als der Fakten verweist.

Literatur

Chan, Stephen

2000 „The construction and export of culture as artefact: the case of Japanese martial arts”, *Body & Society* 6/1, 69-74.

Diwischek, Joseph

o.J. *Jiu-Jitsu. Die waffenlose Selbstverteidigung*. Wien: Steyrermühl-Tagblatt (Tagblatt-Bibliothek Nr. 552/555a).

1939 *Jiu-Jitsu und Judo. Von Revier-Insp. J. Diwischek, Jiu-Jutsulehrer der Wiener Polizei und an der Wiener Universität*. Leipzig und Wien: Ostmärkische Zeitungsverlagsgesellschaft.

Edgren, Robert

1905 „The fearful art of Jiu Jitsu“, *Outing* Dezember 1905, 322-328. Nachdruck in *Journal of Combative Sport* 1 (2000). Online ejmas.com/jcs/jcsart_edgren1_0300.htm (Zugriff am 22.6.2010).

Frühstück, Sabine und Wolfram Manzenreiter

2001 „Neverland lost: Judo cultures in Austria, Japan and everywhere“, Harumi Befu und Sylvie Guichard-Anguis (Hg.): *Globalizing Japan. Ethnography of the Japanese presence in Asia, Europe, and America*. London: Routledge, 69-93.

Gerstl, Karen

1994 *Versuch einer Erklärung des Unterschieds in Bekanntheitsgrad und Verbreitung von Judo und Jujitsu in Österreich anhand der geschichtlichen Entwicklung beider Sportarten*. Wien: Unveröffentlichte Diplomarbeit aus Leibeserziehung am Institut für Sportwissenschaften der Universität Wien.

Hancock, Irving

1905 *Dschiu-Dschitsu - Die Quelle japanischer Kraft*. Stuttgart: Julius Hoffmann Verlag.

Hancock, Irving und Higashi Katsukuma

1905 *The Complete Kano Jiu-Jitsu – Judo*. New York: G. P. Putnam & Sons.

Horak, Robert

2007 107 Jahre Jiu Jitsu Geschichte in Österreich von 1900-2007. Online verfügbar unter <http://www.jiu-p.at/index.php?GeschichteJiuJitsu> (Zugriff 21.6.2010).

Manzenreiter, Wolfram

2005 „*Bugei und bujutsu: Kampfkunst im Frieden der Tokugawa-Zeit*“, *Cultura Martialis: Das Journal der Kampfkünste aus aller Welt* 4, 50-66.

Niehaus, Andreas

2003 *Leben und Werk Kano Jigoros (1860-1938) - Ein Forschungsbeitrag zur Leibeserziehung und zum Sport in Japan*. Würzburg: Ergon Verlag.

Nimführ, Franz

1956 *Judo – Waffe und Sport*. Wien: Österreichischer Bundesverlag (= Theorie und Praxis der Leibesübungen; 11).

Noble, Graham

2000 „The odyssey of Yukio Tani“, *InYo: The Journal of Alternative Perspectives on the Martial Arts and Sciences* 1. Online ejmas.com/jalt/jaltart_Noble_1000.htm (Zugriff am 22.6.2010).

Rahn, Erich

1932 *Jiu Jitsu die unsichtbare Waffe*. Berlin: Weidmannsche Verlagsbuchhandlung.

Saeki Toshio

1994 „The conflict of tradition and modernization in a sport organization: a sociological study of issues surrounding the organizational reform of the all Japan Judo Federation“, *International Review for the Sociology of Sport* 29/3, 301-315.

Schön, Erwin

o.J. Die Geschichte des Judo in Österreich. Eine kurze Darstellung der Entwicklung des Judo in einem Zeitraum von 100 Jahren. Online www.oejv.com/modules.php?name=Geschichte (Zugriff 21.6.2010).

Villamón, Miguel et al.

2004 „Reflexive modernization and the disembedding of jūdō from 1946 to the 2000 Sidney Olympics”, *International Review for the Sociology of Sport* 39/2, 139-156.

Teil III:

WISSENSCHAFT

SATŌ Masanori

Yoshino Sakuzō und Saitō Mokichi in Wien, Hans Molisch in Sendai: ein Beitrag Tōhokus zu den österreichisch-japanischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit

Vorbemerkung

Wenn über die Beziehungen zwischen zwei Ländern gesprochen wird, stehen meistens die Metropolen dieser Länder im Mittelpunkt der Betrachtungen. Naturgemäß konzentrieren sich in den Metropolen neben den wichtigsten Institutionen der Politik und der Wirtschaft auch die bekanntesten Vertreter der Kunst, der Wissenschaft und des Sports. Man sollte aber trotz dieser Situation nicht darauf vergessen, dass neben den Zentren zu jeder Zeit auch die Peripherien sehr wohl wichtige Beiträge zu den jeweiligen bilateralen Beziehungen vor allem auf der nicht offiziellen Ebene leisteten.

Als Angehöriger der Universität Tōhoku in Sendai möchte ich hier die Aufenthalte von Personen aus Tōhoku in Österreich und eines Österreicherers in Sendai als Beispiele dafür anführen, dass auch periphere Regionen in der Geschichte der Beziehungen zwischen Japan und Österreich eine Rolle spielten. Zunächst gilt es, die Region Tōhoku zu definieren. Das japanische Tōhoku bedeutet auf Deutsch Nordosten von Japan. Unter Tōhoku versteht man die sechs nördlichsten Präfekturen auf der japanischen Hauptinsel Honshū, nämlich, von Nord nach Süd, Aomori, Akita, Iwate, Yamagata, Miyagi mit der einzigen Millionenstadt Sendai, und Fukushima. Durch die ungeheure Tsunami-Katastrophe am 11. März 2011, die große Teile der Ostküste von Tōhoku zerstörte, erlangte Tōhoku weltweit eine traurige Berühmtheit. Im japanischen Bürgerkrieg 1867/68 kämpften viele Fürstentümer aus diesem Nordosten für die alte feudale Tokugawa-Regierung und wurden geschlagen. Unter der neuen Meiji-Regierung, die von Leuten aus südwestlichen Fürstentümern geleitet wurde und an deren Spitze der Tennō stand, wurde Tōhoku zum Inbegriff einer reaktionären und unterentwickelten Region Japans.

Aber ein tüchtiger Bürokrat aus Satsuma, Ōkubo Toshimichi, ein wichtiges Mitglied der Meiji-Regierung, war der Meinung, dass Tōhoku sehr wichtig

wäre, um einen einheitlichen modernen japanischen Staat schaffen zu können. Edo wurde in Tokio umbenannt, was östliche Hauptstadt heißt, und Yokohama wurde zur Hafenstadt von Tokio. Ōkubo meinte jedoch, für den Export von Seide nach Kalifornien, liege Sendai günstiger als Yokohama. Daher hatte er die Idee, in der Nähe Sendais einen großen Exporthafen zu bauen. Ōkubo verwies auch auf die Entsendung einer Delegation des Fürsten Date Masamune im Jahr 1513 über Mexiko zu Papst Paulus V nach Rom. Diese erfolgte vom Hafen Ishinomaki, dem alten Reixeporthafen nach Edo. Fürst Masamune war der Feudalherr von Sendai und der Errichter des Sendai-Schlusses.

Der Plan für den Bau eines großen Exporthafens scheiterte jedoch an einem Taifun. Aber der andere Plan von Ōkubo, das Asaka-Flachland in Süd-Tōhoku mit dem Wasser des Inawashiro-Sees zu bewässern, war sehr erfolgreich. Wie Sapporo auf der Insel Hokkaidō ist ein armes kleines Dorf namens Kōriyama durch die Bemühungen der umgesiedelten Samurai aus der Insel Kyūshū zum wirtschaftlichen Zentrum der heutigen Präfektur Fukushima aufgestiegen. Die Meiji-Regierung ließ ferner die zweite Division der kaiserlichen Armee in Sendai stationieren und auch die zweite Hochschule von Japan, eine Vorstufe der kaiserlichen Universitäten, in Sendai errichten. Im Jahr 1907 wurden diese Hochschulen in kaiserliche Universitäten umgewandelt, die erste in Tokio, die zweite in Sendai und die dritte in Kioto.

Sendai liegt ungefähr 400 Kilometer nordöstlich von Tokio und hat heute ungefähr eine Million Einwohner. Zu der Zeit, als Prof. Molisch in Sendai arbeitete, war Sendai sowohl als militärische als auch als akademische Stadt bekannt.

Zunächst möchte ich über zwei Japaner berichten, die beide in Wien wohnten, das Leben der Wiener und Wienerinnen beobachteten und von diesem beeinflusst wurden. Einer ist sowohl einer der bekanntesten *waka*-Dichter Japans als auch Arzt der Gehirnheilkunde, der andere ist der hervorragendste Politikwissenschaftler Japans. Jener ist Saitō Mokichi (1882-1953), dieser Yoshino Sakuzō (1878-1933). Beide stammen aus Tōhoku. Jener wurde in Kaminoyama in der Präfektur Yamagata und dieser in Furukawa in der Präfektur Miyagi geboren. Zum Abschluss werde ich mich Hans Molisch (1856-1937) widmen, der 1922 an die Universität Tōhoku in Sendai kam. Ein Jahr früher, 1921, wurde Mokichi vom japanischen Unterrichtsministerium von der Medizinischen Hochschule Nagasaki an die Universität Wien entsandt, um dort Gehirnheilkunde zu studieren, wo er dann etwa ein Jahr lang blieb. Yoshino wohnte 1911 nach einem Studienaufenthalt in Heidelberg nur drei Monate lang in Wien.

Yoshino Sakuzō in Wien

Yoshino wurde im Jahr 1878 in Furukawa in der Präfektur Miyagi als Sohn eines Wattedhändlers geboren. Watte bezeichnet hier das Füllmaterial für die *futon*, die Bettmatten und –decken, die man in Japan verwendet. Wie weithin bekannt ist, war er ein Politikwissenschaftler an der kaiserlichen Universität Tokio, der eine „Regierung des Volkes“ (*minponshugi*) unter der absoluten Herrschaft des Tennō und unter der alten Meiji-Verfassung befürwortete.

Furukawa liegt 35 Kilometer nördlich von Sendai inmitten weitgestreckter, flacher Reisfelder. In Sendai studierte er an der zweiten Oberschule Japans. Dann hörte er eine Rede der amerikanischen Baptistin Annie S. Busel und ließ sich taufen. Bald danach heiratete er und wurde Vater einer Tochter. Erst dann begab er sich nach Tokio, wo er an der kaiserlichen Universität Politikwissenschaft studierte.

Die Massendemonstrationen in Wien und die Reisunruhen in Japan

Im Jahre 1910 wurde Yoshino vom Unterrichtsministerium für einen Studienaufenthalt an die Universität Heidelberg in Deutschland entsandt, wo er bei dem aus Österreich stammenden Prof. Georg Jellinek Vorlesungen besuchte. Bei seiner Rückreise nach Japan machte er eine große Rundreise über Nordamerika. Im Jahr 1911 wohnte er auch drei Monate in Wien, und zwar in der Haspingergasse 3/32 im achten Bezirk. Der Name Haspingergasse bezieht sich auf den Tiroler Freiheitshelden Pater Haspinger.

Yoshino machte in Wien eine bedeutsame politische Erfahrung. Während seines Aufenthalts in Wien kam es am 17. September 1911 zu geordneten Massendemonstrationen der arbeitenden Klasse auf der Ringstraße und vor dem Rathaus gegen die Teuerung der Lebensmittel, an welchen 36.000 Bürger teilnahmen und drei Demonstranten zu Tode kamen. Nach dem bekanntesten Opfer, dem erst 19jährigen Franz Joachimsthaler, ist der Joachimsthalerplatz in Wien-Ottakring benannt (Pollmann 1990: 157).

In Japan war damals Reis das Hauptnahrungsmittel. Die durchschnittlichen Japaner nahmen zu jener Zeit nur Reis, Fisch und Gemüse zu sich, was auch Prof. Molisch in Sendai beobachtete. In Japan brachen bereits im Jahr 1889 in der Präfektur Toyama Unruhen wegen des Mangels und der damit verbundenen Teuerung von Reis aus. Viele Fischersfrauen versammelten sich und brachen die Türen von Reishandlungen und Reislagern auf, um an Reis heranzukommen. In der gleichen Präfektur Toyama brachen im Jahr 1918

abermals Reisunruhen aus, die sich rasch im ganzen Land, auch bis nach Sendai verbreiteten und Kome sōdō genannt wurden.

Nach der Meiji-Restauration kam es zu enormen sozioökonomischen Veränderungen und die bisher bestehenden Systeme der Selbstversorgungswirtschaft und der gegenseitigen Sozialhilfe wurden zerstört. An die Stelle der stabilen feudalen Gemeinschaft in Stadt und Land trat sehr rasch die kapitalistische Geld- und Marktwirtschaft des modernen Japan. Besonders die Teuerung der Lebensmittel und die damit verbundene allgemeine Inflation waren ein großes Problem.

Von Sendai nach Tokio gekommen hatte Yoshino die bittere Erfahrung gemacht, dass dort alles mit Geld gekauft werden musste. Bereits in Tokio und Yokohama beobachtete er die arbeitende Klasse, viele Arbeitsunruhen in Fabriken und primitive Versuche der Organisation der Arbeiterbewegung. Aber all das war sehr gewalttätig und unordentlich, also schlecht organisiert. In Wien hingegen sah Yoshino vor dem Rathaus zum ersten Mal geordnete Massendemonstrationen. Am 17. September schrieb er in sein Tagebuch: „Wir Japaner kennen noch nicht die richtigen Methoden, um unseren Willen auszudrücken, so dass unseren Forderungen nachgekommen wird. Wir müssen von den geordneten österreichischen Massendemonstration lernen!“

Den Grund für die Teuerung in Wien bildete die unnormale Hitze des Sommers 1911. Alle Ernteerträge, – Weizen, Kartoffeln und Zuckerrüben – verringerten sich stark, aber im Weinbau gab es wegen der Hitze einen Jahrhundertwein. Als Reaktion auf die Demonstrationen wurde die Ordnung von der durch Kavallerie-Einheiten verstärkten Polizei mit großer Brutalität wieder hergestellt. Als die Vorgänge am 5. Oktober im Reichsrat zur Sprache kamen, bezeichnete es der sozialdemokratische Abgeordnete Victor Adler als ein „Wunder“, dass die Bevölkerung ihr Elend so stumm ertrage (Pollmann 1990: 172-173).

Das Wesen der Gesellschaft in Europa und die bewaffnete japanische Gemeinschaft

Die zweite wichtige Erfahrung, die Yoshino im deutschsprachigen Kulturraum machte, betrifft das Wesen der europäischen Gesellschaft. Er verbrachte ein Jahr im protestantischen Heidelberg. Wie erwähnt war Yoshino selbst bereits in Sendai protestantisch getauft worden. Aber trotzdem besuchte er öfters die kleine katholische Gemeinde Riedenheim mit 1911 rund 670 Einwohnern in der Nähe Heidelbergs und beobachtete dort das tägliche Leben der Gemeindebewohner. Er fand, dass die moderne europäische Gesellschaft tief in der religiösen Gemeinschaft verwurzelt sei (Yoshino 1995-1997:13: 166-173; 178-193).

In Japan hingegen fand er eine ganz andere Gemeinschaft vor, die exklusive, bewaffnete Selbstverteidigungsgemeinschaft. Im Jahr 1923 machte er damit anlässlich des großen Kantō-Erdbebens am 1. September eine besondere Erfahrung. Mit Schwertern und Knüppeln bewaffnete japanische Selbstverteidigungsgemeinschaften töteten in Tokio inmitten der Erdbebenkatastrophe zahlreiche Koreaner, die sie verdächtigten, die Brunnen vergiftet zu haben. Yoshino versuchte die korrekte Zahl der von seinen Landsleuten in Tokio und Yokohama getöteten Koreaner zu ermitteln.

Diese Selbstverteidigungsgemeinschaften der Japaner bewährten sich auch bei den japanischen Auswanderern nach Nordamerika. Im Jahr 1907 kam es in Vancouver in Kanada zu großen Demonstrationen der weißen kanadischen Bürger gegen die ‚gelben‘ asiatischen Einwanderer. Darüber berichtete der englische Nobelpreisträger für Literatur J. R. Kipling. Besonders beeindruckten ihn die mit abgebrochenen Flaschen bewaffneten japanischen Selbstverteidigungsgemeinschaften. Kipling zählte die vielen zerstörten chinesischen Läden, und war erstaunt, dass es den weißen kanadischen Demonstranten nicht gelang, die japanischen Läden zu zerstören, weil sich die Japaner erfolgreich zur Wehr setzten (Hatfield 2009:11).

In den 1880er Jahren war der japanische Kanzler Itō Hakubun (Hirofumi) selbst nach Wien gekommen, um bei Prof. Lorenz von Stein die Grundbegriffe der Rechtswissenschaft zu lernen, als Grundlage für eine Verfassung von Japan. Steins Spezialgebiet war die Französische Revolution. Bei ihm hatte auch Carl Grünberg, der Begründer der Sozialgeschichte Österreichs, die Methoden der Sozialwissenschaft erlernt. Aus Grünbergs Seminar gingen wiederum viele Sozialdemokraten hervor, wie Otto Bauer, Karl Renner und Julius Tandler (Grünberg 1973: 24-42). Itō Hakubun hätte aus dem Vielvölkerstaat der Habsburgermonarchie vieles lernen können, aber er fiel dem Attentat eines koreanischen Helden in Harbin in der Mandschurei zum Opfer.

Der Name von Itōs Attentäter lautete An Jun-geun. Bevor Yoshino Professor der Rechtswissenschaften an der Kaiserlichen Universität Tokio wurde, arbeitete er als Privatlehrer des Sohnes von Yuan Shikai, eines Warlords aus Nordostchina. Aus diesen Gründen hatte Yoshino ein großes Verständnis für die Unabhängigkeitsbewegungen von China und Korea.

Yoshinos *minponshugi*

Aus Heidelberg und Wien zurückgekehrt wurde Yoshino der führende Politikwissenschaftler Japans, der sich für die Herstellung einer Demokratie in Japan einsetzte. Aber unter der Herrschaft der Politiker aus dem Südwesten und der Regierungen der Bürokraten konnte er nur seine Idee der „Regierung für das

Volk“ propagieren, was ganz anders ist als Abraham Lincoln, der sich für ein „*government of the people, by the people*“ stark machte. Seiner Meinung nach muss eine Regierung, die die absolute Macht hat, für das Volk regieren. Daher spricht man in Japan nicht von *minshūshugi*, Demokratie, sondern von *minponshugi*, Regierung für das Volk. Trotzdem bildeten diese Gedanken Yoshinos die ersten Ansätze demokratischen Denkens in Japan.

Heute gibt es in Furukawa ein Yoshino-Museum, und darin wird erzählt, dass das Flachland voller Reisfelder, 35 Kilometer nördlich von Sendai, die Wiege der Demokratie Japans ist. Dort sind sämtliche Schriften Yoshinos aufbewahrt.

Ein sogenannter *kōhai*, ein Juniorpartner Yoshinos an der zweiten Oberschule und an der Kaiserlichen Universität Tokio, Suzuki Bunji, stammt aus einem Gebiet 40 Kilometer nördlich von Furukawa. Suzuki organisierte im Jahr 1912 die erste Gewerkschaft Japans.

Erst nach der Niederlage des japanischen Kaiserreichs unter der Herrschaft der amerikanischen Besatzungsmacht erhielten die Japaner eine demokratische Regierungsform. Als Grundlage für diese Demokratie entdeckte der kanadische Diplomat Herbert Norman mit Hilfe des Politikwissenschaftlers Maruyama Masao eine noch ältere geschichtliche Tradition, nämlich die Ideen von Andō Shōeki, die dieser in seinem Buch *Shizen shin'eidō* niederlegte (Norman 1949). Darin schreibt Andō, dass Tennō, Shōgun und die Hofaristokratie die größten Räuber an dem Volk sind, das sich alles erarbeitet. Andō stammte ebenfalls aus Nordostjapan. Er arbeitete als Arzt in der Stadt Hachinohe in der heutigen Präfektur Aomori und sein Grabmal befindet sich in Ōdate in der Präfektur Akita. Seine Originalschriften werden in der Kanō-Sammlung der Universitätsbibliothek der Universität Tōhoku aufbewahrt.

Mokichi in Wien

Als nächstes möchte ich auf Saitō Mokichis Aufenthalt in Wien eingehen und zunächst kurz seinen Lebenslauf darstellen. Er wurde als Sohn einer kleinen Bauernfamilie namens Moriya in Kaminoyama in der Präfektur Yamagata im Jahr 1882 geboren und später von der Familie Saitō adoptiert. Sein Adoptivvater war Psychiater im Neurologischen Krankenhaus Aoyama in Tokio, also dort, wo Aoyama Mitsuko als Tochter eines Großgrundbesitzers geboren wurde, die später die Mutter von Richard Coudenhove-Kalergi, dem Gründer der Pan-Europa-Bewegung, werden sollte. Mokichi absolvierte die Medizinische Fakultät der Kaiserlichen Universität Tokio und wurde dann Assistenzprofessor an der Medizinischen Hochschule Nagasaki.

Mokichi wohnte während seines einjährigen Studienaufenthalts in Wien im 9. Bezirk in der Grünentorgasse 18, wo Anfang des 19. Jahrhunderts Franz Schubert als Volksschullehrer gearbeitet hatte. Er hatte zwei Söhne. Sein ältester Sohn Shigeta war sein Nachfolger am Aoyama Krankenhaus und ein bekannter Essayist. Sein zweiter Sohn hieß Kita Morio und war ein berühmter Schriftsteller. Diesen Namen könnte man mit „Mann aus dem Wald im Norden“ übersetzen, was sich von der walddreichen Stadt Sendai in Tōhoku ableitet. Beide Söhne verstarben vor nicht allzu langer Zeit (Saitō Shigeta 1916-2006; Kita Morio 1927-2011).

Mokichi wohnte in der Nähe der Berggasse, in der Sigmund Freud zu Hause war, aber er hatte keinen Kontakt mit ihm. Wir können wohl sagen, dass die Stadt Wien auf Mokichis innere Gefühle keinen Einfluss hatte. In der Servitenkirche in unmittelbarer Nähe von Mokichis Wohnadresse Grünentorgasse 18 dichtete Mokichi voller Freude über die Geburt seines Sohnes Shigeta. Wenn in seinen Gedichten allerdings Namen wie die Servitenkirche oder der Prater vorkommen, dann nur als einfache Ortsnamen, ohne tiefere Bedeutung.

Die Dichtergruppe Araragi

Mokichi hatte eine große Leidenschaft für das Dichten von *waka*-Gedichten. In nur 5 – 7 – 5 – 7 – 7, also insgesamt 31 Silben, muss man in einem *waka*-Gedicht die Jahreszeit, seine Gefühle und eine gewisse Szene darstellen. Mokichi gehörte der Araragi-Dichterschule an, welche ganz besonders die Darstellung des realistischen Alltagslebens und der menschlichen Gefühlszustände schätzte. Araragi bedeutet Knabenkraut, eine Pflanze, die neben Mokichis Grabmal in seiner Heimat wächst, es ist aber zugleich der Name einer Gruppe von gleichgesinnten Poeten als auch der Titel ihrer Zeitschrift.

In Japan gibt es zwei Arten von lyrischen Gedichten, *waka* und *haiku*. Beim *haiku*-Gedicht muss man alles in 5 – 7 – 5, also 17 Silben ausdrücken. Das *haiku* ist seit der Edo-Zeit im Alltagsleben des Volkes sehr populär.

Das *waka* hat eine sehr lange Tradition seit der Nara- und Heian-Zeit, also seit dem 6. Jahrhundert. Zunächst dichteten der Tennō und seine Aristokraten bei Hof, und später auch die Samurai über die jahreszeitlichen Veränderungen. Heute noch treffen sich ausgewählte Dichter am Hof des Tennō und dichten zu Neujahr glücksbringende Gedichte.

Mokichis *waka*-Dichtergruppe zielte auf die Erweiterung der *waka*-Dichter auch auf die unteren Schichten ab. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt Mokichi den Kulturorden als *waka*-Dichter, denn er befreite das *waka* vom Joch der Form und der ständischen Tradition des Heian-zeitlichen Adels,

wie sie in den Gedichtsammlungen *Kokinshū* und *Shinkokinshū* gepflegt wurde. Seine Parole war: Kehren wir zum Geist der ursprünglichen *waka* zurück, wie wir ihn im *Manyōshū* der Nara-Zeit finden. In dieser Sammlung schätzte Mokichi besonders die Gedichte von anonymen Dichtern sehr, die vermutlich aus dem einfachen, namenlosen Volk stammten.

Der Geist von Mokichis Gedichten

Bei einer Rundreise nach Donaueschingen beobachtete Mokichi die schöne Landschaft, die Wälder und Wiesen. Dann machte er sich auf die Suche nach *sansai*, essbaren Pflanzen, die in der Natur vorkommen, und fand *fuki*, Hufblattich, den man in Japan gerne isst. Er sammelte eine größere Menge, kochte den Hufblattich im Wirtshaus und aß ihn mit einem erfrischenden Gefühl, als ob er in seiner Heimat Kaminoyama wäre.

Als ihn eine Frau vom Wirtshaus deswegen fragte, ob er ein Pferd wäre, antwortete Mokichi: „Ich beobachte und fühle die Natur dieser Gegend mit allen fünf Sinnen, nicht nur mit den Augen, sondern auch mit den Ohren, dem Geruchssinn, dem Tastsinn und dem Geschmackssinn!“ Das ist die grundlegende Haltung in Mokichis Dichtung. Eine hoch kultivierte und raffinierte Stadt in Mitteleuropa wie Wien konnte hingegen die inneren Gefühle Mokichis genauso wenig beeinflussen wie das höfische *Kokinshū*.

Mokichis junge Frau und seine alte Mutter

In Vorbereitung für diesen Aufsatz las ich das Tagebuch Mokichis, welches er während seines Europaaufenthalts führte. Darin schrieb er über seine Rundreise entlang der Donau nach Donaueschingen oder über den Schock, den er bei einem Erlebnis im Stadtpark in Wien erlitt. Mokichi arbeitete sehr fleißig und erhielt im Jahr 1922 für seine Studien zur Gehirnheilkunde unter der Leitung von zwei Professoren die Doktorwürde der Universität Wien. Ähnlich wie ich selbst später schickte er viel Fachliteratur nach Aoyama in Tokio. Beim großen Erdbeben am 1. September 1923 blieb das Krankenhaus Aoyama unbeschädigt, aber zwei Monate später brannte das schöne, große moderne Gebäude im europäischen Stil aus unbekanntem Gründen ab.

Mokichis Frau Teruko war die Tochter von Mokichis Adoptivvater. In Aoyama geboren und aufgewachsen, hatte sie sehr liberale Gedanken über die Beziehung zwischen Mann und Frau. Im Roman *Das Haus Nire. Verfall einer Familie* von Kita Morio, dem zweiten Sohn Mokichis, wird deutlich, dass Frau Teruko einer liberalen Philosophie der Liebe frönte. Teruko war 13 Jahre jünger als Mokichi. Im Jahr 1933 verursachte sie einen großen Skandal,

bekannt als „Tanzhallenaffäre“, wonach sie sogar von der Polizei verhaftet wurde.

Mokichi selbst war in Yamagata geboren worden und von der konfuzianischen Moral geprägt. Er hegte eine große Liebe zu seiner Mutter Fuku wie zur heiligen Maria. In seiner Gedichtsammlung *Shakkō* (Rotes Licht) aus dem Jahr 1913 widmete er ihr unter anderem die folgenden beiden Gedichte:

An der Seite der sterbenden Mutter schlafend –
das Quaken der Frösche aus den Reisfeldern tönt laut und klar zum Himmel

Zwei kleine Schwalben mit roten Schnäbeln und Hälsen auf dem Balken –
meine alte Mutter ist gerade gestorben

Eine Mokichi schockierende Erfahrung in Wien

Als Nächstes möchte ich über einen großen Schock sprechen, den Mokichi in Wien erlitt, als er einmal einen Spaziergang durch den Stadtpark machte. Dort traf er auf ein Paar, das sich küsste. Er stellte sich hinter einige Bäume und beobachtete das Paar. Als er nach einer Stunde wieder zum gleichen Ort zurückkam, war das Paar immer noch da und küsste sich noch immer. Wie wir aus seinem Tagebuch wissen, war das für ihn ein großer Schock. Um diesen Schock zu verstehen, muss man sich die moralische Situation Japans in der Zwischenkriegszeit vor Augen halten. In seinem Buch *Im Lande der aufgehenden Sonne* schrieb Prof. Molisch, der um die gleiche Zeit in Japan war, dass es bei den Japanern beim Begrüßen oder Verabschieden keine Umarmungen, keinen Händedruck und kein Küssen gibt. Molisch erwähnt in diesem Zusammenhang auch eine komische Episode. Ein kaiserlicher Prinz hatte, um die bildende Kunst in Japan zu fördern, zu einem hohen Preis eine Plastik von Rodin gekauft, die ein sich küssendes Paar darstellte. Als der Prinz diese Plastik in Tokio öffentlich ausstellte, um Rodins Kunst auch seinen Landsleuten nahezubringen, wurde die Plastik von der Polizei entfernt, was meiner Meinung nach symptomatisch für die moralische Situation Japans in jener Zeit ist. Als Mokichi die sich küssenden Wiener beobachtete, wusste er noch nicht, dass ihm in Japan noch größere Schocks bevorstehen würden, der Araragi-Skandal und die Tanzhallenaffäre seiner Frau im Jahr 1933.

Nach seinem Aufenthalt in Wien hielt sich Mokichi noch ein weiteres Jahr in München auf, ehe er nach Japan zurückkehrte. Er übersiedelte als Neurologe von Nagasaki nach Tokio und wurde Leiter der Bewegung zur Erneuerung der *waka*-Dichtung in Japan.

In Kaminomiya gibt es heute ein Mokichi-Museum, in dem viele Materialien über Mokichis Leben als Neurologe genauso wie als *waka*-Dichter zu finden sind. Dort gibt es auch ein Papier mit vielen Unterschriften seiner Freunde und Bekannten, die ihm auf diesem Wege Gesundheit und Erfolg bei seinem Auslandsstudienaufenthalt in Wien wünschten. Unter den Unterschriften ist auch die von Prof. Ishihara, dem Übersetzer der Einstein'schen Relativitätstheorie, der nicht nur Professor für Physik, sondern auch ein Mitglied des Araragi-Dichterkreises war. Ehe Albert Einstein, dessen Werke er übersetzt hatte, die Universität Tōhoku besuchte, trat Prof. Ishihara als Professor der kaiserlichen Universität zurück, weil er durch seine Beziehung zur schönen Hara Asao, die ebenfalls Mitglied der Araragi war, einen Skandal verursacht hatte. Meiner Meinung nach war das für Mokichi ein noch viel größerer Schock als das sich küssende Paar in Wien, aber darüber hat er nichts in sein Tagebuch eingetragen.

Auf einem Foto von der Willkommensfeier für Albert Einstein an der Universität Tōhoku ist daher Prof. Ishihara nicht zu finden, sondern Prof. Aichi Kei'ichi. Aichis Sohn Ki'ichi wurde nach dem Zweiten Weltkrieg Finanz- und Unterrichtsminister. Als solcher trug er wesentlich zur Verwirklichung des Plans von einem neuen Gelände für die Universität Tōhoku in Aobayama bei. Dieser Plan bildete den Anlass für die Entstehung einer Demokratisierungsbewegung an der Universität Tōhoku.

Hans Molisch in Sendai

Als nächstes möchte ich nun über das Leben von Prof. Molisch in Sendai berichten, zuerst aber einen kurzen Lebenslauf voranstellen. Molisch wurde im Jahr 1856 in Brünn geboren. Sein Vater war Großgärtner und sein Haus lag neben dem Kloster, in dem der Genetiker Gregor Mendel lebte. Dessen berühmte genetische Experimente fanden in dem Garten neben Molischs Weingarten statt. Durch die Ergebnisse seiner Experimente aus dem Jahr 1865 wurde der katholische Abt Mendel wegen seiner daraus abgeleiteten genetischen Gesetze weltberühmt. Molisch traf im Jahr 1865 neun Jahre alt den Wissenschaftler Mendel in seinem Weingarten und wurde von diesem stark beeinflusst. So studierte er an der Universität Wien Botanik. Nach Abschluss seines Studiums wurde er zuerst Dozent der Technischen Hochschule Graz, dann begann er im Jahr 1894 als Professor an der Universität Prag zu arbeiten, danach trat er im Jahr 1909 die Professur für Botanik an der Universität Wien nach seinem Lehrer Prof. Wiesner an. Im Jahr 1901 besuchte Kaiser Franz Joseph Molisch' botanisches Laboratorium in Prag und staunte sehr über das strahlende Licht der Bakterien.

Im Jahr 1922 kam Prof. Molisch nach Sendai, arbeitete dort drei Jahre und kehrte 1925 nach Wien zurück. Die kaiserliche Universität Tōhoku stellte Prof. Molisch als Gastprofessor für Botanik mit einer Besoldung von hundert Millionen Yen pro Jahr ein, das entspräche heute nach der Kaufkraft etwa einer Million Euro. Die österreichische Botanik wurde durch den Name Gregor Mendel weltberühmt, und daher wollte die kaiserliche Universität Tōhoku ihr neugegründetes Seminar für Botanik mit dem eminenten Gelehrten Prof. Molisch schmücken. Er arbeitete damals über die Lichtentwicklung von Leucht-bakterien und lehrte in Sendai physiologische Botanik. Die kaiserliche Universität Tōhoku bereitete zwei Gebäude für Prof. Molisch vor, ein Wohnhaus im europäischen Stil und ein Studienzimmer samt Laboratorium. Damals war Prof. Molisch schon 66 Jahre alt. Die Reise von Marseille nach Kobe dauerte damals mit dem Schiff über 40 Tage, und dann mit der Eisenbahn noch 20 Stunden mehr nach Sendai, es war also eine sehr lange Reise für den alten Mann. Wegen der starken Inflation nach dem Ersten Weltkrieg in Österreich entschied sich Prof. Molisch trotzdem für die Reise in die fernöstliche Welt. Es ist für uns ein Rätsel, warum die Universität Prof. Molisch mit einer so hohen Besoldung anstellte. Ich möchte auf diese wichtige Frage später eine Antwort geben.

Neben dem Haus von Prof. Molisch lag der alte botanische Garten der Universität. Heute sind davon nur noch die beiden japanischen Zedern erhalten, die Prof. Molisch aus der Mausoleumstadt Ieyasus, Nikkō, dorthin verpflanzte. Im alten Schloss Sendai liegt heute das Universitätsgelände der Universität Tōhoku. In Hans Molisch' Buch heisst es: „Da ist ein neuer botanischer Garten der Universität, darin kann man einen Naturschatz von Tannenwald bewundern. Von meinem Studierzimmerfenster aus kann man auf die immergrünen Nadeln der Tannenbäume blicken. Daraus weht immer frische grüner Wind“.

Am 10. Juli 1945 bombardierten 123 B-29 Bomber mit Brandbomben die Stadt Sendai, wobei über tausend Menschen getötet und viele Nationalschätze verbrannt und zerstört wurden. Wunderbarerweise wurde das Haus von Prof. Molisch nicht zerstört. Danach wurde das Wohnhaus allerdings zweimal renoviert und zuletzt vor zwanzig Jahren als dreistöckiges Betonhaus Neubaut. Dieses Haus heißt heute Katahira-Bürgerhaus. Das Laboratorium und das Studierzimmer sind hingegen unverändert erhalten und dienen heute inmitten des alten Universitätsgeländes als Universitätsfernsehgebäude.

Hans Molisch, Albert Einstein und andere europäische Wissenschaftler in Sendai

Im Jahr 2003 arbeitete ich zum ersten Mal als Redner im Rahmen des Weltgeschichtekurses im ehemaligen Studierzimmer von Prof. Molisch. Der frühere Dekan der naturwissenschaftlichen Fakultät, damals Direktor der Fernsehuniversität, begleitet mich auf der Suche nach Spuren von Prof. Molisch in Sendai. Prof. Molisch hielt seine Vorlesungen auf Deutsch und nur manchmal auf Englisch, und er wohnte in seinem Studierzimmer und nicht in seinem großen Wohnhaus.

Am 3. Dezember 1922 kam der weltberühmte Physiker Albert Einstein nach Sendai und Prof. Molisch und angeblich Prof. Ishihara empfingen ihn an der Tōhoku-Universität. Es war allerdings, wie gesagt, nicht Prof. Ishihara, sondern Prof. Aichi Keiichi. Prof. Ishihara war zwar der Übersetzer der Relativitätstheorie ins Japanische, aber er war im Jahr 1921 von seiner Position als Professor der kaiserlichen Universität Tōhoku zurückgetreten, weil er mit einer Araragi-*waka*-Dichterin ein Verhältnis begonnen und damit einen Skandal entfacht hatte.

Die Tōhoku-Universität hatte ursprünglich die Absicht, Albert Einstein als Professor für Physik anzustellen, aber die Verleihung des Nobel-Preises erhöhte die Kosten für Einstein derart, dass die Universität von ihrem Vorhaben Abstand nehmen musste. Einstein hatte auf der Schiffsreise nach Japan erfahren, dass er den Nobelpreis erhalten hatte. In Sendai tat Albert Einstein kund, wie sehr er die Universität Sendai schätzte. Ein Grund dafür war wahrscheinlich die Anwesenheit des großen österreichischen Botanikers Hans Molisch. Auch danach kamen viele deutsche Wissenschaftler nach Sendai: Im Jahr 1924 beispielsweise der Philosoph Eugen Herrigel, der in Sendai unter der Anleitung von Awa Kenzō ein begeisterter Anhänger des Kyūdō, der japanischen Bogenschießkunst, wurde. Awa war ein Meister des japanischen Bogenschießens und unterrichtete dieses Fach an der zweiten Oberschule in Sendai. Laut Herrigel ist die Philosophie des Zen das Wesentliche in der Bogenschießkunst.

Karl Löwith, ein Wissenschaftler jüdischer Herkunft, arbeitete von 1936 bis 1941 als Professor für Philosophie an der Universität Tōhoku. Er schrieb in Sendai sein Buch *Die Anklage*, in dem er den Rassismus des Nationalsozialismus in Deutschland sehr scharf kritisierte.

Schließlich kam Kurt Singer von der kaiserlichen Universität Tokio als Lehrer der deutschen Sprache an die zweite Oberschule in Sendai. In Tokio war Singer ein Mitglied der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gewesen und hatte über Max Webers „Ethik des Protestantismus und der Geist des Ka-

pitalismus“ gelehrt. Aus der Schar der Schüler von Kurt Singer möchte ich zwei berühmte japanische Wissenschaftler herausgreifen, die beide schon verstorben sind: Ōtsuka Hisao in Tokio und Ōta Hidemichi in Sendai. Ōtsuka's Wirtschaftsgeschichte zeigt genauso den enormen Einfluss Singers wie Ōta's griechische Geschichte. Da auch Singer jüdischer Herkunft war, konnte er nicht in Japan bleiben und musste nach Australien fliehen.

Hier möchte ich auf die Frage nach Prof. Molischs hoher Besoldung zurück kommen. Nach meiner Meinung war die drittälteste Universität Japans, die Universität Tōhoku, dazu ausersehen, die erste echte Forschungsuniversität Japans zu werden.

Die kaiserlichen Universitäten Tokio und Kioto waren nach der Meiji-Restauration sehr damit beschäftigt, als Übersetzungs- oder Nachahmungsstätten von europäischen Techniken und Systemen zu fungieren. Wie Mori Ōgai sagte, gab es bis nach dem Ersten Weltkrieg in Japan keinen Forschungsgeist. Es gab nur den Geist des Erlernens und des Lernstrebens. Um den wahren Forschungsgeist zu schaffen, musste man in Japan die weltberühmtesten Wissenschaftler nicht als Lehrer, sondern als Forscher beobachten und mit ihnen täglich im gleichen Studierzimmer oder Laboratorium zusammenarbeiten. In Sendai spielte Professor Hans Molisch diese wichtige Rolle nicht nur für die Universität, sondern für die japanische Wissenschaftsentwicklung überhaupt (Vgl. Mori 2000: 126-132).

Das tägliche Leben und die Rundreisen von Prof. Molisch

Über das Leben von Hans Molisch in Sendai berichtet ausführlich die im Jahr 1927 in Wien erschienene Autobiographie *Im Land der aufgehenden Sonne*. Eine japanische Übersetzung von Seno Fuminori erschien im Jahr 2003. Daher kann man heute in Japan über die Betrachtungen japanischer Phänomene durch Hans Molisch und seine alltäglichen Lebenserfahrungen bequem in japanischer Sprache lesen.

Hier möchte ich nun über zwei Episoden sprechen, erstens über das größte Erdbeben, das die Japaner bisher jemals erlebten, und zweitens über einen schönen Ausflug, den Prof. Molisch in Sendai machte. Eine große Rundreise führte Prof. Molisch nach Nordsachalin, um dort das Leben und die Kultur der auf der Insel Hokkaidō Ainu genannten ethnischen Minderheit zu studieren. Nach Süden reiste Prof. Molisch bis in die Nähe der Stadt Kagoshima auf der Insel Kyūshū in die kleine Stadt Shibushi und die davor in der Bucht liegende unbewohnte Insel Birō.

Am 1. September 1923 brach in Kantō das seit Menschengedenken größte Erdbeben aus, doch glücklicherweise war Prof. Molisch zu diesem Zeitpunkt

bereits nach Sendai zurückgekehrt. 25 Stunden zuvor war er noch in Tokio gewesen. In Nagoya sah Prof. Molisch mit Begeisterung den goldenen Delphin auf dem Dach des Schlosses von Nagoya, den er schon fünfzig Jahre zuvor in Wien gesehen hatte, denn der Delphin war bei der Weltausstellung in Wien 1873 ausgestellt gewesen. Damals war Molisch erst 17 Jahre alt gewesen. Genau fünfzig Jahre später begegnete Molisch dem Delphin abermals in Nagoya.

Im Jahr 1873 arbeitete der japanische Architekt Yamazoe Kisaburō im Pratergarten in Wien. Er war der Bauleiter des japanischen Pavillons, der in Wien für die Weltausstellung errichtet wurde. Nach Japan zurückgekehrt, begann er als Baudirektor der Präfektur Miyagi in Sendai zu arbeiten. Er genehmigte den Bau des Matsushima Park Hotels, der vom tschechischen Architekt Jan Letzel stammt. Letzel baute in Hiroshima 1915 das Gebäude der Industrie- und Handelskammer, das nach dem Atombombenabwurf als Atombombendom bekannt wurde. Der Architekt Letzel baute aber auch in seiner Heimat Prag auf dem Wenzelsplatz das Hotel Europa. Yamazoe genehmigte und beaufsichtigte den Bau aller modernen Gebäude in Miyagi, wie Volksschulen, Polizeigebäude usw. Darunter ist das Volksschulgebäude in Tome das wichtigste. Obwohl es äußerlich Ähnlichkeiten hat, ist es nicht die Nachahmung eines Wiener Gebäudes, denn es ist ohne Marmor, buntes Fensterglas, Beton oder Eisenbeton errichtet. Yamazoe erlernte in Wien die Bedeutung von öffentlichen Gebäuden. Der Holzschulbau in Tome war fast hundert Jahre lang in Gebrauch, bis er 1990 in ein Schulmuseum umgewandelt wurde.

Prof. Molisch und die Wale

Zum Abschluss möchte ich noch auf einen schönen kleinen Ausflug Prof. Molischs zu sprechen kommen. Am 31. Oktober 1923 machte Prof. Molisch zehn Kilometer östlich von Sendai eine Reise entlang des Pazifischen Ozeans via Shiogama, Matsushima und Ishinomaki und dann südseits entlang der Halbinsel bis zur Walfangbasis Ayukawa.

Dort sah er zum ersten Mal in seinem Leben einen 16 Meter langen Wal und nahm an der Ausschachtung eines Wals teil. Seinen Eindruck von diesem Wal verglich er mit dem, den er von den Sequoia-Bäumen in Kalifornien bekommen hatte. Historisch gesehen gibt es in Japan seit 400 Jahren drei große Walfangbasen, nämlich in Ayukawa, in Wakayama und in Kōchi.

Im Juni 2009, verirrte sich ein Wal in die Bucht von Wakayama, und viele Japaner waren besorgt darüber, ob das große Tier wohl wieder unversehrt in den Ozean schwimmen würde. Vor 150 Jahren kamen amerikanische Walfangschiffe in die japanischen Küstenmeere und forderten die Öffnung des Landes, um in den japanischen Häfen frisches Gemüse und Wasser zu erhalten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fuhren viele Walfangschiffe von Ayukawa ins Südpolarmeer und lieferten genügend Lebensmittel für das japanische Volk. Ohne das Walfleisch hätte wahrscheinlich eine Million Japaner aus Hunger sterben müssen.

Heute ist es verboten, Wale zu gewerblichen Zwecken zu fangen. Bereits im Jahr 1923 befürchtete Prof. Molisch die Vernichtung der Walexistenz und machte Vorschläge zum planmäßigen Schutz der Wale.

Nach der Besichtigung der Ausschachtung des Wales setzte Prof. Molisch mit dem Schiff auf die kleine Insel Kinkasan über, wo er die Ökologie der japanischen Affen und Hirsche beobachtete. Er übernachtete eine Nacht auf dieser kleinen Insel, auf der es auch heute nur einen Shintō-Schrein und eine Pension gibt. Sein Interesse an den Affen bezog sich auf deren Essensgewohnheiten. Affen essen sowohl Pilze als auch Seegras. Seegras essen auch Japaner gerne in der Miso-Suppe bei ihrem täglichen Mittag- oder Abendessen, und daher bildet das rohe Seegras für die japanischen Affen auch keinerlei Gefahr. Bei den Pilzen allerdings gibt es zwei Arten, giftige und ungiftige. Der Mondnachtpilz sieht sehr anziehend aus, duftet gut, ist aber giftig. Wie können die Affen beurteilen, ob ein Pilz giftig ist oder ungiftig? Das war für Prof. Molisch ein großes Problem, das er ergründen wollte.

Vor der Insel Kinkasan treffen sich im Pazifischen Ozean kalte und warme Meeresströmungen. Dort entsteht sehr viel Plankton, das die Fische gerne essen, und daher ist dort einer der besten Plätze für die japanische Fischerei. Leider gibt es keine Aufzeichnungen von Prof. Molisch über die Mahlzeiten, die er in dieser Gegend eingenommen hat, so dass wir nicht wissen, ob ihm das Walfleisch und die Pilze schmeckten oder nicht.

Heute noch sind viele Schüler und Enkelschüler von Prof. Molisch in den japanischen Naturwissenschaften führend tätig, nicht nur in Sendai, sondern in ganz Japan. Das wichtigste Geschenk von Professor Molisch an die Universität Tōhoku aber war es, in Sendai den Geist für wissenschaftliche Forschung eingepflanzt zu haben, der an der Universität Tōhoku bis heute fortbesteht.

Ich hoffe, durch diesen kurzen Beitrag gezeigt zu haben, dass auch die Beziehungen zwischen einzelnen Regionen Japans und Österreich oder andererseits zwischen einzelnen Regionen Österreichs und Japan durchaus erforschenswert sind und interessante Ergebnisse liefern können.

Nachbemerkung: Da der Autor des vorstehenden Aufsatzes mittlerweile an einer schweren Krankheit leidet, die es ihm nicht erlaubt, weiterhin wissenschaftlich zu arbeiten, wurde sein Aufsatz, den er original in deutscher Sprache abfasste, von Danica Naprstkova und Sepp Linhart nachbearbeitet, ohne dass ihn Prof. Sato noch einmal korrigieren konnte. Wir ersuchen den Autor um Nachsicht, falls wir seine ursprünglichen Aussagen eventuell verfälscht haben sollten. DN und SL.

Literatur

Grünberg, Carl

1973 *Archiv für die Geschichte des Sozialismus und der Arbeiterbewegung*. Zürich: ohne Verlag.

Hatfield, Steven D.

2009 „Letters to the family: Rudyard Kipling’s 1907 observations and opinions regarding immigration to Canada”, *Seiyōshi kenkyū* 38: 79-98.

Molisch, Hans

1927 *Im Lande der aufgehenden Sonne*. Wien: Springer.

Mōrischu Hansu [=Molisch, Hans]

2003 *Shokubutsugakusha Mōrischu no Taishō Nippon kansatsuki*. Ins Japanische übersetzt von Seno Fuminori. Tokio: Sōshisha.

Mori Ogai

2000 *Zuihitsu*. Tokio: Iwanami shoten.

Norman, Herbert E.

1949 *Ando Shoeki and the Anatomy of Japanese Feudalism*. Tokio: Asiatic Society of Japan (=Transactions of the Asiatic Society of Japan, Series 3, Vol. 2).

Pollmann, Bernhard

1990 *Chronik 1911. Tag für Tag in Wort und Bild*. Dortmund: Chronik Verlag.

Tōhoku daigaku (Hg.)

1960 *Tōhoku daigaku gojū-nen shi*. 2 Bde. Sendai: Tōhoku daigaku.

O.J. *Tohoku university archives*. <http://webdb3.museum.tohoku.ac.jp/tua-photo/photo-imag-imag-l.php?mode=i&id=c002403>.

Yoshino Sakuzō

1995-1997 *Yoshino Sakuzō senshū*. 16 Bde. Tokio: Iwanami shoten.

Josef KREINER

Die Gründung des Instituts für Japankunde an der Universität Wien

In dem sich über mehrere Jahre zwischen 1935 und 1939 hinziehenden Prozess der Gründung des „Instituts für Japankunde (Baron Mitsui–Widmung) an der Universität Wien“¹ kumulieren verschiedene Entwicklungen auf dem Gebiet der Wissenschaften vom Menschen, vornehmlich der Volks- und Völkerkunde, Anthropologie, Urgeschichte und Sprachwissenschaft, sowohl in ihren allgemeinen Aspekten wie in ihrer Form als auf Japan ausgerichtete Regionalwissenschaft. Diese laufen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Österreich einerseits wie auch in Japan andererseits und wirken bis in die Nachkriegszeit, in Gestalt der Abteilung für Japanologie am Institut für Ostasienwissenschaften an der Universität Wien sogar bis heute, weiter. Mehr als politische Hintergründe und verwaltungstechnische Maßnahmen wird daher die Wissenschaftsgeschichte im Mittelpunkt der folgenden Ausführungen stehen.

Die angesprochenen Entwicklungen wiederum werden von einzelnen Forscherpersönlichkeiten geprägt bzw. beeinflussen diese nachhaltig. Auf österreichischer Seite sind es in erster Linie die Professoren P. Wilhelm Schmidt,

1 So die Bezeichnung des Instituts in einer beglaubigten Abschrift WV Nr. 84 zu 309203/39 des Statuts aus dem Jahr 1939 (kein Datum). Das Statut fügt hinzu: „Im inneren Amtsverkehr ist die [...] gekürzte Bezeichnung „Japan–Institut Wien“ zulässig.“ [Archiv des Außenministeriums *Gaikō Shiryō–kan* (im Folgenden GS) Tōkyō I. 1.3.0.12 *Uuin daigaku Nihon kenkyūjo kankei ikken* (Vorgang im Zusammenhang mit dem Japan–Institut der Universität Wien) 1933–1943]. Der früher zu datierende, offensichtlich aus der Zeit vor dem „Anschluß“ stammende Entwurf des Statuts für ein dem Institut für Völkerkunde anzugliederndes „Institut für Japankunde“ [GS Tōkyō, gleicher Akt] gibt den Namen „Institut für Japankunde, errichtet aus den Mitteln der Baron–Mitsui–Spende, angegliedert dem Institut für Völkerkunde an der Universität Wien“ an. Dieser Name wird auch in einem von sehr gutem Durchblick durch die komplizierte innere Situation der Universität Wien vor und nach dem März 1938 zeugenden, handschriftlichen Brief des Wiener Generalkonsuls Yamaji Akira an Außenminister [General] Ugaki Kazushige vom 25. August 1938 verwendet [GS Tōkyō, gleicher Akt]. Auf japanischer Seite wird fast durchgehend die Bezeichnung „*Nihon kenkyūjo*“ (Japan–Forschungsinstitut) verwendet. Handschriftliche Anmerkungen von Prof. P. Wilhelm Koppers in dem Protokoll einer Kommissionssitzung der Philosophischen Fakultät der Universität Wien vom Samstag, 5. März 1938, 11 Uhr, betreffend das Lektoratsansuchen des Dr. Masao Oka, sprechen zweimal von der „Errichtung eines Japaninstitutes“ (Archiv der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, Dekanat ZI. 596 aus dem Studienjahr 1937/38). Mehrere Abrechnungen über Postausgaben, Ausgaben aus der Handkasse, bzw. Verzeichnisse über angekaufte Bücher aus den Jahren 1940f. tragen den mit Schreibmaschine getippten Briefkopf „Orientalisches Institut der Universität Wien Abteilung Institut für Japankunde“ [GS Tōkyō, gleicher Akt]. Im Folgenden wird, sofern nicht Quellen zitiert werden, die Kurzformel „Japan–Institut“ verwendet.

ihm zur Seite P. Wilhelm Koppers und (damals Privatdozent) Robert (von) Heine–Geldern, sowie besonders für die spätere Zeit von überragender Bedeutung der Lektor, später Dozent und außerordentliche Professor Alexander Slawik. Auf japanischer Seite sind zunächst zu nennen die Forscher Yanagita Kunio, der Begründer der japanischen Volkskunde, und der Religionswissenschaftler Orikuchi Shinobu, mit ihrem gar nicht stark genug zu betonenden Einfluss auf den jungen Soziologen Oka Masao, dann dessen Mentor, der Volkskundler und Bankier Shibusawa Keizō, in zweiter Linie der für Wien entscheidend wichtige Mäzen Baron Mitsui Takaharu, und der vor allem nach dem Krieg in der japanischen Völkerkunde tonangebende Ishida Ei'ichirō. Die folgenden Ausführungen werden daher notwendigerweise in der Darstellung der einzelnen, zu der schliesslich im Sommersemester (April) 1939 erfolgten endgültigen Etablierung des Japan–Instituts hinführenden Schritte bzw. im Ausblick auf die späteren Folgen dieser Gründung auf die genannten Persönlichkeiten näher eingehen müssen.

1. Entwicklungen in Österreich

Mit einiger Verspätung gegenüber anderen Gründungen in Mitteleuropa (vgl. Leiden 1837, München 1868, Berlin 1873) war auch in Wien im Zusammenhang mit der Neuordnung der kaiserlichen Sammlungen und der Errichtung der Hofmuseen anlässlich des Regierungsjubiläums Franz Josephs I. im Jahr 1888 am Naturhistorischen Museum eine Ethnographische Abteilung geschaffen und damit der sich damals gerade herausbildenden Wissenschaft der Ethnologie eine Heimstätte gegeben worden. Ebenso wie die Museen in Leiden, Berlin und München von Anfang an auf Japan–Sammlungen basierten bzw. sich um den Erwerb solcher intensiv bemühten,² hat der erste Kustos dieser Wiener Ethnographischen Abteilung, Franz Heger, durch die von ihm in die Wege geleitete Schenkung der umfangreichen Japan–Sammlung des zweiten Siebold-Sohnes Heinrich (Henry) von Siebold 1889 einen unübersehbaren Schwerpunkt gesetzt. 1893 bzw. 1918 kam die ebenfalls zahlreiche Japanobjekte umfassende Sammlung von der Weltreise des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand d'Este hinzu. Im Hinblick auf die entscheidend wichtige Rolle, die den Völkerkundemuseen im deutschen Sprachraum für die Entwicklung der Methode dieser Wissenschaft zukam – ich verweise hier

2 Das Rijksmuseum voor Volkenkunde Leiden basiert auf dem Grundstock der umfangreichen Japan–Sammlung Philipp Franz von Siebolds, das Staatliche Museum für Völkerkunde München hat sehr früh die zweite Sammlung dieses Japanforschers erworben, in Berlin war der Gründungsdirektor Adolf Bastian die treibende Kraft hinter dem Zustandekommen der einzigartigen, heute zwischen Berlin (teilweise St. Petersburg) und dem Nationalmuseum Tokio geteilten Ryūkyū–Sammlung 1884.

nur auf Fritz Graebner und Bernhard Ankermann am Berliner Museum – kam dieser Wiener Museumsgründung grosse Bedeutung zu. Im Jahre 1928 wurde die Abteilung unter dem Direktorat des Amerikanisten Fritz Röck als Museum für Völkerkunde verselbständigt und in der Neuen Hofburg, Corps de Logis, untergebracht. Zu diesem Zeitpunkt wie auch in der Folgezeit hatte das Museum allerdings keinen Japan-Spezialisten unter seinen wissenschaftlichen Angestellten, nahm daher an den zum Japan-Institut hinführenden Entwicklungen nicht teil.³

Fast zeitgleich mit der Errichtung dieser Ethnographischen Abteilung erfolgte ein weiterer, für das hier zu behandelnde Thema entscheidend wichtiger Schritt: Die 1875 von Arnold Janssen in Steyl bei Venlo/Niederlande gegründete Missionsgemeinschaft des Ordens Societas Verbi Divini (SVD) errichtete 1889 ihr zweites Missionshaus St. Gabriel in Mödling bei Wien. Die aus dem katholischen Rheinland nördlich von Köln stammenden Gründerväter dieses Ordens bemühten sich, Sprachwissenschaft und Völkerkunde als Grundlage der Mission zu fördern, ebenso wie umgekehrt die Forschungen und Berichte der Missionare aus aller Welt zur Entwicklung der Wissenschaft in Europa beitragen sollten und beigetragen haben. Die Einrichtung ethnographischer Museen in Steyl aber auch in St. Gabriel (hier 1899) entsprach dieser Zielsetzung, vor allem aber die Gründung einer in Wien herausgegebenen einschlägigen Fachzeitschrift *Anthropos – Internationale Zeitschrift für Völker- und Sprachenkunde* im Jahr 1906. Letztere war das Werk von P. Wilhelm Schmidt (geb. 1860 in Hörde, gest. 1954 in Fribourg), bis heute als „Kernstück“ seines Lebenswerkes angesehen (Rahmann 1956: 18). Die eigentliche wissenschaftliche Entwicklung P. W. Schmidts kann hier nicht im Einzelnen dargestellt werden. Wichtig ist festzuhalten, dass er sich nach epochemachenden Arbeiten auf dem Gebiet der Sprachwissenschaft (vgl. etwa seine Herausarbeitung der austronesischen Sprachfamilie) der Völkerkunde zuwandte und, angeregt von den in Vorträgen von Fritz Graebner geäusserten, 1911 in dessen *Methode der Ethnologie* ausgeführten Gedanken, durch Vergleich einzelner Kulturelemente zu einer Rekonstruktion älterer Kulturkonfigurationen (Kulturkomplexe, Kulturkreise) gelangen zu können, und so das methodische Grundgerüst der „Kulturhistorischen Schule“, später vereinfacht „Wiener Schule“ genannt, entwickelte. Dieses verleitete schliesslich in den 1930er Jahren dazu, Anspruch auf weltweite Geltung erhebende Kulturkreise

3 Der wissenschaftlich der Japanforschung noch am nächsten Stehende war der damalige Privatdozent Robert (von) Heine-Geldern, Südostasien-Spezialist und für einige Jahre „Volontär“ (unbesoldeter Assistent) am Museum. Erst der Kustos Alfred Janata, eigentlich Nahost-Spezialist, hat in den frühen 1960er Jahren begonnen, sich in die Japan-Sammlungen einzuarbeiten. Ein Ergebnis seiner Bemühungen war die europaweit erste Japan-Sonderausstellung in der Nachkriegszeit *Das Profil Japans* 1965.

zu postulieren, die mehr oder weniger die gesamte Menschheitsentwicklung ab der „Urkultur“ darstellen sollten. Zur Beschreibung dieser „Kulturkreise“ verwendete Schmidt meist ein Begriffspaar, das einerseits die Sozialorganisation, andererseits die Wirtschaftsform der betreffenden Kulturen auf einen Nenner brachte. Im Hintergrund stand bei ihm als gläubigem Katholiken immer die Frage nach der Religion, der Weltanschauung und der Gottesvorstellung, wie sie sich in seinem *magnus opus* mit dem Titel *Der Ursprung der Gottesidee* grandios abbildet.

Schmidt, der nie als beamteter Professor dem Lehrkörper der Universität Wien angehörte, sondern stets St. Gabriel verpflichtet blieb bzw. von dort zu Sonderaufgaben in den Vatikan gerufen wurde⁴, stand in P. Wilhelm Koppers (geb. 1886 in Menzeln bei Xanten, gest. 1961 in Wien) ein jüngerer, kongenialer Mitarbeiter zur Seite, der im Gegensatz zu Schmidt seine gesamte Ausbildung von Anfang an in St. Gabriel bzw. an der Universität Wien absolviert hatte: Studium in St. Gabriel 1905–1911 gemeinsam mit Martin Gusinde und Paul Schebesta, nach der Priesterweihe ab 1913 Mitarbeiter von P. W. Schmidt, 1917 Promotion mit einer Dissertation *Die ethnologische Wirtschaftsforschung*; 1924 Habilitation für „Allgemeine Völkerkunde“. Im Jahr 1923 hatte Koppers die Herausgeberschaft des *Anthropos* von Schmidt übernommen, und im darauf folgenden Jahr 1924 verfassten sie gemeinsam das umfangreiche Werk *Völker und Kulturen. Erster Teil: Gesellschaft und Wirtschaft der Völker* als Band II der von ihnen, Hugo Obermaier und Ferdinand Birkner herausgegebenen Serie *Der Mensch aller Zeiten. Natur und Kultur der Völker der Erde* (Regensburg, Verlag Josef Habel).

Die wissenschaftlichen Leistungen von P. W. Koppers führten 1928 zu seiner Berufung als ausserordentlicher Professor für Völkerkunde an der Universität Wien, wo das Fach bis dahin der anthropologisch-ethnographischen Lehrkanzel unterstellt gewesen war.⁵ Schon 1927 war unter Josef Weninger die Anthropologie verselbständigt worden, 1929 wurde eine eigene Lehrkanzel für Völkerkunde geschaffen, zu deren Vorstand P. W. Koppers ernannt wurde. Untergebracht waren das neue Institut und die Lehrkanzel Koppers im zweiten Obergeschoss des Corps de Logis, also in unmittelbarer Nachbarschaft zum Museum für Völkerkunde. Zum Lehrkörper gehörten P. W. Schmidt als a.o. Professor, ab dem Studienjahr 1929/30 der Privatdozent R. Heine-Geldern („Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung Südostasi-

4 P. Wilhelm Schmidt organisierte im Auftrag von Papst Pius XI 1925 die Missions-Weltausstellung im Vatikan und wurde in der Folge zum Vorsitzenden der päpstlichen Kommission für das 1927 gegründete Museo Missionario-Etnologico im Vatikan ernannt.

5 Zur Entwicklung und zum Stand der Völkerkunde an der Universität hier und nachfolgend vgl. Haekel, Hohenwart-Gerlachstein, Slawik 1956.

ens und Vorderindiens“), sowie die Assistenten Fritz Flor und Christian von Fürer-Haimendorf, später noch Josef Haekel. Weitere Lehrende waren Fritz Röck, Robert Bleichsteiner und Dominik J. Wölfel. Als Gastvortragende in der ersten Hälfte der 30er Jahre sind zu nennen unter anderen Kaj Birket-Smith, Wolfram Eberhard, Karl Hentze und Erland von Nordenskiöld, also führende Namen in der Völkerkunde, aber auch in der China-Forschung. Sehr rasch erwarb das Institut internationales Ansehen, was sich in steigenden Studierendenzahlen niederschlug (zwischen 70 und 130 Hörer in jedem Studienjahr, davon ein Drittel Ausländer, darunter Clyde Kluckhohn, Edwin O. Loeb, Milovan Gavazzi, Bernard Vrocklage, Helmut Petri oder Gaston von Bulck, von denen viele unter den 63 Promovenden der Jahre 1929–1941 zu finden sind). (Haekel, Hohenwart-Gerlachstein, Slawik 1956)

Einer der ersten Studierenden, die aus dem Ausland hierher kamen, war der junge Soziologe Oka Masao aus Tokio. Er hätte, ohne dass er dies vorausgeplant hätte, keinen günstigeren Zeitpunkt wählen können, um nach Wien zu kommen und hier in einem sehr international geprägten Umfeld an der Diskussion über die Methoden in der Völkerkunde teilzunehmen.

2. Entwicklungen in Japan

Seit der Amerikaner Edward Sylvester Morse und der österreichisch-ungarische Diplomat Heinrich (Henry) von Siebold im Jahr 1877 unabhängig voneinander Ausgrabungen am prähistorischen Muschelhaufen von Ōmori am südlichen Stadtrand von Tokio durchgeführt und völlig gegensätzlich, gleichwohl übereinstimmend in der Bezugnahme auf den Fragenkomplex der japanischen Ethnogenese unter Einbeziehung des so genannten Ainu-Problems und der Entstehung der japanischen Kultur, interpretiert hatten (Kreiner 1980), prägt diese, vornehmlich vom Standpunkt der physischen Anthropologie und Urgeschichte her geführte Diskussion die Entwicklung der Völkerkunde in Japan. Zwar brachten Forscher wie Tsuboi Shōgorō (1863–1913) an der Kaiserlichen Universität Tokio (seit 1892), oder der der Akademia eher fernstehende Torii Ryūzō (1870–1953) einerseits Methoden und Betrachtungsweisen der europäischen Ethnologie, vor allem des frühen englischen Funktionalismus, durch ihre Feldforschungen ausserhalb Japans andererseits eine weltweite Perspektive, die auch als Frühform einer kolonialen Völkerkunde aufgefasst werden kann, nach Japan. Grundsätzlich ist aber das Problembewusstsein der Völkerkunde in Japan ein historisches und in seiner Beschränkung auf Japan auch ein regionales. Dies ist aber auch der Ausgangspunkt der Volkskunde Yanagita Kunios (1875–1962).

Im Jahr 1909 veröffentlichte Yanagita, basierend auf Feldstudien während seiner ausgedehnten Kyūshū-Fahrt 1908 vor allem in der Bergdorf-Gemeinde Shiiba (Präfektur Miyazaki), sein Erstlingswerk *Nochi Kari-kotoba no Ki* (Aufzeichnungen von späteren Jagd-Worten), 1910 im Jahr darauf das von der Öffentlichkeit geradezu als Schock empfundene *Tōno-monogatari* (Erzählungen aus Tōno), Überlieferungen des Bauern Sasaki Kizen aus der Präfektur Iwate. In beiden Werken wird eine auf Jagd und Brandrodung basierende Lebensform nicht-sesshafter Bergbewohner geschildert, grundsätzlich verschieden von der Nassfeld-Reisbauern-Kultur des Japan seit der Yayoi-Periode (ca. 500 v.–300 n.Chr.). Auch nachdem Yanagita im Verlauf seiner Kyūshū–Okinawa-Fahrt 1920/21 geradezu eine „Bekehrung“ erfährt und von diesem Zeitpunkt mehr und mehr zu einer Gleichsetzung von japanischer Kultur und Reisbau neigt, wie sie in der Folge sowohl in Japan als auch weltweit zu einer sehr verengten Sicht und zu einem monokausalen Erklärungsprinzip der japanischen Kultur führte, hat er selbst niemals seine früheren Arbeiten widerrufen. Er bestätigt vielmehr *expressis verbis* in seinem letzten Werk (Yanagita 1959: 362, 377)⁶, die Frage der japanischen Ethnogenese sei offen, und nimmt zumindest zwei verschiedene Ursprünge für die japanische Kultur an. Seine Forschungen und Thesen hat Yanagita auf regelmässigen, meist am Donnerstag jeder Woche (daher der spätere Name *Mokuyō-kai*, Donnerstags-Runde, vgl. Anm. 11) in seinem Haus stattfindenden Arbeitsgemeinschaften mit Gleichgesinnten diskutiert und in von ihm herausgegebenen Zeitschriften veröffentlicht.

An der Kaiserlichen Universität Tokio war bereits 1880 der nach Chicago weltweit zweitälteste Lehrstuhl für Soziologie eingerichtet worden, besetzt von Toyama Sei'ichi, nach ihm von Takebe Tongo (1871–1945). Auch über diese Institution kamen Gedanken und Ideen der europäischen Volkskunde bzw. Völkerkunde nach Japan, vor allem aus dem englischsprachigen Raum, die der junge Oka mit Begeisterung aufnahm.

Oka Masao (geb. 1898 in Matsumoto/Nagano als letztes von acht Geschwistern, gest. 1982 in Tokio)⁷ hatte die (damalige) Mittelschule Fukashi in

6 Das von Yanagita herausgegebene Werk *Kaijō no michi* (Der Weg über das Meer), Tokio 1961, ist bis auf die neu verfasste Einleitung eine Sammlung von Vorträgen und Artikeln aus der ersten Hälfte der 1950er Jahre, kann also von daher nicht als seine letzte Arbeit angesehen werden. Die Sammlung von autobiographischen Essays von 1959 ist in meinen Augen auch sehr viel aussagekräftiger für Yanagitas Problembewußtsein in seinen letzten Lebensjahren.

7 Hier und nachfolgend folge ich für den Lebenslauf Okas der „Oka Masao Nenpu“ (Jahrestabelle Oka Masao) in dem noch von ihm selbst redigierten Sammelband (Oka 1979: 481–489), die nach seinem Ableben kurz ergänzt und als Sonderdruck von seiner Familie (Oka Chikuma, Sumiko, Azusa) herausgegeben wurde. Eine weitere detaillierte Jahrestabelle bietet Miyazaka 1988. Nachrufe von Alexander Slawik 1982, 1983, Shiratori Yoshirō 1982, Josef Kreiner 1984 und Hosokawa Osamu 1987 wurden zur Ergänzung herangezogen.

seiner Heimatstadt besucht und war bereits dort im Zusammenhang mit einem Schülerstreik, der 1915 zur Abberufung des Schulleiters führte, aufgefallen. Er konnte dort aber auch mit Vorgängern und Nachfolgern an der Schule wie dem späteren Ainu-Forscher Inukai Tetsuo, dem Soziologen Aruga Kizaemon und dem Volkskundler und Yanagita-Adlatus Okamura Chiaki, nicht zuletzt aber mit dem in der Nachkriegszeit viel beachteten Wirtschaftswissenschaftler Arisawa Hiromi Bekanntschaft machen. Von Matsumoto ging Oka auf die Zweite Oberschule in Sendai (heute Tōhoku-Universität), an welcher der spätere Bankier, Präsident der *Bank of Japan* und Finanzminister, aber auch begeisterte Volks- und Völkerkundler Shibusawa Keizō, Enkel und Erbe des Meiji-zeitlichen Entrepreneurs Shibusawa Ei'ichi, sowie der Ainu-Forscher und Linguist Kinda'ichi Kyōsuke seine Vorgänger waren. Von seinem älteren Bruder Oka Shigeo⁸ von einer Militärkarriere, ebenso aber auch von einem von der damaligen Begeisterung der jungen Intelligenz für sozialistische Ideen stimulierten Hang zum Studium der Wirtschaftswissenschaften abgehalten, belegte Oka von 1920 an das Fach Soziologie an der Tokio Universität. Vom Lehrkanzelinhaber Takebe wenig begeistert und von diesem seinerseits abgelehnt (die Abschlußarbeit konnte Oka erst nach der 1922 erfolgten Emeritierung von Takebe einreichen), hörte Oka Vorlesungen u. a. in Völkerkunde bei Torii Ryūzō an der Naturwissenschaftlichen Fakultät und wählte als Thema der Dissertation die Ausführungen von George James Frazer zu Magie und zu dem dahinterstehenden Weltbild.⁹ Diese Studien führten ihn zum Plan einer Übersetzung von Frazers Arbeit *The Magical Origin of Kings*, und er fasste den Entschluß, Yanagita Kunio um ein Vorwort zu dieser noch gar nicht fertiggestellten Veröffentlichung zu bitten. Die Einführung bei Yanagita übernahm Okas Vorgänger an der Fukashi-Mittelschule, Okamura Chiaki, der damals für Yanagita die volkskundliche Reihe *Rōhen-sōsho* (Serie [von Geschichten] an der Feuerstelle) herausgab. Yanagita lehnte es zwar kategorisch ab, ein Vorwort zu schreiben, riet auch grundsätzlich von der geplanten Arbeit ab – vielleicht wegen der Bedenken, damit eine Diskussion über das Tennō-System anzustossen (Sano 1996: 115) – war aber aufgrund seines damaligen (und eigentlich nie ganz abgelegten Interesses) an der Völkerkunde und wegen des anscheinend sehr positiven Eindrucks, den er von Oka gewonnen hatte, bereit, diesen in seinen Kreis aufzunehmen.¹⁰

8 Zum Lebenslauf und –werk Oka Shigeos, aber auch für Einblicke in die Entwicklung der japanischen Volks- und Völkerkunde in der Vorkriegszeit ist seine Autobiographie (Oka S. 1974) aufschlussreich.

9 Die Abschlussarbeit Okas an der Literaturwissenschaftlichen Fakultät der Kaiserlichen Universität Tokio 1924 trug den Titel *Sōki shakai-bunka ni okeru jutsu-teki yōsō* (Magische Elemente in der Aufspaltung der frühen Gesellschaft).

10 Es gibt – völlig unbewiesen – Gerüchte, daß Yanagita sogar daran dachte, seine damals erst 15jährige älteste Tochter Mihō mit Oka zu verheiraten (Hosokawa 1987: 354). Diese Vermutung geht anscheinend

So besuchte Oka von nun an regelmäßig – er arbeitete nach dem Abschluß zunächst an der *Gakujutsu Shinkōkai* (Japanese Society for the Promotion of Science) und unterrichtete Deutsch an einer Zahnärztlichen Hochschule – die Arbeitsgemeinschaften Yanagitas¹¹, in denen sich zu dieser Zeit Mitte der 1920er Jahre die bedeutendsten Gelehrten verschiedener Fachgebiete zusammenfanden: Kinda'ichi Kyōsuke für die Sprachwissenschaft und Ainu-Forschung, Orikuchi Shinobu für Philologie und Religionswissenschaft, Iha Fuyū für die Okinawa-Forschung, Nakayama Tarō für Volkskunde und Schamanismus-Studien, Hayakawa Kōtarō für Volkskunde sowie der Russe Nikolaj Nevskij (1892–1937), Linguist, Völkerkundler und Volkskundler. Oka war der Jüngste in diesem Kreis und als solcher für die Organisation sowie ab 1925 für die Herausgabe der Zeitschrift *Minzoku* (Volk) zuständig, die im Verlag Oka-shoin seines Bruders Oka Shigeo erschien und „aus dem Taschengeld“ (Yanagita 1959: 307–308) des Mäzens Shibusawa finanziert wurde. Als Yanagita ein neues Haus im heutigen Stadtviertel Seijō bezog, lud er Oka als *shosei* (unbezahlten, im Haushalt des Lehrers lebenden Schüler-Assistenten) zu sich ein, und Oka nahm an (dazu ausführlich Sano 1996: 116–120) – obwohl er zur gleichen Zeit quasi als Gegengewicht zu dem vom „Meister“ Yanagita dominierten Kreis eine lose Arbeitsgemeinschaft von jungen „Unzufriedenen“ um sich scharte, die so genannte *APE-kai* (APE-Gruppe). Der Name war die Abkürzung von Archaeology, Prehistory, Ethnology, stand aber auch für „Affen“, weil sich ihre Teilnehmer verglichen mit den Altmeistern noch nicht als vollwertige Menschen verstanden (Oka 1958: 311–312; Oka 1979: 400, in einem Interview mit Itō Mikiharu aus 1973; vgl. auch Sano 1996: 161). Mitglieder waren die für Oka später wichtigsten Kollegen der Nachbardisziplinen: Egami Namio (Orientalistik), Yahata Ichirō (Prähistorie), Suda Akiyoshi (Anthropologie), Furuno Kiyoto (Ethnologie), Sasaki Hikoichirō (Kulturgeographie) und andere.

Das enge Zusammenleben mit Yanagita führte aber über kurz oder lang zu Krisen. Der Auslöser für die schwerwiegendste Krise war – unbewusst und ungewollt – Orikuchi Shinobu. Dieser war auf Rat von Yanagita auf dessen Spuren nach Okinawa gereist und hatte dort tiefe Eindrücke vom Mas-

auf einen Essay der jüngeren Yanagita-Tochter (Yanai 1940: 140–141) zurück, in der von einer sich anbahnenden Beziehung ihrer älteren Schwester zu einem Adepten ihres Vaters namens Mori erzählt wird, die der Vater nicht ungerne gesehen hätte, die aber die Mutter angesichts der Mittellosigkeit des jungen Scholaren unterbunden hat. Sano (1996: 117) dreht die Beziehung um und spricht von einer Verliebtheit Okas.

¹¹ Oka spricht des öfteren von *Mokuyō-kai* („Donnerstags-Runde“), obwohl in dem Yanagita betreffenden Material diese Bezeichnung erst für die Arbeitsgemeinschaften in Nachfolge der *Minkan Denshō-ron no kai* (Gesellschaft für Volksüberlieferung) ab dem 11. Januar 1934 belegt ist (Yanagita Kunio Kenkyūkai 1988: 796). Bis dahin hatten diese Zusammenkünfte allgemeine Bezeichnungen wie *Danwa-kai* („Gesprächsrunden“) u.a.

kenbrauchtum und dessen religiösen Grundlagen empfangen, die er in einem Referat des Arbeitskreises vortrug.¹² Yanagita untersagte Oka die Publikation. Yanagita stand aufgrund seiner juristischen Ausbildung und seiner Erfahrung als hoher Beamter den oftmals aus dem „Gefühl heraus“, aber gerade deshalb so überzeugend wirkenden Formulierungen Orikuchis skeptisch gegenüber.¹³ Yanagita hätte den Artikel als „nicht wissenschaftlich“ abgetan (Hosokawa 1987: 355). Oka (1978: 51–52) äußerte auch den Verdacht, daß es sich bei dieser Auseinandersetzung um einen Streit über das Erstpublikationsrecht einer grundlegend wichtigen Idee gehandelt hat. Da jedoch Oka, in der Zwischenzeit selbst, begeistert vom Denkansatz Orikuchis, in einem Aufsatz „Ijin sono ta“ (Fremde und Anderes) dieses Thema aufgenommen, verarbeitet und in der Zeitschrift *Minzoku* veröffentlicht hatte (Oka 1928), fühlte er sich verpflichtet, Orikuchis Aufsatz wenigstens verspätet zu veröffentlichen. Dies geschah unter Umgehung Yanagitas und führte direkt zur Einstellung der Zeitschrift und zur Auflösung des Arbeitskreises durch Yanagita. Oka selbst verließ „fluchtartig“ und mit einer Ausrede das Haus Yanagitas. Von der „Exkommunikation“ (*hamon*) durch Yanagita, wie Oka diese Vorgänge oft genannt hat, in einen Zustand völliger Verzweiflung (*desupere-jōtai*) getrieben (Hosokawa 1987: 358, nach einem Interview 1976 = Oka 1978: 42, siehe auch das Interview mit Itō Mikiharu 1973, zitiert nach Oka 1979: 382) fasste er den Entschluß, Grundschullehrer zu werden. Shibusawa überzeugte ihn jedoch von der Zukunft der Völkerkunde und war bereit, ihm ein Stipendium für Feldforschungen auf Taiwan auszusetzen (Hosokawa 1987: 358, nach einem Interview 1976 = Oka 1978: 42; sowie Oka im Interview mit Itō 1973 = Oka 1979: 382). Nach reiflicher Überlegung dieses Vorschlages entschloß sich Oka jedoch, Shibusawa eine andere Bitte vorzutragen.

Oka hatte im Sommer nach seinem Universitätsabschluss 1924 (1958: 302 nennt Oka das Jahr 1925) in der Buchhandlung Enderle in Yotsuya, Tokio, den Band *Völker und Kulturen* von Wilhelm Schmidt und Wilhelm Koppers entdeckt (also noch im Erscheinungsjahr des Buches oder sehr bald danach) und gelesen. Dieses Werk „öffnete mir die Augen für die Völkerkunde“, „es

12 Diese Arbeit *Marebito no igi* (Die Bedeutung von *marebito*) ist noch sehr viel später von Orikuchi selbst unter dem Titel *Nihon bungaku no hassei* (Der Ursprung der japanischen Literatur) an die Spitze des ersten Bandes seiner gesammelten Werke gestellt worden, um ihre Bedeutung für sein Lebenswerk zu betonen. Sie ist bis heute, bewußt oder unbewußt, Basis zahlreicher Werke zur japanischen Volksreligion bzw. zum Shintō. Über Okas Wiener Dissertation und darauf basierenden Arbeiten von Alexander Slawik (Slawik 1936, 1959) haben Orikuchis Thesen Eingang in das Werk des Religionswissenschaftlers Mircea Eliade (Eliade 1953, 1974) gefunden, dessen japanische Übersetzung durch Yanagitas Schwiegersohn Hori Ichirō verstärkend auf die japanische Theoriebildung zurückgewirkt hat.

13 Itō Mikiharu in einer Arbeitsgemeinschaft des International Institute of Japanese Studies der Hōsei University, Tokio, 18. April 2009

war mir, als ob ich ein Licht in der Dunkelheit erblickt hätte; in einer Art von Trance setzte ich alles daran, es bis zum Schluss durchzulesen“ (Oka 1958: 302, zitiert nach Oka 1979: 295–296).

Diese Begeisterung ließ in ihm den Entschluss reifen, nach Wien zu gehen und die Wissenschaft der Völkerkunde von Grund auf (neu) zu studieren. Shibusawa war einverstanden. So reiste Oka im April 1929 von Tokio über Leningrad, Helsinki, Göteborg und Kopenhagen – wo er überall Antrittsbesuche bei den führenden Völkerkundlern wie Bogoras–Tan, Nordenskjöld und Birket–Smith machte – nach Wien. Die beiden kurzen Wien–Aufenthalte Yanagitas hatten anscheinend bei diesem keinen besonderen Eindruck hinterlassen.¹⁴ Er lehnte es ab, Oka irgendwelche Empfehlungsschreiben mitzugeben.

Ende Juli traf Oka in Wien ein, wohnte zunächst im IX. Bezirk in der Porzellangasse, und inskribierte ab Oktober das Fach Völkerkunde an der Universität, wie gesagt, zu einem äußerst günstigen Zeitpunkt (für das Fach, nicht für die Zeit im allgemeinen¹⁵). Oka bringt das selbst deutlich zum Ausdruck wenn er sagt, Wien sei für ihn in dieser Jugendzeit „das Mekka [der Völkerkunde]“ gewesen und sein Studium dort „eine Pilgerfahrt“ (Oka 1958: 303, zitiert nach Oka 1979: 296). Sehr bald nach seiner Ankunft in Wien berichtete er auch schon ausführlich nach Japan (Oka 1930).

Okas Studienjahre in Wien

Dem Professoren–Kollegium der Philosophischen Fakultät gehörten 1929 laut Verzeichnis [der] *Akademischen Behörden, Professoren, Privatdozenten, Lehrer, Beamten usw. an der Universität Wien für das Studienjahr 1929/30* eine Reihe international hoch angesehener Forscherpersönlichkeiten an wie etwa Nikolai Trubetzkoy (Slawische Philologie), Richard Meister (Pädagogik) und Heinrich Srbik (Geschichte). Für Okas Studienbereich waren zuständig die schon genannten Völkerkundler P. Wilhelm Koppers, P. Wilhelm Schmidt,

14 Yanagita Kunio besuchte während seiner Tätigkeit am Völkerbund in Genf zweimal Wien, ohne jedoch dort anscheinend Kontakte mit der Universität oder einzelnen Wissenschaftlern zu knüpfen: Am 8. August 1921 kam er spät abends in Wien an. Seinem Bruder schrieb er eine Ansichtskarte, in der er Wien mit Kioto verglich, gleichzeitig den sozialen Abstieg der Adelligen beschrieb. Am 11. August schrieb er seinem Sohn Tamemasa eine Karte mit der Zeichnung eines „Böse–Buben“–Motivs und teilte mit, er würde am gleichen Abend um 21.50 Uhr mit dem Nachtzug nach Prag reisen. Am 12. April 1923 schrieb er seiner Frau Kō in einer Ansichtskarte (Breughels „Bauernhochzeit“ – möglicherweise hatte er das Kunsthistorische Museum besucht), daß er sich zwei Tage in Wien (Hotel Imperial) aufhalte (Tanaka 2005: 202, 203, 290).

15 Das politische, wirtschaftliche und kulturelle Umfeld, das Oka in Wien vorfand, muß für österreichische Leser nicht weiter beschrieben werden. Damit nicht so vertraute Leser verweise ich auf meine Darstellung (Kreiner 1979). Nach Okas eigenen Worten war Wien zur Zeit seines ersten Aufenthaltes „grau in grau“, bei seinem zweiten von 1938 bis 1940 „braun in braun“, 1952 wiederum meist grau, erst bei seinen Besuchen um 1960 habe es Farben gezeigt.

Robert (von) Heine–Geldern und Friedrich (Fritz) Röck, der Urgeschichtler Oswald Menghin (1888–1973; Dekan 1928/29; Rektor 1935/36; 1938 sollte er beim „Anschluß“ eine unrühmliche Rolle spielen) und der Anthropologe Josef Weninger. An Lehrveranstaltungen wurden über die Semester bis zum Sommer 1933 u.a. angeboten (wobei die folgende Auswahl unter dem Gesichtspunkt von Okas Interessen und späterer Entwicklungen getroffen wurde):

J. Weninger:
Systematische Anthropologie
Probleme der Rassen– und Völkerkunde

P. W. Koppers:
Völker und Sprachen der Erde (sprachliche und kulturhistorische Gliederung)
Die historische Völkerkunde (Methode, Kulturkreislehre)
Soziologie

P. W. Schmidt:
Geheime australische Jugendweihen
Australische und papuanische Sprachen
Ausgewählte Kapitel aus der Methode der Ethnologie
Mutterrecht

R. Heine–Geldern:
Religionen Hinterindiens und Assams
Ur– und Frühgeschichte Südostasiens
Megalithkulturen

Obwohl Koppers als Institutsvorstand für die Betreuung und Begutachtung von Okas Arbeit zuständig war, scheint sich Oka doch mehr an Schmidt und Heine–Geldern – die sich in ihrem methodologischen Ansatz ganz erheblich voneinander unterschieden – orientiert zu haben. Schmidts Name, schreibt Oka noch 1958, sei seit der Lektüre von *Völker und Kulturen* nicht aus seinem Denken gewichen (Oka 1958: 303; 1979: 296). Anfang 1930 verlegte er seinen Wohnsitz nach Maria Enzersdorf¹⁶, um in der Nähe von St. Gabriel, Schmidts Wirkungsstätte, zu sein. Auch die Auswahl der Photos seiner

16 Bis zu seiner Heimkehr im März 1935 wechselte Oka sein Quartier noch mehrfach: März 1932: IX, Frankgasse; ab September 1932: III, Etzelgasse (richtig wohl Ölzeltgasse; den Hinweis verdanke ich Herrn Dr. Johannes Wilhelm; hier Arbeitsbeginn an der Dissertation); November 1933: I, Maysedergasse (über dem Café Mozart).

Lehrer, die Oka später dem Band seiner gesammelten Aufsätze (Oka 1979) voranstellte, zeigt diese Hinwendung deutlich: P. W. Schmidt, R. (von) Heine–Geldern, Yanagita und Shibusawa. Schmidt und Heine–Geldern sind auch die einzigen, die Oka schon sehr früh in ihren Werken zitieren, sieht man einmal von Okas Kollegen, Freund und Schüler Alexander Slawik ab.¹⁷

Zur Eingewöhnung hatte Koppers Oka den Afrikanistik–Studenten Walter Hirschberg zur Seite gegeben, von dem Oka wohl intensiv in die Volkskunde des Wiener Raumes eingeführt (vgl. Hirschbergs Interesse etwa an der Volksüberlieferung des Wiener Waldes, Hirschberg 1949), gleichzeitig aber auch mit der Skepsis vieler der damaligen jüngeren Studierenden gegenüber der ausufernden, dogmatischen „Kulturkreislehre“ P. W. Schmidts vertraut gemacht wurde, wie sie in den „Kulturhistorischen Sprechabenden“ geäußert wurde, und die Hirschberg schon damals sich einer der amerikanischen Ethnohistory angelehnten Betrachtungsweise zuwenden ließ (siehe dazu Hirschberg 1977). Heine–Gelderns Ansatz einer Verbindung von Urgeschichte und Völkerkunde zur Rekonstruktion der Entstehung bzw. der Wanderung von Kulturen und Kulturkomplexen geht zwar über die durch Literaturbelege gesicherte Rekonstruktion der Ethnohistory hinaus, ist jedoch im Grundsatz durchaus vergleichbar. Oka hat beide Betrachtungsweisen bei der Analyse der japanischen Kulturgeschichte zum Einsatz gebracht. Vielfach (etwa Ōbayashi 1979: 421f) wird darauf hingewiesen, daß die Bezeichnungen für Okas rekonstruierte alt–japanische Kulturkomplexe durch eine Kombination von Termini der Gesellschaftsorganisation und Wirtschaftsform – also etwa: „mutterrechtlich–geheimbündische Knollenfruchtanbau– und Jagd–Kultur“ etc. – dem Vorgehen

17 Heine–Geldern hielt schon 1931 auf dem XVIIe Congrès International des Orientalistes in Leiden ein Referat „Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier“, das wohl auf seinem Seminar „Ur– und Frühgeschichte Südasiens“ im Wintersemester 1930/31 vorbereitet und in *Anthropos* 27 (Heine–Geldern 1932) veröffentlicht wurde. Darin bezieht sich Heine mehrfach auf Beiträge von Oka in diesem Seminar (Seiten 559, 560, 573, 595, 602, 605; vgl. dazu Oka 1958: 305–306). Heine–Gelderns Unterrichtsmethode, die – auch an Hand von Museumsmaterial – die Studierenden in die Diskussion mit einbezog, war für Oka ein lebenslanges Vorbild (Oka 1978: 51–52). Für Wilhelm Schmidt wiederum ist Oka der wichtigste Informant zum Stand der japanischen Ainu–Forschung in dem betreffenden (und da die Ainu als Vertreter einer „Urkultur“ angesehen wurden, entscheidend wichtigen) Abschnitt zur Religion der Ainu (Schmidt 1935a: 427–492). Auch die hohe Einschätzung, die Schmidt dem Werk Yanagitas angedeihen lässt (Schmidt 1937: 285), ist zweifelsohne auf Okas Vermittlung zurückzuführen. Okas Dissertation preist Schmidt (1937: 244, 285–286, 307) mehrfach als „glückliche Verbindung der Völker– und Volkskunde im Sinne des kulturhistorischen Gedankens“. Slawik folgt dem Aufbau der Dissertation Okas in seiner eigenen, *Kulturschichten in Alt–Korea* Teil I, 1935 (auf 6 Bände geplant). Wichtiger ist Slawiks Arbeit von 1936, in der er Okas, auf Orikuchis Ansatz aufbauende Ausführungen über „Besuchergottheiten“ und deren Darstellung im Brauchtum von (geheimen) Burschenbünden etc. mit mitteleuropäischen Überlieferungen vergleicht. Dies sind neben Okas Referat auf dem 1. Internationalen Kongress für Anthropologie und Ethnologie 1934 die einzigen bisher in europäischer Sprache vorliegenden Bruchstücke aus Okas Dissertation. Diese wiederum hat Mircea Eliade ausgewertet (Eliade 1953: 104f, 243 Anm. 27; 1974: 430ff), wobei allerdings der Titel von Okas Arbeit mehrfach mißverstanden und falsch wiedergegeben wird.

Schmidts bei der Benennung und Beschreibung seiner Kulturkreise gleicht, auch daß die Bedeutung von „Mutterrecht“ bzw. „Vaterrecht“ überbewertet wird. Dennoch scheint mir der methodische Einfluß von seiten Heine–Gelderns (und, noch gar nicht angedacht, jener von Hirschberg sowie des damals in Wien studierenden Otto Maenchen-Helfen; vgl. Oka 1958: 307–308) auf Oka sehr viel tiefgreifender. Oka selbst spricht mehrmals von dem Eindruck, den Heine–Gelderns Arbeitsweise auf ihn machte (Oka 1958: 305–306, 316–317). Dies bestätigt indirekt auch Ōbayashi (1979: 423f), der später (Ōbayashi 1994: 271) Oka eine objektive Einstellung zu Schmidts Thesen bescheinigt (vgl. dazu auch Okas äußerst kritische Anmerkungen, Oka 1958: 313). Das ändert nichts an der persönlichen Verehrung Okas gegenüber Schmidt, den er nach der Teilnahme am 4. Internationalen Kongress für Anthropologie und Ethnologie in Wien 1952 eigens nochmal in seiner Studierstube in Fribourg besuchte, und dessen bittere Enttäuschung über den „Abfall“ seiner Wiener Schüler (einschließlich von Koppers!) Oka tief betroffen in seinem Tagebuch festgehalten hat (Oka 1963: 356–357; zitiert nach Oka 1979: 332–336).

Alexander Slawik (1900–1997) trat erst später – der genaue Zeitpunkt ist nicht zu rekonstruieren – in Okas Gesichtskreis, von diesem zur Völkerkunde „verführt“, „eine glückliche Fügung“, wie Slawik es nennt (Slawik 1972: 35). Slawik hatte bereits als Grundschüler in Krakau mit Literatur zum Russisch–Japanischen Krieg begonnen, Japanisch zu lernen und dies während seiner Gymnasialzeit in Krems weitergeführt (Slawik 1972; 1980a; 1980b). Nach dem Ersten Weltkrieg zu einem Brotberuf gezwungen, konnte er erst Mitte der 1920er Jahre ein Studium an der Universität Wien aufnehmen, zunächst Rechtswissenschaft ohne Erfolg, und schließlich Sinologie bei Arthur von Rosthorn, bei dem er eine Dissertation *Die frühen historischen und kulturellen Kontakte Japans mit China und Korea* anfertigte. Da jedoch Rosthorn nur Honorar–Professor war, konnte er keine Promotion durchführen, und Slawik gab enttäuscht das Studium auf – bis zu seinem Zusammentreffen mit Oka, nach dem er 1931 das Studium der Völkerkunde aufnahm. Es herrscht heute weithin der Eindruck vor, Oka hätte Slawik wissenschaftlich einseitig beeinflusst (vgl. Anm. 16), und Slawik hat die Tatsache eines solchen Einflusses auch immer dankbar angemerkt. Es wäre jedoch durchaus einer Überlegung wert, einmal auch umgekehrt mögliche Einflüsse von Slawiks Forschungsgebiet der frühen Kontakte Japans mit China und Korea (Slawik 1933), bzw. seinem nie erlahmten Interesse an den frühen Staatenbildungen der Wa (Yamatai u.a.) auf Okas Arbeit in Betracht zu ziehen. Immerhin trägt das von Oka 1948 auf der Grundlage seiner Wiener Forschungen ausgerichtete, in der japanischen Wissenschaft bahnbrechende Tokioter Symposium den Titel *Nihon minzoku–bunka no genryū to Nihon kokka no keisei* (Frühe Strömungen von Volk

und Kultur Japans und die Entstehung des japanischen Staates) (Ishida et al. 1949). Erst die zehn Jahre später erschienene Publikation in Buchform (Oka 1958) verkürzt den Titel zu *Nihon minzoku no kigen* (Die Entstehung des japanischen Volkes).

Die ersten drei Bände seiner Dissertation *Kulturschichten in Alt-Japan* schrieb Oka in den Monaten ab September 1932, als er in die Etzelgasse (richtig wohl Ölzeltgasse) im III. Wiener Gemeindebezirk umzog, von wo er jeden Abend in ein Gasthaus am Heumarkt ging und am ehemaligen Stammplatz von Johannes Brahms sein Abendessen einnahm. Nachts holte er Slawik zu sich, der die Schreibmaschinenfassung der Arbeit erstellte (Oka 1958: 318). Die Arbeit (drei Bände mit insgesamt 980 Seiten; Forschungsgeschichte, Materielle Kultur, Geistige Kultur–Mythologie und Religion) wurde von den beiden Gutachtern Koppers und Weninger am 8. Juni 1933 angenommen, bei den Rigorosen vertraten Menghin das Nebenfach Urgeschichte, Heinrich Gomperz und Robert Reiningger die Philosophie. Die Promotion erfolgte am 25. Juli 1933. Um die weiteren Arbeiten, das große Werk zu Ende zu bringen (insgesamt fünf Bände, 1453 Seiten, 1 Karte, 1 Tafelband mit 7+37 Seiten, 130 Abbildungen), zu ermöglichen, befürworteten Koppers, Weninger und Menghin ein Rockefeller–Stipendium für Oka, wodurch Fräulein Maya Platzer vom Rockefeller–Büro Wien für die Tipparbeiten zur Verfügung stand. Auch eine Anstellung als Lektor für Japanisch an der Konsularakademie half Oka, die weitere Zeit in Wien zu überbrücken. Im März 1935 trat er von Hamburg aus die Rückreise an.

Für das spätere Wirken Okas waren auch seine zahlreichen ausgedehnten Reisen in Europa¹⁸ von nicht zu unterschätzender Bedeutung, brachten sie ihn doch mit weiteren führenden Ethnologen in Kontakt, lehrten ihn aber auch – vor allem seine Balkan–Fahrten, wie er immer betonte – das schwierige Verhältnis von Kultur, Ethnos und Raum zu durchdenken. Das Gebiet vom Balkan bis hin zur Türkei hat Oka auch während seines zweiten Wien–Aufenthaltes viel bereist.¹⁹

18 Schon zu Weihnachten 1929 fährt Oka nach Nord- und Südtirol, zu Ostern 1930 nach Berlin und Leipzig, um Fritz Graebner und Fritz Krause zu treffen; im September 1930 trifft er Franz Boas auf dem Amerikanisten–Kongress in Hamburg, im Dezember Leo Frobenius in Frankfurt. Das Jahr 1931 führt ihn nach Paris, Leiden und nach Bonn zu Fritz Kern. Den Sommer 1932 verbringt er im Ötztal, Tirol. Im April 1933 reist er in die Tatra und im Sommer durch den Balkan. Von Weihnachten 1933 bis Neujahr 1934 ging er nach Italien, im März 1934 reiste er von Dalmatien bis Montenegro. Am 1. Internationalen Kongress für Anthropologie und Ethnologie in London 1934 nimmt er als Delegierter der neu gegründeten *Japanese Society of Ethnology* teil (so in seinem Lebenslauf, den er seinem Antrag vom 26. Februar 1938 an die Philosophische Fakultät beilegt; diese Gesellschaft ist erst im Herbst 1934 gegründet worden) und hält ein Referat „Das Geheimbundwesen in Japan und Ryūkyū“.

19 Nach Japan zurückgekehrt hat Oka mit dem liberalen Abgeordneten und späteren Außen- und Premierminister (März–Oktober 1948) Ashida Hitoshi eine Diskussion über die Lage auf dem Balkan veröffentlicht (Oka – Ashida 1941).

4. P. Wilhelm Schmidt in Japan und die Verhandlungen zur Gründung des Japan-Instituts

In Japan hatte nach der Auflösung von Yanagitas Arbeitskreis zunächst Ori-kuchi mit großem Einsatz eine Gesellschaft für Volkskunde ins Leben gerufen, der Yanagita jedoch fernblieb, ohne Gründe zu nennen (Yanagita 1959: 308). Er bemühte sich in diesen Jahren um eine Klärung der Definition und der Methoden seiner Wissenschaft, wobei seine Stellung gegenüber der Völkerkunde höchst ambivalent erscheint: einerseits spricht er in seiner ersten Arbeit zur Methode *Minkan-denshō-ron* (Theorie der Volksüberlieferung) (Yanagita 1934) davon, das Endziel der Entwicklung der Volkskunde sei eine vergleichend arbeitende Völkerkunde, und führt ab 1934 mit zahlreichen Mitarbeitern eine groß angelegte, vergleichende Untersuchung von Bergdörfern durch. Diese ist letztendlich nichts anderes als sein abschließender Versuch, einen von der Reisbauern-Kultur verschiedenen Kulturkomplex in Japan zu erschließen (Yanagita 1937), mit negativer Schlußfolgerung. Auf der anderen Seite vereitelte er 1930 den Plan von Okas Bruder, einen mehrbändigen Abriss der Anthropologie und Völkerkunde herauszugeben (Oka S. 1974). Dennoch ließ sich die Entwicklung der Völkerkunde nicht aufhalten. Vor allem der Einsatz von Shibusawa Keizō war es, der 1934 zur Gründung der *Nihon Minzokugaku Kyōkai – Japanese Society of Ethnology* führte, mit dem Sinologen Shiratori Kurakichi als erstem Präsidenten und mit einer eigenen Zeitschrift *Minzokugaku Kenkyū (Japanese Journal of Ethnology)*.

Im Juli 1935 wurde anlässlich des 60. Geburtstages von Yanagita – ein in Japan sehr wichtiger Einschnitt im Lebensablauf – in Tokio eine groß angelegte Feier mit zahlreichen Festvorträgen veranstaltet, die fürs Erste die aufgerissenen Gräben schliessen half.²⁰

Fast zur gleichen Zeit, als Oka auf dem Seeweg in Tokio eintraf, erreichte sein Mentor P. Wilhelm Schmidt Beijing, wo er an der katholischen Fu Jen Universität seines Ordens Vorträge hielt. Es darf wohl angenommen werden, dass beide – Schmidt und Oka – schon in Wien vorbereitende Gespräche über diese Reise geführt haben. Jedenfalls eilte Oka auf schnellstem Weg nach Beijing und begleitete Schmidt durch die Mandschurei (Mandschukuo) und Korea nach Japan.²¹ Die Einladung nach Japan kam von der *Kokusai Bunka Shinkōkai – The Society for International Cultural Relations* und ging sicher-

20 Oka hält auf dieser Veranstaltung seinen ersten großen Vortrag nach seiner Rückkehr nach Tokio im April. Thema ist *Doku-Ō ni okeru minzokugaku* (Die Volkskunde in Deutschland und Österreich).

21 Zu diesem Japan-Aufenthalt und den sehr positiven Eindrücken, die Schmidt von der japanischen Volks- und Völkerkunde unter der „schöpferischen Leitung von [...] Yanagida (sic!) und Shibusawa“ erhielt vgl. Schmidt 1937: 285.



Abb. 1: P. W. Schmidt (Mitte), Shibusawa Keizō (rechts daneben) und die führenden Köpfe der japanischen Völkerkunde anlässlich Schmidts Besuch bei Shibusawa (Photo Shibusawa Shiryōkan, Tokio)

lich auf Oka, Shibusawa und das allgemein gestiegene Interesse an der Völkerkunde zurück.²² Am 8. Mai wurde Schmidt mit einem Bankett begrüßt, am 19. Juni besuchte er Shibusawa Keizō²³ (Abb. 1, 2), und am 22. Juni hielt er einen viel beachteten Vortrag *Neue Wege zur Erforschung der ethnologischen Stellung Japans* (Schmidt 1935b), der von Oka gedolmetscht und übersetzt wurde. Für die oben angesprochene Frage nach dem Einfluß von Schmidts Kulturkreislehre auf Okas Werk ist die sehr deutliche Absetzung, die Oka in seinem Nachwort *Nijūgo-nen no ato ni* (25 Jahre danach) zur Buchpublikation des Symposiums von 1948 (Oka 1958: 315; zitiert nach Oka 1979: 303–304) ausdrückt, Augen öffnend: „Meine Arbeit hat an keiner Stelle Schmidts Kulturkreise in Anwendung gebracht (...) Schmidt hat dies auch gewußt (...) Schmidt ist mein Lehrer (...) an den ich bei Weitem nicht heranreiche (...) aber über Japan hat er nichts gewußt.“ Ob Schmidt bei diesem Aufenthalt in Tokio oder erst im Herbst Oka Shigeo in dessen Verlag aufsuchte, ist unklar, jedenfalls wurde er von diesem in einem erstklassigen japanischen Restaurant bewirtet (Oka S. 1974: 285).

22 Im selben Jahr trat André Leroy-Gourhan ein zweijähriges Stipendium des Erziehungsministeriums in Japan an (vgl. dazu und zu den Ergebnissen dieses Japanaufenthaltes Kiburutsu 2011).

23 Das Gästebuch Shibusawas enthält für diesen Tag einen Eintrag von P. W. Schmidt: „Ich freue mich sehr, in Viscount Shibusawa einen verständnisvollen Förderer meiner Wissenschaft vom Menschen persönlich begrüßen und ihm den Dank unser aller aussprechen zu können.“ Es folgen die Unterschriften von Kinda'ichi Kyōsuke, Uno Enkū, Oka Masao, Furuno Kiyoto, Takahashi Buntarō und Ōnishi Goichi (Abb. 2). Für diesen Hinweis danke ich Herrn Kollegen Erich Pauer, Marburg.

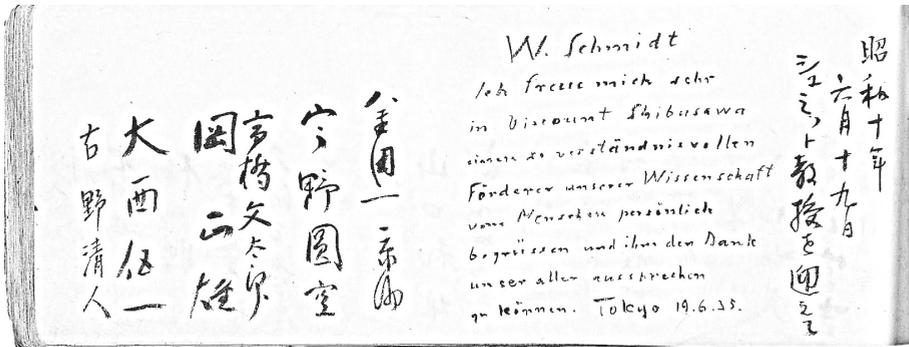


Abb. 2: Eintrag Wilhelm Schmidts in das Gästebuch Shibusawas vom 19. Juni 1935 (Photo Shibusawa Shiryōkan, Tokio)

Auf der erwähnten Yanagita-Festveranstaltung hatte Oka den Volkskundler Miyamoto Tsune'ichi aus dem Kreis um Shibusawa angesprochen, ob er nicht einen Vortrag Schmidts auch in Ōsaka organisieren könnte (Miyamoto 1993: 91–92), was im westjapanischen Raum als Yanagita-Jubiläum dargestellt werden sollte. Unter Einschaltung des in Ōsaka geborenen Orikuchi sowie des mit der *Asahi*-Zeitung eng verbundenen Yanagita selbst wurde die *Asahi*-Halle für Schmidt und einen Ko-Referenten, den Kulturhistoriker Nishida Naojirō von der Kioto Universität, am 28. Oktober 1935 zur Verfügung gestellt. Mehr als 300 Besucher machten die Veranstaltung zu einem vollen Erfolg.

Für diesen zweiten Japanaufenthalt Schmidts hatten Oka und Schmidt einen für Wien sehr wichtigen Besuch bei Baron Mitsui Takaharu (Kōyō, 1900–1983) eingeplant. Es ist zweifellos bei diesem Treffen im Oktober 1935 zum ersten Mal die Frage einer Gründung bzw. Stiftung eines Japan-Institutes in Wien angesprochen worden. Entsprechende Dokumente sind jedoch nicht vorhanden. Allerdings gerieten nun – über das Gebiet einer wissenschaftlichen Zusammenarbeit hinaus – einige Dinge ins Rollen.

Als erstes übernahm Oka noch im gleichen Monat die Position des geschäftsführenden Vorstandsmitgliedes (*senmu-riji*) in der Japanisch-Österreichischen Gesellschaft, deren Präsident Mitsui war. Am 6. Mai 1936 richtete Mitsui ein Schreiben (Abb. 3) an den Kulturabteilungsleiter Okada Ken'ichi im japanischen Aussenministerium, in dem er seinerseits im Vorjahr geführte Gespräche über eine Kulturstiftung für Österreich erwähnt. Nun hätte sich Prof. Schmidt an Oka gewandt mit der Bitte um Konkretisierung. Da die Er-

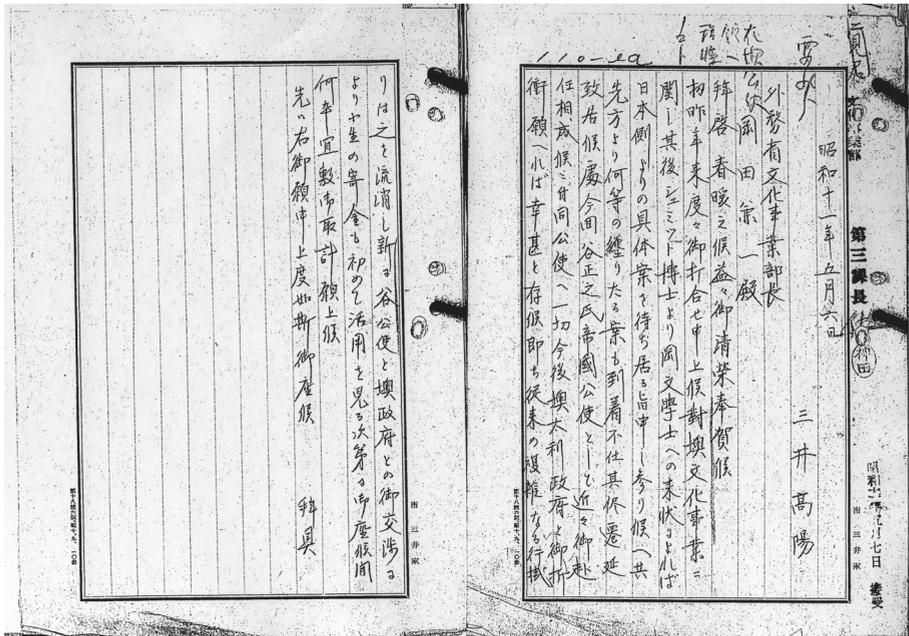


Abb. 3: Brief von Mitsui Takaharu an Abteilungsleiter Okada Ken'ichi über Gespräche mit Schmidt und Oka, 6. Mai 1936 (Photo Gaikō Shiriyōkan, Tōkyō)

nennung von Tani Masayuki²⁴ zum Gesandten in Wien bevorstünde, schlage er, Mitsui, vor, weitere Verhandlungen über diesen zu führen (GS Tōkyō, I 1–3.0.12). Nach Amtsantritt in Wien richtete Tani eine Verbalnote an das Bundeskanzleramt / Auswärtige Angelegenheiten (6. November 1936), das allerdings erst am 6. April 1937 mit Zahl 37.672–I 3 antwortete und ersuchte, „das Projekt näher zu umschreiben“. Beide Seiten sind sich anscheinend nicht darüber im Klaren, was eigentlich erwartet wird und wer den ersten Schritt tun solle.²⁵ Dieser wird schließlich von Wilhelm Schmidt und der Universität

24 Tani Masayuki (1889–1962) erscheint schon in der Diktion dieses Briefes als Hoffnungsträger. Er hatte wichtige Positionen im Außenministerium besetzt, unter anderem war er Abteilungsleiter Asien. Nach seiner Wiener Tätigkeit wurde er Staatssekretär, dann Außenminister im Kabinett Tōjō 1942, und von 1943 bis Kriegsende Botschafter in (Nanjing) China. Eine Anklage im Tokioter Kriegsverbrecherprozess wurde nicht erhoben. Später war er einer der wichtigsten Berater von Außenminister Shigemitsu Mamoru und ab 1956 Botschafter in Washington. Zu Tani vgl. u.a. Kuma-Nichi 1982: 537.

25 Mehrfach, etwa in einem Schreiben vom 4. Februar (1937?), wird von einem Japanischen Kulturinstitut gesprochen. Diese Unklarheit hängt möglicherweise damit zusammen, daß Baron Mitsui in diesen Jahren größere Stiftungen für die Errichtung japanischer Kulturinstitute in Rom und Köln (später noch Prag) eingerichtet hat. Rom und Köln existieren heute noch und werden von der Japan Foundation betrieben. In einem Zeitungsbericht der *Miyako Shimbun* vom 13. März 1937 wird jedoch klar und deutlich von der Absicht Mitsuis, an der Universität Wien ein (Forschungs) Institut für japanische Kultur *Nihon Bunka Kenkyūjo* zu stiften, gesprochen. (Für diesen Hinweis danke ich Herrn Dr. Roland Domenig, Wien).

Wien getan. Ein Universitätskomitee, dem neben Schmidt noch Koppers und ein Graf Degenfeld angehören, formuliert folgenden Vorschlag:

Mitsui stiftet in vier Jahresraten je öS 12.500, die für die Gehälter eines Direktors (500, besser öS 600 / Monat), eines Bibliothekars (öS 200 / Monat) und Buchbindearbeiten verwendet werden. ÖS 10.000, die Mitsui bereits in London deponiert hat, sollen für Buchkäufe eingesetzt werden. Der Direktor der Nationalbibliothek, Hofrat Bick, stellt Räume für das Kulturinstitut (sic! s. Anm. 22) zur Verfügung und übergibt alle Bücher mit Japanbezug aus seinem Bestand. Oka soll unbedingt zum Gründungsdirektor ernannt werden.

Dieser Brief ist nicht datiert, ein Schreiben von Tani an den Leiter der Abteilung Kulturelle Angelegenheiten Yanagisawa vom 13. Dezember 1936 (handschriftliche und maschinengeschriebene Fassung) bezieht sich allerdings auf ein Treffen mit Schmidt in Wien am 27. Oktober, worauf ein Vorschlag am 31. Oktober ausgearbeitet worden sei und in Beilage übersandt wird. Es dürfte sich bei diesem Brief um den vorstehenden Vorschlag handeln. Tani spricht in seinem Schreiben von der Errichtung einer

Nihon bunka kyōkai und damit einer „Japanischen Kulturgesellschaft“ in Wien. Für diese würde die Nationalbibliothek Raum und Infrastruktur bereitstellen; für die Bibliothek sollten die öS 10.000 Mitsuis aus London eingesetzt werden, zusätzliche japanische Bücher sollte Oka in Japan sammeln; für die Gehälter von Direktor und Bibliothekar seien zusätzliche Stiftungsgelder notwendig. Bei der Bedeutung Wiens als dem kulturellen Zentrum des Donauraumes hänge der Erfolg der Gründung von der Gewinnung einer herausragenden Persönlichkeit als erstem Direktor ab; Oka erscheine bestens geeignet, eine rasche Entsendung (unter Übernahme der Reisekosten) sei dringendst erwünscht. Dieses Institut müsse neben wissenschaftlicher Forschung auch den japanischen Sprachunterricht betreuen, der bislang von einem Koreaner wahrgenommen wird, was zu höchst beklagenswerten Ergebnissen führt.

Dieses Schreiben wird in Abschriften an Mitsui und Oka weitergeleitet (Datum 26.1.1937, Ausgang am 1.2.1937). Oka bestätigt den Empfang auf Briefpapier der Japanisch–Österreichischen Gesellschaft am 4.2. [1937]. Als Antwort von Außenminister Hirota Kōki auf das Schreiben von Tani wird am 30. Juni 1937 mit Zahl Bunka III 24 nach Beratung mit Mitsui folgender detaillierter Vorschlag nach Wien geleitet. In 13 Punkten wird dabei die Errich-

tung eines *Nihon kenkyūjo* (Japan-Instituts) als Stiftung Mitsuis präzisiert. Der Einfluß Okas ist an vielen Stellen deutlich zu erkennen.

1. Mitsui stiftet der österreichischen Regierung die Mittel zur Errichtung eines Japan-Institutes für die Förderung der Japanologie; öS 10.000 stehen in London zum Abruf bereit, davon soll ein Fünftel sofort bei der Gründung eingesetzt werden, der Rest zum Ankauf europäisch-sprachiger Japan-Bücher; für den Unterhalt dieses Instituts stehen ab Oktober 1937 jährlich öS 12.500 bereit, davon öS 7.200 als Gehalt für den Direktor; weitere Bücher für den Aufbau sammelt Mitsui in Japan; nach vier Jahren soll das Projekt neu überdacht werden.
2. Die österreichische Seite stellt kostenlos Räume (einschließlich Licht, Beheizung und Reinigung) für die Unterbringung zur Verfügung; die Nationalbibliothek übergibt dem Institut ihre gesamten Bestände mit Japan-Bezug.
3. Der Direktor erhält eine offizielle Einladung des Unterrichtsministeriums, wobei die Reisekosten nicht unbedingt von österreichischer Seite getragen werden müssen; an der Universität Wien wird ein Lehrstuhl für Japanologie eingerichtet, der Sprache, Kulturgeschichte und Völkerkunde Japans vertritt.
4. Verantwortlich für die Errichtung ist der zu ernennende Direktor.
5. Die Stiftung wird in privaten Verhandlungen zwischen Mitsui und der österreichischen Regierung unter Einschaltung der japanischen Gesandtschaft eingerichtet.
6. Der offiziellen Bezeichnung des Instituts ist der Name „Baron Mitsui Takaharu“ hinzuzufügen.
7. Das Institut fördert die Japanforschung in ihrer ganzen Breite; aus der Spezialisierung des Gründungsdirektors ergibt sich (zunächst) eine Schwerpunktsetzung auf Kulturgeschichte und Völkerkunde, auch in der Buchauswahl.
8. Die Arbeit des Instituts erstreckt sich auf die Ausbildung von Japanwissenschaftlern (Japanologen), Vorträge, Veranstaltungen und Ausstellungen.
9. Stiftung, Institut und Bibliothek gehen in den Besitz der österreichischen Regierung über.
10. Details werden in Verhandlungen zwischen einem Vertreter der österreichischen Regierung, der japanischen Gesandtschaft und dem Direktor geklärt.
11. Dazu wird eine Kommission gebildet.
12. Der designierte Direktor Prof. Oka kann wegen Verpflichtungen in der Japanisch-Österreichischen Gesellschaft nicht vor November dieses Jahres [1937] nach Wien reisen; Mitsui ermächtigt den japanischen Gesandten zur Leistung der Unterschrift; der Lehrstuhl für Japanologie für Oka wird ab dem Sommersemester 1938 eingerichtet.
13. Die Reisekosten für Oka in Höhe von 2.800 ¥ übernimmt das japani-

sche Außenministerium; seine Lebenshaltungskosten in Wien in Höhe von öS 7.200 die Mitsui-Stiftung; das Außenministerium stellt zusätzlich 2.400 ¥ pro Jahr zur Verfügung

Entsprechend Punkt 1 dieses Schreibens geht Oka in Japan daran, die Bibliothek zusammenzustellen. Er wendet sich am 9. November 1937 an den Präsidenten der *Kokusai Bunka Shinkōkai*, Kabayama Aisuke, mit der Bitte um eine Unterstützung in Höhe von 4.420 ¥ zum Ankauf von Büchern, die in einer beigelegten Liste verzeichnet sind. Neben 50 Exemplaren des *Kokugo Tokuhon* (Lesebuch für Japanisch) und je zehn Exemplaren der Lehrbücher für Geographie, Geschichte, Physik und Ethik, sind es 58 Titel von grösseren Serien, die heute noch in Wien zu finden sind: *Kojiruien*, *Kokushi Daijiten*, *Kokusho Kaidai*, *Nihon Chiri Taikei*, *Bungaku Taikei*, sowie mehrere Wörterbücher, Lexika und Jahrbücher. Schon am 1. Dezember, also nur drei Wochen später, ersucht Oka im Namen von Mitsui das Ministerium um den Transport von vier Holzkisten mit Büchern nach Wien. Am 27. Dezember übermittelt er dem Abteilungsleiter Okada Ken'ichi Briefe an die *Tōhō Bunka Gakuin* in Tokio und Kioto mit der Bitte um Weiterleitung und Befürwortung der von dort erbetenen Buchspende. In diesem Brief nennt Oka als seine Postanschrift schon das Japan-Institut der Universität Wien per Adresse der Japanischen Gesandtschaft. Er befindet sich also auf dem Sprung nach Wien, wo er am 3. Februar 1938 eintrifft und sich in der Prinz-Eugen-Strasse 68/2 im IV. Wiener Gemeindebezirk einmietet.

5. Das Japan-Institut an der Universität Wien 1938/39 bis 1945

Es ist diesmal der wohl ungünstigste Moment, an dem Oka versucht, die Planungen Schmidts und der japanischen Seite umzusetzen, ganz abgesehen davon, dass manche Punkte des zitierten Schreibens zu keiner Zeit und an keiner Universität so leicht durchzusetzen gewesen wären – etwa die Berufung als Professor ohne die Durchführung eines ordentlichen Berufungsverfahrens oder die Einräumung einer Position als Direktor eines der Universität angegliederten Instituts.²⁶ Diese Problematik dürfte Oka bald nach seinem Eintref-

²⁶ In einem späteren Schreiben des Generalkonsuls Yamaji Akira an Außenminister Ugaki Kazushige vom 25. August 1938 in Beantwortung eines (nicht erhaltenen) Schreibens aus Tokio vom 28. Mai 1938 werden diese Problempunkte klar herausgearbeitet: Weil Japan das Institut an der Universität haben will, muss die österreichische Seite einen Ausweg suchen in der Bezeichnung "Institut für Japankunde, errichtet aus Mitteln der Baron-Mitsui-Spende, angegliedert dem Institut für Völkerkunde an der Universität Wien." Das heißt, nach österreichischen Verwaltungsrecht ist der Vorstand des Völkerkundeinstituts, Professor Koppers (zum Zeitpunkt des Schreibens in den Ruhestand versetzt), zuständig, der japanische "Leiter" Oka dagegen nur für wissenschaftliche Belange. Dieser Japaner ist hochschulrechtlich ein "Hochschullassi-

fen klar geworden sein, jedenfalls stellt er am 26. Februar 1938 den Antrag auf Zulassung als Lektor für japanische Sprache (Archiv der Philosophischen Fakultät der Universität Wien, Dekanat Zl. 596 aus 37/38). Am Vormittag des Samstag, 5. März 1938, tritt eine Kommission unter Vorsitz von Dekan Alfred Himmelbauer zusammen, der neben dem Antragsteller Koppers u.a. die Professoren Weninger, Menghin, Srbik und Meister angehören, und die den Antrag einstimmig genehmigt. Am 5. März übernimmt Koppers auf der Gesandtschaft als ersten Teil der Stiftung einen Scheck über öS 2.500 – wenige Tage später hört Österreich zu bestehen auf, und das Institut für Völkerkunde verliert fast seinen gesamten Lehrkörper.²⁷ Dennoch geht der Amtsbetrieb der Universität weiter, als ob nichts geschehen wäre: Am 22. März übermittelt der kommissarische Dekan Prof. Viktor Christian (1930 aus politischen Gründen in den zeitweiligen Ruhestand versetzt) den Beschluß der Fakultät vom 20. März an das (noch) österreichische Unterrichtsministerium. Oka erhält jedoch erst am 4. August die Genehmigung des Ministeriums für Innere und Kulturelle Angelegenheiten, Abt. IV, Zl. 9761–IV/2c, gez. Staatssekretär Plattner, als Lektor zunächst befristet auf die Studienjahre 1938/39 und 1939/40. Über Rektorat und Dekanat wird ihm diese Bestellung zugeleitet. Mit einem neuerlichen Schreiben des Ministeriums vom 10. Februar 1939, Zl. IV–2–308238e, erhält er endlich die Einladung als Gastprofessor. Das Rektorat mit Schreiben vom 13. Februar, Zl. 592, an die Philosophische Fakultät, diese wiederum mit Schreiben vom 17. Februar Zl. 38/39/584, ernennen Oka zum Gastprofessor mit dem Auftrag, Völkerkunde, Urgeschichte, Mythologie und Religion Japans sowie Geschichte der japanischen Sprache vorzutragen. Gleichzeitig wird klargestellt, dass dies nicht bedeutet, ein Lehrstuhl für Japanologie werde „systematisiert“. Oka würde auch kein Gehalt beziehen, sondern lediglich Kollegiengeld fordern können.

Am 1. Mai 1939 nimmt das Japan–Institut schließlich als Abteilung nun des Orientalischen Instituts unter dessen Vorstand, dem auch als kommissarischer Dekan amtierenden Prof. Viktor Christian, den Betrieb auf. Das Institut ist räumlich dem Orientalischen Institut angeschlossen, wobei aber sowohl Oka wie Slawik immer wieder als Adresse die ehemalige Wohnung des zur Emigration gezwungenen Psychoanalytikers Sigmund Freud in Wien IX,

stent“, keinesfalls „Direktor“. Erst nach Abgabe einer Arbeit [Habilitationsschrift] kann er Dozent (*kōshi*) werden, aber erst ein ordentlicher Professor (*sei-kyōju*) kann Vorstand sein.

27 Koppers wird in den zeitweiligen Ruhestand versetzt und geht mit Schmidt und der *Anthropos*–Redaktion nach Fribourg; Heine–Geldern bleibt in den USA und erhält eine Position an der Smithsonian Institution; Furer–Haimendorf geht von Indien aus nach Großbritannien und an das SOAS London. Erst 1940 erfolgt eine Neuberufung von Hermann Baumann, einem Afrikanisten aus Berlin, der andere Schwerpunkte setzt (Haekel, Hohenwart–Gerlachstein, Slawik 1956: 1f).

Berggasse 7, nennen. Hier liegt offensichtlich eine Verwechslung vor.²⁸ Der Versuch, das Institut sofort nach dem „Anschluß“ nach Berlin zu verlegen, ist quellenmässig nicht deutlich faßbar. Slawik (1972: 36; 1982: 5; 1983: 4) betont immer wieder, daß es „erst den energischen Interventionen Okas gelang, die Verlegung nach Deutschland zu verhindern.“ Nur der zitierte Brief von Generalkonsul Yamaji Akira vom 25. August 1938 (vgl. Anm. 23) vermerkt gegen Schluß des Schreibens, nach der Annexion denke die deutsche Reichsregierung an eine Verlegung, die Japanische Botschaft Berlin sei in diese Verhandlungen eingeschaltet. Schon am 24. März 1938 hatte jedoch Mitsui – der sofort nach dem „Anschluß“ die Präsidentschaft der Japanisch–Österreichischen Gesellschaft niedergelegt hatte – ein Schreiben an den Abteilungsleiter für Kulturelle Angelegenheiten Okada gerichtet, in dem er den Erhalt der Abschrift eines Telegramms des Stellvertretenden Gesandten Suwa aus Wien vom 23. März bestätigt. Bezüglich der darin aufgeworfenen Standortfrage betont Mitsui die ursprüngliche Stiftungsabsicht. Von Oka hätte er ein Telegramm mit gleicher Meinung erhalten.

Der *Personalstand der Universität Wien [...] nach dem Stande vom 1. Juli 1939* verzeichnet, entsprechend den geschilderten Vorgängen, auf Seite 45 unter den drei Gastprofessoren der Fakultät:

„Masao Oka, Ph. Dr., Gastprofessor für Japanische Sprache und Kulturgeschichte, Prof. an der Showa–Medizinischen Fachhochschule in Tokio; IV/50, Prinz Eugenstrasse 68/2“,

sowie unter Lektoren und Lehrern auf Seite 59:

„Alexander Slawik, Ph. Dr., Lektor für japanische Sprache, beeideter Gerichtsdolmetscher, XX/20, Leystr. 23/9/17“.

Ab dem Wintersemester 1939/40 bietet Oka unter „XIV Urgeschichte“ eine einstündige Veranstaltung „Urgeschichte Japans“, sowie unter „XXXIII Lektoren und Lehrer für Hörer aller Fakultäten“ drei je einstündige Praktika an. Ab dem 1. Trimester 1940 liest Oka unter VII „Völkerkunde“ über „Die soziologische Grundstruktur Japans“; im 2. Trimester 1940 „Die Religionen Altjapans“ und „Die Ainu“; im 3. Trimester „Einführung in die japanische Volkskunde“ und „Ethnographie von Formosa“. Das „Japanische Praktikum für Hörer aller Fakultäten“ behält Oka durchgehend bei, jeweils in drei Kurse

28 So schreibt Slawik (1983: 4–5), es sei eine „seltsame Fügung [...], daß dem Institut die Arbeitsräume des emigrierten Psychiaters Prof. Freud in der Berggasse 7 zugewiesen wurden“. Auch Oka in der hier durchgängig herangezogenen Jahrestabelle notiert unter 1938 (sic!), dem Institut sei das Psychoanalytische Institut Freuds in der Berggasse 7 zugewiesen worden. Dieses hat sich jedoch im Haus Berggasse 19 befunden. Herrn Dr. Roland Domenig, Wien, verdanke ich den Hinweis, daß es sich möglicherweise um eine Verwechslung mit dem Psychoanalytischen Verlag (1925–1932) des Freud–Verlegers Adolf J. Storfer handelt. Dieser Verlag war seinerzeit in Berggasse 7. Storfer emigrierte nach Shanghai. Das Vorlesungsverzeichnis der Universität Wien für das Jahr 1940 nennt klar die Adresse Berggasse 7.

aufgeteilt. Dabei wird er von Slawik als Lektor unterstützt, der Sprachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene, je zweistündig, ankündigt.

Ab dem 1. Trimester 1941 lauten die Einträge: „Gastprof. Oka wird eventuell später ankündigen“. Entsprechend steigert Slawik Zahl und Umfang seiner Kurse. Im Sommersemester 1942 gibt es dann eine Änderung: Nun liest Gastprofessor Murata (vgl. dazu weiter unten im Text) über „Japan, Land und Leute“ und gibt intensiven Sprachunterricht, Lektor Slawik wird als „im Kriegseinsatz“ vermerkt und „wird nicht lesen“.

Hinter diesem Wechsel steht der Antrag Okas auf Bewilligung eines Freisemesters (schriftliche Unterlagen liegen dazu nicht vor), das er im November 1940 antrat, um nach Japan zu reisen. Ob er dieses Freisemester schon im Hinblick auf die von ihm im Dezember 1940 am *Monbu-shō* (Ministerium für Unterricht) in Tokio begonnenen Verhandlungen über die Errichtung eines *Kokuritsu Minzoku Kenkyūjo* (Nationales Völker[kunde]institut) beantragt, möglicherweise gar nicht an eine Wiederaufnahme seiner Wiener Stelle gedacht hat²⁹, oder ob sich diese Verhandlungen eher zufällig nach seinem Eintreffen in Tokio ergeben haben, ist unklar. Sicher ist, daß ihn diese neue Aufgabe in ihren Bann schlug. Im Juni 1941 wurde die Gründung dieses für die damaligen ausgreifenden Pläne Japans wichtigen Instituts im Kabinett beschlossen. Der Sturz des zweiten Kabinetts Konoé im Juli und der Angriff auf Pearl Harbor im Dezember verzögerten zwar die Verwirklichung bis 1943, dennoch hatte Oka ein neues Wirkungsfeld gefunden, über das bisher wenig bekannt und kaum geforscht worden ist (vgl. Anm. 27). Schon im Mai 1941 – also noch vor Ausbruch des Krieges zwischen dem Deutschen Reich und

29 Ein Telegramm von Botschafter Ōshima Hiroshi, Berlin, 15. April 1941, das die Ernennung Okas zum Botschaftssekretär Zweiter Klasse nach Japan meldet, um ihm unter Zuerkennung des Diplomatensstatus den Erhalt eines Visums für die Durchreise durch die Sowjetunion zu ermöglichen, würde allerdings darauf hinweisen, daß Oka tatsächlich vorhatte, nach Wien zurückzukehren. Der deutsche Angriff auf die Sowjetunion hätte dann eine solche Reise unmöglich gemacht, wie Oka (1978: 46) feststellt und auch Bemühungen um eine Schiffspassage über die USA nach Europa beschreibt. Seine Professoren-Stellen in Wien und Budapest hat Oka erst im Oktober 1941 niedergelegt. In einem Vortrag (Mukasa 2008: 25–26) ist die Tätigkeit Okas am *Minzoku Kenkyūjo* während des Krieges im Zusammenhang mit den Bemühungen um die Gründung eines Völkerkundemuseums kritisch besprochen worden, ohne daß jedoch wirklich ausreichendes Material zu dem erhobenen Vorwurf, Oka hätte diese Idee von Shibusawa und Takahashi Buntarō quasi entwendet, vorgelegt wurde. Aus den Ausführungen geht jedoch die Überzeugung des Autors klar hervor, daß Oka den Vorsatz zur Gründung des *Minzoku Kenkyūjo* schon früh, womöglich in Wien, gefaßt hat. Mukasa bezieht sich hier auf einen Hinweis bei Sano (1996: 166), Oka hätte während seines Studienaufenthaltes in Wien Bekanntschaft mit den Militärattachés Arisue Seizō (Rom; später im Generalstab) und Wakamatsu Tada'ichi (Budapest; später Staatssekretär im Heeresministerium) gemacht und vermutet, daß diese Verbindungen ausgenutzt worden sind. Oka dagegen erzählt, er hätte erst in Japan von Bestrebungen, ein Institut zu gründen, gehört und sei überall „herumgelaufen“. In der Zeitschrift *Kaizō* hatte Oka bereits einen in gewisser Weise richtungsweisenden Artikel (Oka 1941) platziert. Zu Okas Tätigkeit im Zusammenhang mit der sog. *Nakano-gakkō*, einer Ausbildungsstätte für Aufklärungsdienste, auch schon vor seiner zweiten Wien-Reise, siehe Sano (1996: 165, 166).

Russland – hatte sich Oka für Japan entschieden: Am 19. Mai telegraphierte Außenminister Matsuoka nach Absprache mit Mitsui und Oka an Generalkonsul Yamaji in Wien (Telegramm Nr. 18578), als Nachfolger für Oka werde der Diplomat Sugawara, der in Wien studiert habe, vorgeschlagen, als deutscher Leiter der Direktor des Deutschen Kulturinstituts Prof. Eckardt.³⁰ Aber schon am 6. Juni 1941 wurde ein weiteres Telegramm konzipiert und am 10. Juni abgeschickt (Tel. Nr. 21652), in dem der Minister den Generalkonsul informiert, nach neuerlicher Konsultation sei Murata als Nachfolger bestimmt worden.

Murata Toyofumi (1903–1997), ein aus Kagoshima gebürtiger Germanist, Absolvent der Kaiserlichen Universität Tokio im Fach Ethik, war 1934 als Japanisch-Lektor an die Fremdsprachenhochschule Berlin – das frühere und ab 1959 in Bonn neu gegründete Seminar für Orientalische Sprachen – gekommen, von wo er nun nach Wien geholt wurde.³¹ Muratas Tätigkeit konnte unter den Bedingungen der Zeit nur in dem Versuch bestehen, Verluste möglichst gering zu halten. Ganz wichtig für die nach dem Krieg erfolgte Wiederaufnahme von Lehre und Forschung auf dem Gebiet der Japanologie an der Universi-

30 Über Sugawara konnte bis dato noch nichts in Erfahrung gebracht werden. Hans Eckhardt (1905–1969) war Absolvent des Seminars für Orientalische Sprachen in Berlin, Lektor an der Kyūshū-Universität, dann Japan-Spezialist im Amt Rosenberg und ab 1938 auf Intervention Botschafter Dirksens in Nachfolge von Friedrich Wilhelm Trautz Direktor des deutschen Kulturinstituts in Kioto. Nach dem Krieg war Eckhardt von 1964–1969 jener Professor an der FU–Berlin, an dessen Unvermögen sich die deutschen Studentenproteste entzündeten. Eckhardt lehnte 1940 aber ab und brachte zwei neue Namen ins Spiel, die handschriftlich auf der Rückseite des Telegramm-Konzepts vermerkt sind: einen Dr. Nomura in Wien, über den nichts bekannt ist, sowie Professor Sakato Tomo`umi (Chikai). Dieser ist laut Annette Hack (1996b: 402, 408) im Jahre 1944 als Vortragender der Deutsch-Japanischen Gesellschaften München und Stuttgart aufgetreten. Sein Vortrag „Einheit des Geringsten und Größten im japanischen Weltbild“ ist im *Völkischen Beobachter* vom 21. Januar 1944 rezensiert als “Wohnfläche und Staatsidee der Japaner”. Biographische Angaben konnte Hack nicht in Erfahrung bringen. Laut einem Nachruf (Shiori 1964) war Sakato (1893–1963) der Sohn eines Tendai-Priesters aus Ibaraki und empfing selbst auf dem Berg Hiei die Weihen. Deutsch studierte er bei Bruno Petzold, ging von 1924 an nach Berlin, Heidelberg und schließlich zu Petzold nach Wien, wo er mit einer Arbeit über die Tendai-Lehre den Master of Arts (sic!) erworben haben soll. Ab 1931 unterrichtete er an der Taishō-Universität, war 1937–38 im Jugendaustausch wieder in Deutschland, wo er mit dem in Bonn tätigen Indologen Matsumoto Kontakt hielt. Ab November 1940 ging er mit Botschafter Nomura nach Berlin und konnte im Juli 1944 mit einem deutschen U-Boot Singapur erreichen. 1954 wurde er Vorstand des Philosophischen Instituts an der Taishō-Universität, später Dekan und Bibliotheksdirektor. Wäre Sakato Nachfolger Okas geworden, hätte das Wiener Institut sicherlich eine stärker philosophische, Buddhismus-orientierte Richtung eingeschlagen.

31 Murata hat keine schriftlichen Erinnerungen hinterlassen. Bei seiner Flucht mit einer aus Italien in die “Ostmark” gekommenen Gruppe japanischer Zivilisten von Wien nach Königstein bei Dresden, dann über die Sudeten nach Bayern, Salzburg, Pilsen und wieder Bayern/Grafenau, wo sie von amerikanischen Einheiten aufgegriffen und interniert wurden, war ihm das gesamte Gepäck mit seinen Aufzeichnungen abhanden gekommen. Nur unter großen Schwierigkeiten (Verhaftung in Frankreich) gelangte er mit einem Gefangenentransport von Le Havre über die USA am 6. Dezember 1945 nach Uruga. Das mag der Grund sein, weshalb seine Erinnerungen (<http://www.cdm.edisc.jp/whats/whats.html-SpecialMurataToyofumisei>) sehr lückenhaft, teilweise falsch sind. So betont er mehrmals, er sei ab 1940 Nachfolger Okas in Wien geworden. Zu Murata siehe Doitsu-go dokusho-kai 1998.



Abb. 4: Mitsui Takaharu, Oka Masao und Murata Toyofumi (von links) in Tokio, Herbst 1963 (Photo Kreiner)

tät Wien war die wohl von Murata veranlasste Auslagerung der Bibliothek in das Pfarrhaus von Maria Taferl / Niederösterreich (Murata selbst erzählt von Zell am See), wo sie das Kriegsende unbeschädigt überstand.

Die meisten Studierenden hatten noch unter Okas Ägide ihr Studium der Japanologie begonnen und sind wissenschaftlich, vor allem aber auch menschlich, von seiner Persönlichkeit tief geprägt worden. An erster Stelle zu nennen ist Thusnelda Wang, die zwar erst nach Okas Weggang nach Wien kam, aber unmittelbar nach Kriegsende 1946 ihre Dissertation *Das Pferd in Sage und Brauchtum Japans: Spuren eines Pferdekultes* bei Koppers einreichte (Naumann 1959). Als Nelly Naumann hat diese Wissenschaftlerin die deutschsprachige, völkerkundlich ausgerichtete Japanforschung ganz im Sinne Okas – und im Falle ihrer Thesen zur Berggottheit *yama-no-kami* höchst kritisch gegenüber Yanagita Kunio – entscheidend geprägt und hat in ihrem Schüler Klaus Antoni, Tübingen, einen ebenbürtigen Nachfolger gefunden. Dr. Gabriele Müller und Dr. Dr. Rudolf Majlat – dieser von der Konsularakademie kommend – gingen in den österreichischen diplomatischen Dienst. Der von Oka wegen seiner Sprachbegabung „besonders ins Herz geschlossene“ (Slawik 1983: 6) Paul Klement ist im Krieg gefallen, Walter Scheppach ging in die Schweiz und in die Wirtschaft.

Zwar nicht am Japan-Institut, aber in der Völkerkunde und Urgeschichte studierte von März 1937 bis September 1939 der von Oka nach Wien empfohlene Ishida Ei'ichirō (1903–1968), nach dem Krieg der vor allem in Theorie und Methode führende Völkerkundler in Japan.³²

Abschliessend erscheint es notwendig, noch einen kurzen Blick auf die über die Universität hinausgehenden Aktivitäten Okas in Wien zu werfen. Diese betrafen die Deutsch–Japanische Gesellschaft einerseits, den Deutsch–Japanischen Akademikerkreis andererseits (Hack 1996a: 296–317; 1996b: 370–375).

Um die Gründung einer Deutsch–Japanischen Gesellschaft Südostdeutschland bemühten sich Oka im Wege der Universität und ein Dr. Robert Katschina von der Akademischen Auslandsstelle Wien. Mitsprache beanspruchten sowohl Gauleiter Globocnik wie Reichsstatthalter Seyß–Inquart. Als Präsident wurde zunächst Glaise von Horstenu in Vorschlag gebracht, schließlich einigte man sich auf den General der Infanterie a. D. und SA–Oberführer Carl Freiherr von Bardolff. Im Vorstand waren neben Oka (später Murata) der Skipionier Generalmajor i. R. Theodor von Lerch u. a. Die Gründungsfeier fand am 2. Februar 1939 im Oberen Belvedere unter Anwesenheit von Botschafter Ōshima Hiroshi statt, den Festvortrag hielt Wilhelm Gundert. Eine geplante Ausstellung der Sammlung Exner kam nicht zustande. Wien tat sich unter allen anderen Zweigstellen der Deutsch–Japanischen Gesellschaft dadurch hervor, daß regelmäßig Geburtstagsfeiern für den Tennō (mit Musik)

32 Ishida Ei'ichirō (1903–1968) entstammte einer Baron–Familie aus Ōsaka. Während seiner Studienzeit an der Kioto–Universität nahm er Kontakte zu Kawakami Hajime auf, lernte Russisch bei Nikolai Nevskij und wurde Mitglied in sozialistisch/kommunistischen Diskussionszirkeln. Schon 1926 trat er freiwillig aus der Kioto–Universität aus und legte den Baron–Titel ab – der Beiname “der rote Baron” blieb ihm. Nach Treffen mit chinesischen Kommunisten und Kominternvertretern in Shanghai wurde er schließlich 1928 verhaftet und zu fünf Jahren Haft verurteilt, die ihm Zeit zum Lesen verschafften. Nach seiner Entlassung nahm er 1935 in Tokio an der Yanagita–Festveranstaltung teil und traf dort Oka, der ihn mit seiner späteren Ehefrau Okamura Fusako, der Enkelin von Yanagitas ältestem Bruder, zusammenbrachte. Um Japan, wo “kein Platz zum Atmen ist”, zu entgehen, “flieht” Ishida nach Wien, einem Ort der “geistigen Freiheit”. Seine Mentoren sind Koppers, vor allem aber Franz Hančar in der Urgeschichte, von dem Ishida eines seiner zentralen Studienthemen, die kulturhistorische Rolle des Pferdes (Ishida 1948) übernahm. Nach seiner Rückkehr nach Japan arbeitete Ishida in der Akademie der Wissenschaften und forschte in Sachalin und in der Inneren Mongolei. Oka brachte ihn später 1944 in dem unter dem Deckmantel der “Freundschaftsgesellschaft der Mongolei” vom Außenministerium betriebenen Forschungsinstitut *Seihoku Kagaku Kenkyūjo* in Zhang jia kou (jap. *Chō-ka-kō*), Innere Mongolei, als Vize–Direktor unter (Direktor war Imanishi Kinji, weitere Mitarbeiter waren Umesao Tadao, Nakao Sasuke, also der Kern der späteren “Kyōto–Schule”). Nach dem Krieg zunächst Mitarbeiter am GHQ (Civil Information and Education Section), ab 1948 dann lange Jahre Herausgeber von *Minzokugaku Kenkyū* und nach Oka ab 1958 Präsident der *Japanese Society of Ethnology*, richtete Ishida 1952/54 an der Tokio Universität das Institut für Kulturanthropologie (*Bunka Jinruigaku Kenkyūjo*) ein. Ishida prägte die japanische Völkerkunde der 1950er und 1960er Jahre ebenso nachhaltig wie Oka. Auch bei ihm ist der Wiener Einfluß stark spürbar. Zu Ishida verweise ich auf die von Sugiyama (2007) zusammengestellten Jahrestabelle sowie auf Nakao (2006), die Lebenserinnerungen von Ishida Fusako (1995) und auf Ishidas autobiographischen Essay (Ishida 1955; hier zitiert nach Ishida 2007).

und vereinzelt Vorträge von Vertretern des Marionettenstaates Mandschukuo veranstaltet wurden.

Die Deutsch–Japanischen Akademikertagungen gingen auf einen Vorschlag des Fernostreferenten im Außenamt der Reichsstudentenführung Walter Heissig (1913–2005) zurück (Bundesarchiv Koblenz R 64 IV / 267, 64–66). Daraus entwickelte sich ein deutsch–japanischer Akademikerkongress, der zum 19./20. März 1939 in Kitzbühel zusammentrat. „Mannschaftsführer“ war PG Heissig (Seidel 1939), unter den Japanern „äußerten (...) nur Oka Masao, Professor aus Wien, und Senzoku Takayasu, Student aus Berlin, Verständnis bis Sympathie für die vorgetragenen nationalsozialistischen Positionen.“ Als jedoch der Student Tomoeda Munetachi, Sohn des japanischen Leiters des Deutsch–Japanischen Kulturinstitutes in Tokio, wegen kritischer Äußerungen über diese Veranstaltung in einer Tokioter Studentenzeitschrift in eine unangenehme Lage geriet, intervenierte Oka (mit anderen), um die Situation zu beruhigen. So ganz hatte er sich also anscheinend nicht von den Veranstaltern vereinnahmen lassen. Es dürfte auch auf Oka zurückzuführen sein, daß bei einem zweiten Treffen in Kühtai / Tirol, vom 31. Dezember 1939 bis 8. Januar 1940, politische Diskussionen nicht gestattet wurden. Im Mittelpunkt standen dagegen volkskundliche Vergleiche zwischen Tirol und Japan (vgl. Oka 1959) nebst Skifahren. Vom 14. bis 16. August 1940 wurde in Seehaupt am Starnberger See eine Arbeitstagung durchgeführt, um das Thema des nächsten Treffens abzusprechen. Oka als Präsident des Japanischen Akademikervereins – Murata ist Vizepräsident – „sträubt sich beharrlich“ gegen das Thema „Die deutsche und die japanische Staatsauffassung“ als „zu politisch gefärbt“. Als Argument brachte Oka auch vor, er könne seine Studierenden nicht belasten, indem er dauernd von Wien weg wäre. Seine halbherzige Zustimmung machte er von verschiedenen Bedingungen abhängig, etwa die Einrichtung eines Japanreferates der Reichsstudentenführung in Wien und die Abhaltung von Japanveranstaltungen mehrmals im Jahr an „Provinzuniversitäten“. Dies war Okas letzter belegbarer Auftritt in diesem Kreis. Ob er am 30. Oktober 1940, knapp vor seiner Abreise aus Wien, noch bei der mit einem Eklat endenden (Referat von Günther Wenck zum japanischen Staatsaufbau) Tagung in Berlin teilnahm, von der er so abgeraten hatte, darf bezweifelt werden.

An dieser Stelle muß noch ein Wort zu Okas Wien–Aufenthalten in den 1930er Jahren gesagt werden, um den Hintergrund etwas zu erhellen. Unter den akademischen Lehrern Okas befanden sich Exponenten der beiden extremen politischen Lager (Sozialisten scheinen nicht darunter gewesen zu sein): P. W. Schmidt war ideologischer Proponent des katholischen Ständestaats–Regimes von Schuschnigg, Oswald Menghin Nationalsozialist, sogar bis Mai 1938 Unterrichtsminister im „Anschluß–Kabinett“ unter Seyß–Inquart, Glaise von Horstenau Verteidigungsminister schon unter Schuschnigg.

6. Auswirkungen in Japan, Wien und darüber hinaus

Der Wiederbeginn bzw. der langwierige Wiederaufbau der Japanologie an der Universität Wien, der in erster Linie dem späteren ersten Vorstand des im Jahre des Universitätsjubiläums 1965 neu und unabhängig eingerichteten Instituts für Japanologie, Alexander Slawik, zu verdanken ist, kann nicht mehr Gegenstand dieser Darstellung sein.³³ Allerdings kann die Bedeutung des 1938/39 gegründeten Japan-Instituts nur dann richtig eingeschätzt werden, wenn seine Auswirkungen in den Jahrzehnten nach seiner Ende 1945 erfolgten Auflösung mit berücksichtigt werden. Die kurz- und mittelfristigen Ziele nämlich, die sich das Japan-Institut zunächst gesetzt hatte, konnten infolge der historischen Ereignisse im Umfeld nicht erreicht werden: eine enge Zusammenarbeit mit der Völkerkunde kulturhistorischer oder auch ethnohistorischer Prägung an der Universität Wien, vergleichende Studien zu Themen japanischer und mitteleuropäischer Volkskunde, eventuell in Zusammenarbeit mit Germanisten wie Otto Höfler, die Überarbeitung und Herausgabe von Okas Dissertation oder die Ausarbeitung einer dieses Werk ergänzenden Habilitationsschrift von Slawik zum Thema *Das Izumo-Fudoki. Übersetzung, Kommentar und kulturgeschichtliche Auswertung* sind nicht zustande gekommen. Auch die Ausbildung von Nachwuchswissenschaftlern litt unter den Kriegsbedingungen. Mit Nelly Naumann ist allerdings eine ganz hervorragende Wissenschaftlerin der kulturwissenschaftlich ausgerichteten Japanologie aus dem Wiener Institut hervorgegangen.

Sowohl in Japan wie in Wien und von hier international in die Japanologie ausstrahlend hat das Japan-Institut langfristig jedoch ganz außerordentlich stark gewirkt. In Japan war Oka nach dem Zusammenbruch 1945 zunächst nach Matsumoto zurückgekehrt und hatte versucht, sich als Landwirt (Shiitake-Zucht, 1,7 ha Reis- und ca. 1 ha Trockenfelder; Oka 1958: 324; Oka 1964; Hosokawa 1987: 358) durchzuschlagen. Im Januar 1947 wurde er überraschend in das GHQ/CIE Civil Information and Education Section gerufen, wo ihm Lieutenant Colonel Nugent die von der US-amerikanischen Besatzungsmacht in Wien beschlagnahmten Bände seiner Wiener Disserta-

33 Sowohl das Orientalische Institut wie das Institut für Völkerkunde wurden 1945 zunächst von dem Ägyptologen und neugewählten Dekan Wilhelm Czermak, einem langjährigen Freund Koppers, geleitet. Nach der Rückkehr von Koppers Ende 1945 und nachdem die nach Maria Taferl ausgelagerte Bibliothek von Slawik und Josef Haekel, dem späteren Nachfolger von Koppers in der Völkerkunde, nach Wien zurückgebracht worden war, veranlasste Koppers 1947 die Überstellung in sein Institut. Slawik (Habilitation 1953 für „Völkerkunde mit besonderer Berücksichtigung Ostasiens“) gelang es in der Folge „wieder von der Pike auf dienend“ eine Japan-Abteilung mit immer größerer Selbständigkeit aufzubauen (Slawik 1972: 36–37; Haekel, Hohenwart-Gerlachstein, Slawik 1956: 3).

tion übergab (Oka 1958: 324; Hosokawa 1987: 360).³⁴ Das von Oka unter Teilnahme von Ishida, Egami und Yahata (vgl. APE-Gruppe, aber auch das *Minzoku-Kenkyūjo* der Kriegszeit) im Mai 1948 auf der Grundlage seiner Wiener Dissertation ausgerichtete Symposium über Fragen der Ethnogenese und Staatsbildung in Japan (Ishida et al. 1948; Oka 1958) wurde in der Folge zum Ausgangspunkt eines über Jahrzehnte hinaus wirkmächtigen ethnohistorischen Diskurses, der von Thesen wie Egamis „Reiternomaden – Staatsgründung“, Ōbayashi Taryōs Mythenforschung, Sasaki Kōmeis Postulierung einer frühen Brandrodungs–Feldbau–Kultur, die Diskussion um eine „Kuroshio–Kultur“ bis schließlich zu der These einer „Kultur des lichten Laubwaldes“ (*Shōyō-jurin-bunka*) der öko-ethnologisch ausgerichteten „Kyōto–Schule“ um Umeshio Tadao reichte. In der akademischen Organisation setzte sich allerdings der Gedanke und der Terminus *Bunka Jinruigaku* (Cultural Anthropology) durch. Auch die *Japanese Society of Ethnology* benannte sich schließlich im April 2004 in *Japanese Society of Cultural Anthropology* um.

Der Einfluß der historischen Völkerkunde Wiener Prägung wurde in Japan durch das von Oka in die Wege geleitete Studium etwa von Ōbayashi Taryō (Promotion Wien 1959), Sumiya Kazuhiko (Wien 1958–1960) und Shiratori Yoshirō (Promotion Wien 1962), aber auch durch die in Nachfolge der Fu Jen–Universität in Nagoya neu eingerichtete Nanzan–Universität der S V D (mit Franz Numazawa Kiichi als erstem Rektor, promovierte 1942 bei P. W. Schmidt in Fribourg; zu Numazawa siehe Eder 1980; und Peter Knecht, promovierte bei Ōbayashi an der Tokio Univ.) weiter gestärkt, ist heute allerdings kaum mehr zu spüren.

In Wien halfen regelmässige Besuche Okas (1952 auf dem 4. Internationalen Kongress für Anthropologie und Ethnologie, 1960 auf dem 34. Amerikanisten–Kongress, und in der Folge fast jährlich) die Verbindung mit Japan aufrechtzuerhalten. 1957 wurde, sicherlich mit Unterstützung durch Oka aber

34 Über die hinter diesem Vorgang stehenden Absichten besteht Unklarheit. Oka (1958: 324) vermutet, dass die zu dieser Zeit neben vielen anderen japanischen Volks- und Völkerkundlern für das GHQ tätigen Ishida Ei'ichirō und Seki Keigo US-amerikanischen Anthropologen über diese Arbeit berichtet hätten. Oka spricht auch des öfteren von dem Auftrag, eine englische Übersetzung anzufertigen (Oka 1978: 47), dem er allerdings nie nachgekommen ist – die Arbeit wurde erst 2012 publiziert (Oka 2012) und gal in Japan lange Zeit als „von Geheimnis unwittert“. Hosokawa (1987: 360) berichtet unter Bezugnahme auf ein Interview mit Oka 1976, McArthur hätte über das Wesen des Tennō-Systems Informationen gesucht, dafür ist der Zeitpunkt jedoch etwas zu spät. Nakao (2006: 165) bettet den Vorgang ein in die von ihm erstmals dargestellte, nach seiner Sicht von amerikanischer Seite mehr oder weniger planmässig in die Wege geleitete Neuausrichtung der japanischen Ethnologie in Richtung auf Cultural Anthropology, in der auch Ishida eine Rolle gespielt hat. Dann muss allerdings festgestellt werden, daß die Übergabe der Dissertation an Oka eine genau gegenteilige Wirkung zeigte, nämlich für mindestens drei Jahrzehnte ein Erstarken der historischen Völkerkunde Wiener Prägung in Japan. Ich verweise auch auf die Mission Clyde Kluckhohns nach Tokio 1947; Kluckhohn war Kommilitone Okas in Wien, später Harvard-Professor und Berater bei GHQ/CIE.



Abb. 5: P. W. Schmidt, R. Heine-Geldern und P. W. Koppers (von links) bei der Eröffnung des 4. Internationalen Kongresses für Anthropologie und Ethnologie in Wien, 1952 (Photo A. v. Hohenwart-Gerlachstein)

auch Dr. Anna Hohenwart-Gerlachstein, der „Seele“ des Völkerkunde-Instituts, Slawik von der UNESCO nach Japan eingeladen. Gleichzeitig weilte Robert (von) Heine-Geldern in Japan, P. W. Koppers besuchte das Land 1958 anlässlich des *International Congress for the History of Religions Tōkyō-Kyōto*. Durch diese Kontakte, vor allem aber durch Diskussionen mit Kazuhiko Sumiya in Wien, war Slawik von dem Gedanken einer interdisziplinären Forschung auf regionaler Ebene in Japan, wie sie etwa in der von Shibusawa initiierten *Kyūgakkai-rengō* (Vereinigung von neun Wissenschaften [vom Menschen]) oder in der von Oka geleiteten Untersuchung auf den Izu-Inseln, Metropolitan-Präfektur Tokio, zum Ausdruck kommt, begeistert (Slawik 1961). Diese Idee, von seinen Schülern Sepp Linhart, Erich Pauer und dem Verfasser mitgetragen, führte zu der 1968/69 im Aso-Raum, Präfektur Kumamoto, durchgeführten Gemeinschaftsforschung (Slawik, Kreiner, Linhart, Pauer 1975-82; Kreiner 2000). Umgekehrt wirkten die Diskussionen, die Oka und seine Mitarbeiter Gamo Masao, Emori Itsuo, Sumiya Kazuhiko und Ōgo Kin'ichi im Umfeld ihrer Feldforschung 1970 in österreichischen Dörfern (Kopfung im Innviertel, Neckenmarkt im Burgenland) führten, befruchtend.

Dies war ein sehr früher Ansatz, Europa als Objekt japanischer völkerkundlicher Forschung zu begreifen. Auf österreichischer Seite waren neben Slawik mehrere Volkskundler, an ihrer Spitze Professor Karoly Gáal, Vorstand des Instituts für Volkskunde, Partner von Okas Gruppe. Bemerkenswerter Weise hat bei einigen der in der Folge von der Volkskunde an der Wiener Universität durchgeführten Dorferhebungen in Niederösterreich und dem Burgenland auch ein Japanologe, Erich Pauer (heute Marburg), mitgearbeitet.

So kann abschließend festgestellt werden, daß das Japan-Institut Wien bzw. die an ihm durchgeführte Forschung und Lehre sowie die zu seiner Gründung hinführenden Vorarbeiten am Institut für Völkerkunde in den 1930er Jahren überaus fruchtbare Ergebnisse in der Völkerkunde Japans einerseits, der Wiener Japanologie – und von hier aus in den deutschen Sprachraum ausstrahlend und gleichzeitig mit dem Erstarren der sozialwissenschaftlich ausgerichteten *Japanese studies* anglo-amerikanischer Ausrichtung in den 1970er Jahren geradezu einen Paradigmenwechsel bewirkend – andererseits, hervorgebracht haben.

Literatur

Doitsu-go dokusho-kai (Hg.)

1998 *Momi no ki. Murata Toyofumi sensei wo shinonde*. [Tannenbaum. In Memoriam Professor Murata Toyofumi]. Tokio: Eigenverlag.

Eder, Matthias

1980 “P. Franz-Kiichi Numazawa SVD (1907–1980)”. In: *Anthropos* 75: 609–611.

Eliade, Mircea

1953 *Der Mythos der ewigen Wiederkehr*. Düsseldorf: Diederichs.

1975 *Schamanismus und archaische Ekstasetechnik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft; 126).

Hack, Annette

1996a „Die Aktivitäten der Deutsch-Japanischen Gesellschaften im Nationalsozialismus“. In: Günther Haasch (Hg.): *Die Deutsch-Japanischen Gesellschaften von 1888 bis 1996*. Berlin: Edition Colloquium im Wissenschaftsverlag Volker Spiess: 225–349.

1996b „Die Zweigstellen der DJG (1934–1945)“. In: Günther Haasch (Hg.): *Die Deutsch-Japanischen Gesellschaften von 1888 bis 1996*. Berlin: Edition Colloquium im Wissenschaftsverlag Volker Spiess: 351–440.

Haekel, Josef, Anna Hohenwart–Gerlachstein, Alexander Slawik

1956 „Die Geschichte des Instituts für Völkerkunde“. In: Institut für Völkerkunde der Universität Wien (Hg.): *Die Wiener Schule der Völkerkunde*. Festschrift anlässlich des 25-jährigen Bestandes des Instituts für Völkerkunde der Universität Wien (1929 - 1954). Horn; Wien: Berger: 1-16.

Heine-Geldern, Robert

1932 „Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier“. In: *Anthropos* 27: 256-292.

Hirschberg, Walter

1949 *Das Agnesbrünnl: Volkskundliches um eine Quelle im Wienerwald*. Wien: Verlagsbuchhandlung Natur und Technik.

1977 „Das ‚Dynamische Kulturbild‘ in der Ethnohistorie“. In: *Wiener Ethnohistorische Blätter* 14: 3-21.

Hosokawa Osamu

1987 „Oka Masao. Uiin daigaku kyōju, rekishi–minzokugaku no sendatsu“ [Oka Masao, Professor an der Universität Wien, Pionier der Historischen Völkerkunde]. In: Uehara Yoshitsukasa et al. (Hg.): *Fukashi Jimbutsu-shi* [Historische Persönlichkeiten aus der Fukashi-Schule]. Matsumoto: Matsumoto Fukashi Kōtōgakkō Dōsōkai: 349-482.

Ishida Ei'ichirō

1948 *Kappa Komahiki-kō*. Tokio: Kōbundō. (Englische Fassung *The Kappa Legend*. Peking 1965 = *Folklore Studies*; 9).

2007 „Atogaki. Nikorai Nefusuki no koto nado“ [Nachwort. Zu Nikolai Nevskij und anderes]. In: Ishida, Ei'ichirō: *Momotarō no haha. Aru bunkashi-teki kenkyū. Shinteiban*. [Die Mutter von Momotarō. Eine kulturhistorische Studie. Neue, redigierte Ausgabe] Tokio: Kōdan-sha (Kōdan-sha Gakujitsu Bunko; 1838): 285-300.

Ishida Ei'ichirō et al.

1948 „Nihon minzoku-bunka no genryū to Nihon kokka no keisei“ [Frühe Strömungen von Volk und Kultur Japans und die Entstehung des japanischen Staates]. In: *Minzokugaku kenkyū* 13/3: 11-81.

Ishida Fusako

1995 *Kūhaku no jiki* [Die leere Zeitspanne]. Tokio: Privatdruck.

Kreiner, Josef

1979 „Oka-sensei to Uiin - Gakusetsu no urazuke“ [Professor Oka und Wien - Hintergründe seiner wissenschaftlichen These]. In: Oka Masao: *Ijin sono ta*. [Fremde und Anderes]. Tokio: Gensō-sha: 453-480.

1980 „Heinrich Freiherr von Siebold. Ein Beitrag zur Geschichte der japanischen Völkerkunde und Urgeschichte“. In: Josef Kreiner (Hg.): *Beiträge zur japanischen*

- Ethnogenese: 100 Jahre nach Heinrich von Siebold*: 147–203 (= Bonner Zeitschrift für Japanologie; 2).
- 1984 „Betrachtungen zu 60 Jahren Japanischer Völkerkunde. In memoriam Masao Oka“. In: *Anthropos* 79: 65–76.
- 2000 *Aso ni mita Nihon. Yōroppa no Nihon-kenkyū to Uiin-daigaku Aso-chōsa* [Japan vom Aso aus gesehen. Die europäische Japanologie und die Aso-Forschung der Universität Wien]. Ichinomiya: Kyōiku-iinkai (= Aso-sensho; 12).
- Kuma-Nichi (Kumamoto Nichi-nichi Shinbun) (Hg.)
- 1982 *Kumamoto-ken Hyakka-jiten* [Enzyklopädie der Präfektur Kumamoto]. Kumamoto.
- Kiburutsu, Yōzefu (=Kyburz, Josef)
- 2011 „Andore Rurowa=Gūran to Nihon“ [André Leroi-Gourhon und Japan], Yōzefu Kurainā (Hg.): *Shō Shiiboruto to Nihon no kōkogaku, minzokugaku no reimei* [Der ‚kleine‘ Siebold und die Anfänge der japanischen Archäologie und Völkerkunde]. Tokio: Dōseisha, 163-176.
- Miyamoto Tsune’ichi
- 1993 *Minzokugaku no tabi* [Volkskundliche Reise]. Tokio: Kōdan-sha.
- Miyasaka Masatoshi
- 1988 „Nenpu“ [Jahrestabelle]. In: *Shinshū Shirakawa* 67: 193-211.
- Mukasa Shun’ichi
- 2008 „Takahashi Buntarō no minzokugaku to minzokugaku-hakubutsukan no yume to genjitsu“ [Die Volkskunde Takahashi Buntarōs und das Völkerkundemuseum – Traum und Wirklichkeit]. In: Nishi-Tōkyō-shi Takahashi Buntarō no kiseki wo manabu kai (Hg.): *Takahashi Buntarō no shinjitsu to minzokugaku-hakubutsukan* [Die Wahrheit über Takahashi Buntarō und das Völkerkundemuseum]. Nishi-Tokio: Eigenverlag.
- Nakao Katsumi
- 2006 „Nihon senryōki no shakai-chōsa to Jinruigaku no saihei. Minzokugaku kara Bunka-jinruigaku e“ [Soziologische Forschungen im Japan der Besatzungszeit und die Neuordnung der Anthropologie. Von der Völkerkunde zur Cultural Anthropology]. In: Suehiro Akira (Hg.): *Chiiki-kenkyū toshite no Ajia* [Asien als Regionalwissenschaft]: 143–177. Tokio: Iwanami shoten (= Teikoku Nihon no chigaku; 6).
- Naumann, Nelly
- 1959 *Das Pferd in Sage und Brauchum Japans: Spuren eines Pferdekultes*. (= Folklore Sudies; 18).
- Ōbayashi Taryō
- 1979 „Nihon minzoku kigen-rōn to Oka Masao gakusetsu“ [Abhandlung über die japanische Ethnogenese und die wissenschaftliche Theorie Oka Masaos]. In: *Oka Masao: Ijin sono ta* [Fremde und Anderes]. Tokio: Gensō-sha: 415–431.

- 1994 „Kaisetsu“ [Erläuterungen]. In: Ōbayashi, Taryō (Hg.): *Oka Masao ronbunshū. Ijin sono ta*. [Aufsatzsammlung von Oka Masao. Fremde und Anderes]. Tokio: Iwanami shoten (= Iwanami bunko; 33–196–1).

Oka Masao

- 1928 „Ijin sono ta“ [Fremde und Anderes]. In: *Minzoku* 3/6: 79-119.
- 1930 „Uiin tsūshin“ [Brief aus Wien]. In: *Minzokugaku Kenkyū* 2/10: 36-38. (Wiederabdruck in Oka 1979: 283–287).
- 1941 „Ōshū ni okeru minzoku-kenkyū [Ethnische Studien in Europa]“. In: *Kaizō* 23/15: 64-66.
- 1958 *Nihon minzoku no kigen* [Die Entstehung des japanischen Volkes]. Tokio: Heibon-sha.
- 1959 „Ōsutōria no fuyu–haru no koro“ [Um die Winter–Frühjahrschwende in Österreich]. In: *Nihon Minzokugaku Taikei, Geppō* 6 [Monatsbeilage, Abriss der Japanischen Volkskunde]. Tokio: Heibon-sha (Wiederabdruck in Oka 1979: 283–287).
- 1963 „Gakusetsu no seisui: Shumitto–sensei to Uiin–gakuha“ [Aufstieg und Fall einer Theorie: Professor Schmidt und die Wiener Schule]. In: Takahashi Tōichi et al. (Hg.): *Minzokugaku–nōto* [Anmerkungen zur Völkerkunde]. Tokio: Heibon-sha: 351–360.
- 1964 „Pāji–jidai no Shibusawa–san no omoide“ [Erinnerungen an Shibusawa während der Purge–Zeit]. In: *Minkan Denshō* 28/4 (zitiert nach Oka 1979: 270–275).
- 1978 „Shōshisha kara minzokugaku made. Oka Masao–shi o kakomu zadankai“ [Von der Shōshisha–Association zur Völkerkunde. Gespräch mit Oka Masao 1976]. In: *Nagano–ken Matsumoto Fukashi Kōkō shoku–in shi 'Fukashi'* 41: 29–55.
- 1979 *Ijin sono ta* [Fremde und Anderes]. Tokio: Gensō-sha.
- 2012 *Kulturgeschichte in Alt-Japan*. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von Josef Kreiner. 2 Bde., Bonn: Bier'sche Verlagsanstalt (= Japan Archiv; 10, 1-2)

Oka Masao und Ashida Hitoshi

- 1941 „Barukan no naimaku [Die Lage auf dem Balkan]“. In: *Kaizō* 23/10: 282-303.

Oka Shigeo

- 1974 *Hon'ya fūsei* [Erinnerungen eines Verlegers]. Tokio: Heibon-sha.

Rahmann, Rudolf

- 1956 „Fünfzig Jahre ‚Anthropos‘“. In: *Anthropos* 51: 1-18.

Sano Shin'ichi

- 1996 *Tabi o suru kyōjin* [Riesen auf Reise]. Tokio: Bungei-shunju-sha.

Schmidt, P. Wilhelm

- 1935a *Die Religionen der Urvölker Asiens und Australiens*. Band 2. Münster: Aschendorff (Der Ursprung der Gottesidee. Eine historisch-kritische und positive Studie, Bd. 3, Abt. 2): 427-492.

- 1935b *Neue Wege zur Erforschung der ethnologischen Stellung Japans – Nihon no min-zokugaku-teki chii tankyū e no atarashiki michi*. Tokio: Kokusai Bunka Shinkōkai.
- 1937 *Handbuch der Methode der kulturhistorischen Ethnologie*. Mit Beiträgen von Wilhelm Koppers. Münster: Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung.
- Seidel, Rudolf
- 1939 „Tagungsbericht über den deutsch-japanischen Akademikerkongress“. In: *Nippon* Jg. 5: 111-114.
- Shioiri Ryōchū
- 1964 „Sakato Chikai kyōjū o itamu“ [In Memoriam Professor Sakato Chikai]“ In: *Taishō Daigaku Gakuhō* 22: 45-46.
- Shiratori Yoshirō
- 1982 „Minzokugaku o michibiki–tsuzuketa shōgai“ [Ein Leben für die Entwicklung der Völkerkunde]. In: *Asahi Shimbun* Abendausgabe Tokio 10.12.1982.
- Slawik, Alexander
- 1933 „Die chinesischen Präfekturen (kūn) in Korea zur Han-, Wei- und Tsin-Zeit“. In: *Wiener Beiträge zur Kunst- und Kulturgeschichte Asiens* Bd. 7 (J. Strzygowski-Festschrift). Wien: 4–13.
- 1936 „Kultische Geheimbünde der Japaner und Germanen. Eine vergleichende Studie“. In: *Wiener Beiträge zur Kulturgeschichte und Linguistik* 4: 676–764.
- 1959 „Zum Problem des ‚Sakralen Besuchers‘ in Japan“. In: *Ostasiatische Studien* 48: 196–207.
- 1961 „Theorie und Praxis der Zusammenarbeit zwischen den anthropologischen Wissenschaften von Ostasien aus gesehen“. In: Emil Breiting, Josef Haekel und Richard Pittioni (Hg.): *Theorie und Praxis der Zusammenarbeit zwischen den anthropologischen Disziplinen*. Horn: Berger: 241–259.
- 1972 „Die Bibliothek des Instituts für Japanologie der Universität Wien. Ihre Beziehungen zur Geschichte der Japanologie in Wien und ihre Bedeutung für ethnologische Forschungen“. In: *Wiener Völkerkundliche Mitteilungen* 19. Jahrg., NF Bd. 14: 33–64.
- 1981 „Meine Lernjahre in Krems 1914–1919“. In: *Jahresbericht des Bundesgymnasiums Krems am Schlusse des Schuljahres 1980/81*. Krems: 31–36.
- 1981a „Achtundsechzig Jahre Japanstudien und Japanforschung“. In: *Jahresbericht des Bundesgymnasiums Krems am Schlusse des Schuljahres 1980/81*. Krems: 18-30.
- 1982 „Nachruf für Masao Oka“. In: *Wiener Völkerkundliche Mitteilungen* N.F. 24: 5-8.
- 1983 „In Memoriam Masao Oka“. In: *Japan. Heute und Morgen* 3/1983: 3-8.
- Slawik, Alexander, Josef Kreiner, Sepp Linhart und Erich Pauer (Hg.):
- 1975-82 *Aso. Vergangenheit und Gegenwart eines ländlichen Raumes in Südapan*. 3 Bde. Wien: Institut für Japanologie (= Beiträge zur Japanologie; 12, 13, 18).

Sugiyama Kōichi

2007 „Nenpu“ [Jahrestabelle]. In: Ishida Ei'ichirō: *Momotarō no haha. Aru bunkashiteki kenkyū. Shinteiban.* [Die Mutter von Momotarō. Eine kulturhistorische Studie. Neue, redigierte Ausgabe] Tokio: Kōdan-sha (Kōdan-sha Gakujutsu Bunko; 1838): 323-337.

Tanaka Masaaki (Hg.)

2005 *Yanagita Kunio no ehagaki. Kazoku ni ateta 270 tsū* [Die Ansichtskarten Yanagita Kunios. 270 Karten an seine Familie]. Tokio: Shōbun-sha.

Yanagita Kenkyūkai (Hg.)

1988 *Yanagita Kunio-den* [Biographie Yanagita Kunio]. Tokio: Sannoichi Shobō.

Yanagita Kunio

1934 *Minkan Denshō-ron* [Theorie der Volksüberlieferung]. Tokio: Kyoritsu-sha.

1959 *Kokyō shichijū-nen* [70 Jahre Heimat]. Kōbe: Nojigiku-bunko.

Yanagita Kunio (Hg.)

1937 *Sanson seikatsu no kenkyū* [Studien über das Leben in Bergdörfern]. Tokio: Minkan-denshō no kai.

Yanai Muneko

1940 „Chichi [Mein Vater]“. In: *Waseda Bungaku* 3. Folge 4/12: 122-142.

Susanne FORMANEK

Die Ogino-Knaus-Methode zur Bestimmung der (un)fruchtbaren Tage der Frau: ein Beispiel österreichisch-japanischer Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit?

1. Einleitung

Noch heute kennt wohl jedermann George Gershwins „I got rhythm“ aus dem Jahr 1932. Mitten in der Weltwirtschaftskrise versprach der Song Rhythmus und Liebe als Ersatz für Geld und beschwor in einer Zeit nahezu chaotischen Wandels die Hoffnung auf einen allem zugrunde liegenden Rhythmus. Weniger bekannt ist jedoch, dass in den frühen 1930er Jahren der in den Zeilen „I got rhythm, I got music, I got my man, who could ask for anything more?“ des Gershwinschen Klassikers angesprochene „Rhythmus“ für viele in der amerikanischen Gesellschaft auch und vor allem für einen ganz bestimmten, ebenfalls nahezu kosmischen Rhythmus stand, den nämlich, den der Chicagoer Gynäkologe Leo J. Latz mit seinem Buch *The Rhythm (of Sterility and Fertility in Women)* der Öffentlichkeit bekannt gemacht hatte (Viterbo 2004: 34).

Das im Oktober 1932 erstmals im Eigenverlag der Latz Foundation erschienene Buch machte Furore; eine zweite Auflage wurde bereits ein Monat später gedruckt, mit der 5. überarbeiteten Ausgabe von 1934 hatte es eine Auflagenstärke von 130.000 Exemplaren erreicht und zahlreiche weitere Ausgaben folgten bis in die späten 1940er Jahre.¹ Es bot seinen LeserInnen eine Methode der Empfängnisverhütung, in deren Anwendung nicht nur Latz selbst, sondern in seiner Folge auch eine Reihe anderer amerikanischer Gynäkologen die Patientinnen ihrer Ordinationen aktiv einführten und die alsbald landesweit als „The Rhythm“ von sich reden machte. Unter diesem Header stellte sie beispielsweise 1938 ein Aufsatz der Zeitschrift *Pictorial Review* vor, in dem die Autorin den Besuch einer vermutlich fiktiven Nora Kelly in der Ordination des Dr. Latz schildert und anhand dessen eine lebensnahe Einführung in die Funktionsweise der Rhythmusmethode gibt. Die Protagonistin musste entsprechend einen Menstruationskalender führen, in den sie jeweils den ersten

¹ Vgl. dazu die entsprechenden Einträge im Internet-Bibliothekskatalog WorldCat (OCLC Online Computer Library Center) unter <http://www.oclc.org/worldcat>.

Tag der Regel eintrug, und dann die Tage, an denen der Eisprung stattfinden könnte, durchstrich, plus ein paar Tage zusätzlich, zur Sicherheit. Im konkreten Beispiel eines 28tägigen Zyklus ergab dies eine „sichere“ Periode vom „6. bis 9. Tag, also der Tage unmittelbar nach Ende der Regelblutung“, und dann wieder der Tage ab dem 18. Tag des Zyklus bis zum Beginn der nächsten Regel. „Sagt der Arzt dann zu Nora, dass sie einfach nach Hause gehen und frohen Mutes sein kann, wenn sie ihre ehelichen Beziehungen auf diese Tage beschränkt?“, fragte der Artikel in warnend-didaktischer Manier. „Nein, das tut er nicht“, denn Nora musste ihren Menstruationszyklus zunächst mindestens acht Monate lang genau beobachten und aufzeichnen, bevor sie die Rhythmus-Methode anwenden konnte. Je unregelmäßiger ihre Zyklen, desto mehr verringerten sich die „sicheren“ Tage (Viterbo 2004: 32-33).

So kompliziert und mühsam sich das aus heutiger Sicht auch anhört, so wurde die Rhythmusmethode in der damaligen Zeit doch als revolutionär gepriesen. Ein Werbeblatt für ein weiteres ihr gewidmetes amerikanisches Buch der 1930er Jahre, Thurston Weltons *The Modern Method of Birth Control*, 1934 in New York bei Grosset and Dunlap erschienen, verkündete, mit ihr sei „das größte Problem in der Ehe endlich gelöst“ (Viterbo 2004: 32). Dabei nahmen weder Welton noch Latz für sich in Anspruch, selbst etwas Neues entdeckt zu haben. Wie aus dem Untertitel des *Rhythm*-Buches von Latz, *A discussion of the physiological, practical, and ethical aspects of the discoveries of Drs. K. Ogino (Japan) and H. Knaus (Austria) regarding the periods when conception is impossible and when possible*, hervorgeht, fußte seine Methode auf neueren Erkenntnissen, die der Japaner Ogino Kyūsaku und der Österreicher Hermann Knaus gewonnen hatten.

Tatsächlich trug das, was in Amerika als Rhythmusmethode bekannt wurde, in Europa, den – älteren Semestern unter den LeserInnen wohl noch vertrauten – Namen „Knaus-Ogino-“ beziehungsweise „Ogino-Knaus-Methode“. Obwohl bereits in den frühen 1930er Jahren entwickelt, zählt sie noch heute zum gynäkologischen Grundwissen,² und auch neueste Medizinwörterbücher erläutern den Begriff nach wie vor. So definiert etwa das *Springer Großwörterbuch Medizin - Medical Dictionary Deutsch-Englisch/English-German* unter dem Stichwort „Knaus-Ogino-Methode“: „Syn. Kalendermethode, natürliche Verhütungsmethode, die auf der Berechnung der empfängnisfähigen Tage mittels Menstruationskalender beruht; Engl. Ogino-Knaus rule, Ogino-Knaus method, rhythm method“ (Reuter 2005: 477).

² Das Lehrbuch *Facharztprüfung Gynäkologie und Geburtshilfe* beispielsweise erwartet vom angehenden Gynäkologen die „Zeitwahlmethode nach Knaus-Ogino“ als „Berechnung der fertilen Phase des Zyklus auf der Basis der über einen größeren Zeitraum berechneten Zykluslänge“ definieren zu können (Keck, Tempfer und Denschlag 2011: 47).

Wie sich aus diesem Lexikoneintrag ablesen lässt, räumt die Bezeichnung für die Methode im deutschsprachigen Raum eher dem Österreicher Knaus den Vorrang ein, wohingegen in englischsprachigen Ländern meist der Japaner Ogino an erster Stelle genannt wird, auf die Gründe wofür noch näher einzugehen sein wird. Jedenfalls gibt es wohl wenig andere Termini, in denen die Namen eines Japaners und eines Österreichers auf vergleichbar untrennbare Weise miteinander verbunden sind. So wirft dieses bedeutende Kapitel Wissenschaftsgeschichte auch ein Schlaglicht auf die Beziehungen zwischen Japan und Österreich in der Zwischenkriegszeit im Allgemeinen und auf dem Gebiet der Naturwissenschaften im Besonderen, die es in unserem Kontext einer eingehenderen Untersuchung besonders wert erscheinen lassen.

2. Die Entdeckungen von Ogino und Knaus im Kontext des Wissensstandes ihrer Zeit

Zur Klärung der Terminologie und zum besseren Verständnis der von ihren Zeitgenossen als revolutionär gepriesenen Leistungen von Ogino und Knaus auf dem Gebiet der Erforschung der zeitlichen Abläufe innerhalb des Menstruationszyklus' der Frauen mag eine kurze Zusammenfassung dessen, was auf diesem Gebiet heutzutage zum anerkannten medizinischen Grundwissen zählt, von Nutzen sein. Zunächst wächst eine Vielzahl an Eizellen in so genannten Eibläschen oder Follikeln im Eierstock (Ovarium) heran, bis ein Follikel reif ist, platzt und während des Eisprungs (Ovulation) seine Eizelle in den Eileiter freigibt, über den sie in die Gebärmutter wandert, wo sie befruchtet werden kann und dank einer zuvor durch hohe Östrogenproduktion bedingten Proliferation der Gebärmutter Schleimhaut (Endometrium) gute Bedingungen für eine Einnistung nach einer etwaigen Befruchtung vorfindet. Nach dem Eisprung entsteht aus dem geplatzten Eibläschen der so genannte Gelbkörper oder Corpus Luteum, der Progesteron absondert und damit eine erneute Ovulation verhindert. Findet keine Befruchtung statt, so verfällt der Gelbkörper innerhalb der nächsten 12 bis 16 Tage, das darauf folgende Absinken des Progesteron- und Östrogenspiegels im Blut löst die Menstruation aus und erneute Follikelreifung setzt ein. Die Länge des Menstruationszyklus variiert entsprechend aufgrund einer unterschiedlichen Länge der präovulatorischen Phase, während die Dauer der postovulatorischen Phase aus heutiger Sicht konstant 12 bis 16 Tage beträgt (Raith-Paula, Frank-Hermann, Strowitzki 2008: 17-20).

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war aber nichts von alledem gesichertes Wissen. Viele Frauen glaubten, dass sie eine Schwangerschaft verhindern könnten, wenn sie Geschlechtsverkehr nur während der Zeit von 14 Tagen

nach Einsetzen der Monatsblutung und bis zum Einsetzen der nächsten hatten. Sie vertrauten mit dieser Ansicht recht fatalerweise auf eine damals gängige Lehrmeinung, die anerkannte Koryphäen wie der französische Physiologe Félix Pouchet (1800-1872) und der deutsche Arzt Carl Capellmann (1841-1898) vertraten und die, basierend auf Aristoteles, die Gleichzeitigkeit von Menstruation, Ovulation und Libido postulierte (Viterbo 2004: 30).

Seit den 1880er Jahren waren diese alten Überzeugungen aber zunehmend ins Wanken geraten. Mikroskopische und histologische Untersuchungen an Eierstöcken und Gebärmüttern, Embryodatierungen sowie Patientinnengeschichten, die hinsichtlich der Dauer und Variation der Menstruationszyklen, des Zeitpunkts des so genannten Mittelschmerzes oder wahrscheinlicher Konzeptionstermine bestehender Schwangerschaften statistisch ausgewertet wurden, widerlegten mehr und mehr die überkommenen Annahmen, erbrachten aber ebenso viel unterschiedliche Resultate wie Untersuchungsmethoden angewandt wurden, schlimmer noch, auch dieselben Untersuchungsmethoden lieferten unterschiedliche Ergebnisse. Um die Auswahl auf deutschsprachige Autoren zu beschränken, auf die auch Knaus und Ogino selbst in ihren Publikationen rekurrten, vertraten Ludwig Fränkel 1910 im *Archiv für Gynäkologie* und sein Schüler Tschirdewahn 1921 in der *Zeitschrift für Geburtshilfe* die Meinung, dass die Ovulation am 11. bis 21. Tag nach Beginn der letzten Menses stattfand, Robert Schröder datierte sie 1914 im *Archiv für Gynäkologie* auf den 14. bis 16. Tag, Carl Ruge 1917 in derselben Fachzeitschrift auf den 8. bis 14. Tag, während sie anderen Autoren, wie etwa Wilhelm Karl Zangemeister 1917 ebenfalls im *Archiv für Gynäkologie*, zufolge praktisch jederzeit eintreten konnte (Knaus 1935: 57-62; Ogino 1930: 478-479).

Es war gewissermaßen Chaos in der Gynäkologie ausgebrochen, so sehr, dass etwa der amerikanische Geburtenkontrollverfechter Robert Latou Dickinson erklärte, „der Zeitpunkt des Eisprungs“ sei „das größte Rätsel der menschlichen Fortpflanzung“ (Viterbo 2004:31). Genau in dieser Situation der wissenschaftlichen Ratlosigkeit veröffentlichte Hermann Knaus (1929) einen Aufsatz im *Archiv für Gynäkologie*, in dem er neuere Erkenntnis eben zum Ovulationstermin vorlegte.

Einige Worte zu Knaus' Werdegang, soweit, wenn nicht anders angegeben, zusammengefasst nach Siefert (1979: 163-164) und MUVS (2007), mögen dazu beitragen, zu klären, wie er zu seiner Untersuchungsmethode gekommen war. Hermann Knaus war 1892 in St. Veit an der Glan in eine wohlhabende Bürgerfamilie von Essigfabrikanten geboren worden. 1911 hatte er ein Medizinstudium an der Universität Graz begonnen, das er, nach einer Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg, 1920 abschloss, um danach eine klinische Tätigkeit an der Grazer Universitäts-Frauenklinik aufzunehmen.

Vom Vorstand der Klinik gefördert, nutzte er 1924 ein Rockefeller-Stipendium für einen Aufenthalt am damals berühmten Pharmakologischen Institut der Universität London unter Alfred Joseph Clark, wo er in experimentelle Arbeiten an der tierischen Gebärmutter eingeführt wurde. Ab 1926 arbeitete er wieder an der Universität Graz, wo er sich 1927 für Gynäkologie und Geburtshilfe habilitierte und Versuche an Kaninchengebärmüttern durchführte. Im Zuge dieser Untersuchungen machte er die für ihn „entscheidende Entdeckung“, dass die Gebärmutter des Kaninchens auf Pituitrin- oder Hypophysenhinterlappenextrakt-Gabe im Zustand der Abwesenheit eines Gelbkörpers mit einer Tonuserhöhung reagierte, diese Empfindlichkeit gegenüber Pituitrin aber unter dem Einfluss eines ausgebildeten Gelbkörpers einbüßte, der damit offenbar auch die Funktion hatte, den Uterus für eine ungestörte Entwicklung eines befruchteten Eis ruhigzustellen. Während eines Aufenthalts an der Röntgenabteilung der Universitätsfrauenklinik in Berlin im Mai 1928 wurde er dann darauf aufmerksam gemacht, dass „sich die menschliche Gebärmutter in bisher unerklärlicher Weise sehr wechselnd verhalte, d. h. [nach ihrer Auffüllung mit einem für Röntgenstrahlen dichten Medium] bald rege Bewegungen zeige, bald schlaff und nahezu bewegungslos daliege“, was für ihn die Vermutung nahelegte, dass der Gelbkörper denselben, ihre Ansprechbarkeit für Pituitin hemmenden Einfluss auf den menschlichen Uterus haben könnte wie auf den des Kaninchens, in welchem Falle durch „die Bestimmung des Zeitpunktes der durch das Corpus luteum bedingten Funktionsänderung der Uterusmuskulatur, der, wie nach den Erfahrungen am Kaninchen anzunehmen war, etwa 24 Stunden nach dem Follikelsprunge liegen mußte, sich die Möglichkeit eröffnete, experimentell den Ovulationstermin zu bestimmen“ (Knaus 1935: 62). So entwickelte er an der Grazer Klinik eine Apparatur, mit Hilfe derer er die Bewegungen der menschlichen Gebärmutter graphisch registrieren konnte. Unter Einbeziehung der Aufzeichnungen über ihre Menstruation, die Knaus seine Patientinnen anzulegen bat, konnte er so empirisch nachweisen, dass die Wirkung des Gelbkörpers, also das Ausbleiben einer Reaktion der Uterusmuskulatur auf intravenöse Pituitin-Gaben, bei Frauen mit regelmäßigem, vierwöchentlichen Zyklus am 16. bis 18. Tag des Zyklus eintritt, und somit „die Ovulation im Zeitraume vom 14.-16. Tage des mensuellen Zyklus statt[findet]“ (Knaus 1929: 2200). Wann Frauen mit Zyklen anderer oder gar unregelmäßiger Dauer ovulierten, darüber konnte (oder wollte) Knaus zu diesem Zeitpunkt keine schlüssigen Angaben machen, und es versteht sich von selbst, dass damit auch keine Methode der Empfängnisverhütung geboren worden war.

Wenige Monate nach dem von Knaus erschien in derselben wissenschaftlichen Zeitschrift ein Aufsatz von Ogino Kyūsaku (1882-1975) zu demsel-

ben Thema, erweitert um das des Konzeptionstermins (Ogino 1930). Wie war Ogino zu seinen Ansichten dazu gekommen? In einem Dorf im ehemaligen Nishio-han (heute Präfektur Aichi) als zweiter Sohn einer Bauernfamilie geboren, hatte er sich als brillanter Schüler hervorgetan und war 18jährig von Ogino Shinobu, einem ehemaligen Lehensmann des dortigen Daimyo Matsudaira Noritsune, adoptiert worden. Wohl nicht zuletzt aufgrund verwandtschaftlicher Beziehungen seines ehemaligen Lehensherren zu ihrem Mitbegründer Matsudaira Norikata wurde Ogino Shinobu 1886 zum Leiter der Abteilung für Personalangelegenheiten des Japanischen Komitees vom Roten Kreuz (*Nihon sekijūjisha*) in Tokio bestellt. Ogino Shinobus Frau war ihrerseits ebenfalls die Tochter eines ehemaligen Vasallen der Daimyo von Nishio, und ihre jüngere, 1852 geborene Schwester, Takahashi Mizu, war 25jährig ebenfalls nach Tokio gegangen und hatte es zur ersten diplomierten Hebamme und zur dritten als Ärztin anerkannten Frau in Japan gebracht. Ogino Kyūsaku war somit in eine Familie adoptiert worden, deren Mitglieder die hohen intellektuellen und ethischen Ansprüche ehemaliger Samurai, die aber durch die Meiji-Restauration ihrer einstigen wirtschaftlichen Basis als Lehensmänner verlustig gegangen waren, in philanthropisch-wissenschaftlichen Karrieren zu verwirklichen trachteten. So begann Kyūsaku 1905 ein Medizinstudium an der Kaiserlichen Universität Tokio, das er 1909 abschloss. Nach einer kurzen Tätigkeit als Assistent am Geburtshilflichen Institut daselbst unter Kinoshita Seichū (1869-1952), sah er sich aufgrund der finanziellen Lage seiner nicht gerade vermögenden Adoptiveltern veranlasst, möglichst rasch Geld zu verdienen, und nahm daher 1912 die Stelle des Leiters der gynäkologischen Abteilung an der Takeyama-Klinik in Niigata an. Dort war er ständig damit konfrontiert, wie die Frauen aus der Gegend unter Kinderlosigkeit einerseits und zu großem Kindersegen andererseits litten. Er wurde Zeuge von zahlreichen Selbstmorden von Frauen, die darunter litten, nicht schwanger und von ihren Familien der Unfruchtbarkeit bezichtigt zu werden, ebenso wie des Todes vieler anderer, die von zu vielen erzwungenen Schwangerschaften erschöpft waren, sicherlich ein Impetus für Ogino, sich Gedanken über mögliche Konzeptionstermine zu machen (Suzuki 2006: 65-76). Seine Träume einer wissenschaftlichen Karriere, die er beinahe schon begraben hatte, lebten neu auf, als Kawamura Rin'ya (1879-1947), der gerade dabei war, sich einen Namen in der Erforschung der organischen Fette zu machen, an die Medizinfachschule von Niigata berufen wurde. Ogino beschloss, unter Kawamuras Ägide eine Doktorarbeit zur Analyse der Fette der menschlichen Eizellen zu verfassen, für die er als Gynäkologe über genügend Untersuchungsmaterial verfügte (Ogino 1964: 238). Ogino hatte zwar weder technische Ausrüstung noch Kapital, sammelte aber mittels genauer Inspektion der Ovarien, Follikel und

Gelbkörper sowie Uterusschleimhaut während medizinisch angezeigter Laparotomien und anhand der Aussagen seiner Patientinnen riesige Datenmengen betreffend den Zeitpunkt des Eisprungs, der Ausbildung des Gelbkörpers und deren Zusammenhang mit den zyklischen Veränderungen der Gebärmutter-schleimhaut.

Seine entsprechenden Erkenntnisse veröffentlichte er zunächst in Aufsätzen in japanischen Fachzeitschriften (Ogino 1923, 1924, 1928), die, obwohl einer von ihnen auf Englisch verfasst war, im Rest der Welt jedoch nicht rezipiert wurden. Das änderte sich erst, als er sich 1929 kurzerhand zu einer einjährigen Studienreise nach Europa entschloss,³ in deren Zuge es ihm gelang, eine ins Deutsche übersetzte Fassung im *Zentralblatt für Gynäkologie* (Ogino 1930) unterzubringen, mit der er eigenen Aussagen zufolge, den gerade veröffentlichten Anschauungen von Knaus seine eigenen gegenüberstellen wollte (Ogino 1964: 240). Sein Aufsatz ging im Wesentlichen von einer grundsätzlichen Frage aus: Warum hatten alle Wissenschaftler bisher versucht, den Ovulationstermin in Tagen nach Beginn der letzten Menstruation auszudrücken, obwohl es doch seit den Arbeiten von Fränkel, Schröder und anderen mehr als erwiesen galt, dass die Menstruation die Folge der vorangegangenen Ovulation ist und nicht umgekehrt? Warum also nicht den Zeitpunkt der Ovulation in Tagen vor der nächsten Menstruation angeben?⁴ Wandte er dies nun auf das von ihm selbst zusammengetragene Datenmaterial an, so ergab sich ein Ovulationstermin zwischen dem 12. und 16. Tag vor der nächsten Menstruation. In der Folge ging Ogino daran, alle anderen, inklusive der von Knaus, zum Thema veröffentlichten Untersuchungen daraufhin zu überprüfen, welcher Ovulationstermin sich aus ihnen ergab, rechnete man, soweit bekannt, von der nächsten bzw., bei regelmäßigen Zyklen, von der nächsten erwarteten Menstruation zurück, und stellte dabei fest, dass sich keine nennenswerte Abweichung von seinem eigenen Material ergab. Daraus schloss er, dass der „Ovulationstermin derjenige 5tätige Zeitabschnitt [ist], welcher zwischen

3 Dass der Auslöser dafür das Erscheinen von Knaus' Aufsatz im *Archiv für Gynäkologie* im August 1929 war, wäre zwar naheliegend, muss aber, da Ogino bereits im August 1929 (Suzuki 2006: 86) zu seiner Reise aufbrach, aus Zeitgründen ausgeschlossen werden. Jedenfalls stellt sich die Frage, wie Ogino zu dieser deutschen Fassung kam, da er sich selbst als des Deutschen nur sehr unzureichend mächtig bezeichnete (Ogino 1964: 240). Anthony Zimmerman (2005: 1) zufolge, der selbst als Missionar in Japan tätig war, war es der in Niigata stationierte deutsche Missionspater Hubert Reinirkens, Autor von *Sprichwörter und Redensarten Deutsch-Japanisch, Kotowaza to Seigo 諺と成語* (Tokio: Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens und Wiesbaden: Kommissionsverlag O. Harrassowitz 1955), der Ogino üblicherweise hinsichtlich des Deutschen unterstützte.

4 Die Anekdote will, dass er auf die Idee durch eine Patientin kam, die ihn wegen Unfruchtbarkeit aufgesucht hatte, und nebenbei erwähnte, dass sie circa 14 Tage vor der nächsten Regelblutung Schmerzen hatte (diese entsprachen dem von Gynäkologen so genannten „Mittelschmerz“), weshalb sie zu dieser Zeit von Beischlaf mit ihrem Mann Abstand nahm (Suzuki 2006: 79).

dem 12.-16. Tag vor den erwarteten Menses liegt, oder mit anderen Worten ist es so, daß die Menstruation, falls die Konzeption ausbleibt, am 13. bis 17. Tag nach der Ovulation auftritt“ (Ogino 1930: 470). An diese Feststellung schloss Ogino Überlegungen darüber an, ob eine Konzeption = befruchtende Kohabitation auf eine bestimmte Zeit innerhalb des Menstruationszyklus beschränkt werden könnte, und nannte dafür neben dem Ovulationstermin noch die Lebensdauer der Spermatozoen in den weiblichen Genitalien und die Zeitdauer der Imprägnationsfähigkeit der Eizelle nach der Ovulation als wesentliche Komponenten. Unter Einbeziehung früherer Untersuchungen und eigener Daten nahm er die Lebensdauer der Spermatozoen mit 3, ausnahmsweise aber auch 4-8 Tagen an, und die Dauer der Imprägnationsfähigkeit der Eizelle mit wenigen Stunden bis zu einem Tag. Daraus ergab sich zusammenfassend, dass eine Frau gewöhnlich nur zwischen dem 12. und 19. Tag (= 5tägiger Ovulationstermin + 3, der gewöhnlichen Überlebensdauer der Spermatozoen entsprechenden, Tage davor), in seltenen Fällen auch noch am 20. bis 24. Tag vor den erwarteten Menses schwanger werden konnte, zwischen dem 1. und 11. Tag vor den erwarteten Menses eine Konzeption jedoch unmöglich sei (Ogino 1930:478).

Ogino hatte damit eine wesentlich umfassendere Theorie über den Zeitpunkt des Eisprungs aufgestellt, die auch bei anderen als den von Knaus genannten „vierwöchigen Menstruationszyklen“ ihre Anwendbarkeit bewahrte und damit auch die Notwendigkeit bewies, Menstruationszyklen nicht schwammig in Wochen, sondern genau in Tagen zu bemessen. Auch hatte er zusätzlich mögliche Konzeptionstermine einzugrenzen versucht und die Existenz einer völlig unfruchtbaren Phase innerhalb des Zyklus betont. Vor allem aber ist ihm das Verdienst zuzuschreiben, erkannt zu haben, dass der Zeitpunkt des Eisprungs mit Regelmäßigkeit eine konstante Zeitspanne vor der nächsten Menstruation, und nicht nach der vergangenen, liegt.

In einem zwei Jahre später ebenfalls im *Zentralblatt für Gynäkologie* veröffentlichten Aufsatz (Ogino 1932) bemühte er sich schließlich darum, eine Methode aufzustellen, wie mögliche Konzeptionstermine dennoch vom Beginn der letzten Menses an errechnet werden könnten, da dies, wie er einräumte, sich für die Praxis besser bewähre. Davon ausgehend, dass sein „gewöhnlicher“ Konzeptionstermin zwischen dem 12. und 19. Tag vor der nächsten erwarteten Menses bei einem 28tägigen Zyklus dem 10. bis 17. nach der letzten Menses entsprach, ergab sich unter der notwendigen Einbeziehung von Zyklusschwankungen, die über einen Zeitraum von mindestens einem Jahr genau zu beobachten und aufzuzeichnen waren, und unter der Voraussetzung, dass man die oben genannten „seltenen“ Konzeptionstermine außer Acht ließ, was er für zulässig hielt, „da sie für die Praxis keine große Rolle spielen“, die folgende Formel:

erster fruchtbarer Tag = $10 + (\text{kürzester Zyklus} - 28 \text{ Tage})$

letzter fruchtbarer Tag = $17 + (\text{längster Zyklus} - 28 \text{ Tage})$ (Ogino 1932: 730)

Knaus war in der Zwischenzeit auch nicht untätig geblieben, und hatte, wie er selbst anmerkte (Knaus 1933: 1395), sowohl Oginos Anregung, die Menstruationszyklen nicht grob nach Wochen einzuteilen, sondern in Tagen zu bemessen, als auch die, den Zeitpunkt der Ovulation gemessen am Einsetzen der nächsten Menstruation zu bestimmen, aufgegriffen und für die Auswertung neuer Untersuchungen mit Hilfe der von ihm erfundenen Technik angewandt. Er war so zu der, seit 1931 in diversen Fachzeitschriften veröffentlichten, Überzeugung gelangt, dass die Ovulation gesetzmäßig 14 Tage vor den nächsten Menses eintrat, und eine Konzeption nur zu diesem Zeitpunkt + 3 Tage davor (= Überlebensdauer der Spermatozoen) + 1 Tag danach (= Lebensdauer der gesprungenen, unbefruchteten Eizelle) möglich war (Knaus 1933:1407), was, wiederum gerechnet vom Beginn der Menses, folgender Formel entsprach:

erster fruchtbarer Tag = $11 + (\text{kürzester Zyklus} - 28 \text{ Tage})$

letzter fruchtbarer Tag = $15 + (\text{längster Zyklus} - 28 \text{ Tage})$

3. Die Entstehung und Verbreitung der Ogino-Knaus-Methode: Kompilation durch Dritte und Promotion durch die vielfältigen Widerstände gegenüber anderen Empfängnisverhütungsmethoden

Es ist an dieser Stelle somit anzumerken, dass die jeweiligen Thesen von Knaus und Ogino, wenn vielleicht auch nicht im Kern,⁵ so doch quantitativ durchaus voneinander abwichen, wobei nach heutiger Lehrmeinung Ogino richtiger lag als Knaus, der mit seiner Festlegung der Ovulation auf den 15. Tag vor der nächsten Menstruation den „Zeitraum des Eisprungs“ aus heutiger

5 Insbesondere muss an dieser Stelle der immer wieder anzutreffende Mythos widerlegt werden, Ogino hätte die Rhythmus-Methode ausschließlich zur Maximierung der Empfängnisschancen bei Kinderwunsch entwickelt und sich wegen der zu geringen Zuverlässigkeit des Verfahrens ausdrücklich gegen einen Gebrauch zur Empfängnisverhütung gewandt (vgl. beispielsweise den Wikipedia-Artikel „Knaus-Ogino-Verhütungsmethode“, <http://de.wikipedia.org/wiki/Knaus-Ogino-Verh%C3%BCtungsmethode>). Zwar ist richtig, dass Ogino sich später gegen eine kontrazeptive Verwendung der Methode mit Hinweis darauf aussprach, dass es „letztlich keinen einzigen, wirklich ‚sicheren‘ Tag im Menstruationszyklus gibt“ (Ogino 1964: 242). 1932 hoffte er jedoch, dass seine Angaben, unter der Einschränkung, dass sie praktisch anwendbar nur für Frauen mit Zyklusschwankungen von maximal 10 Tagen waren, „allgemeine Anwendung bei geeigneten Frauen finden können, und dass dadurch diese Frauen, wenn auch nur periodisch und in beschränktem Zeitumfang, von dem widernatürlichen Gebrauch antikonzepzioneller Mittel befreit und vor Gesundheitsschädigungen bewahrt werden können“ (Ogino 1932:732). Natürlich war Ogino damit ebenso wie in Bezug auf die Berechnung der „unfruchtbaren“ Tage selbst wesentlich vorsichtiger als Knaus, aber dennoch einer kontrazeptiven Anwendung nicht völlig abgeneigt.

Sicht „unphysiologisch eng ein[schränkte]“ (Raith-Paula, Frank-Hermann, Strowitzki 2008: 17).

Die Divergenz entging natürlich auch den Protagonisten nicht. So betonte Knaus (1933:1407), obwohl er ansonsten in diesem Aufsatz mehrfach auf die Verdienste Oginos hinwies, dass dieser „seine Grenzen um den Ovulations- und Konzeptionstermin viel weiter“ zog als er selbst, und zwar weil Ogino „geringere Kenntnisse aus der Physiologie der Fortpflanzung zur Verfügung standen“.⁶ Ganz abgesehen von dem unverkennbar geringschätzigen Unterton dieser Aussage, ist aufgrund des bisher Gesagten objektiv schwer zu erkennen, wie nun eine Knaus-Ogino- oder Ogino-Knaus-Methode tatsächlich entstehen konnte. Kam es doch noch zu einer Kooperation der beiden Namensgeber? Nein, im Gegenteil, beide waren um gegenseitige Abgrenzung bemüht. Die Methode selbst jedoch war schon längst entstanden und ihr zeitweiliger Siegeszug nicht mehr aufzuhalten, so dass Knaus bereits 1933 schreiben konnte: „Die zahlreichen Nachrichten über die praktischen Auswirkungen, welche die Entdeckung der physiologischen Sterilität des Weibes für die Geburtenregelung in den verschiedensten Ländern der Welt zur Folge hatte, berechtigen mich zu der Feststellung, daß heute schon viele Tausende von Frauen auf dem ganz natürlichen Wege den Eintritt von Schwangerschaft verhüten, indem sie sich in den Tagen ihrer Konzeptionsfähigkeit des Geschlechtsverkehrs vollkommen enthalten“ (Knaus 1933: 1405).

Denn tatsächlich hatte, während Ogino bis 1932 brauchte, um von einem kontrazeptiven Nutzen seiner wissenschaftlichen Erkenntnisse zu sprechen, und Knaus zumindest bis 1931 um seine Erkenntnisse zumindest annähernd auf eine größere Bandbreite von Menstruationszyklen als den von ihm zunächst ausschließlich berücksichtigten „normalen 4wöchigen“ auszudehnen, ein praktizierender, an Fragen der Empfängnisverhütung interessierter niederländischer Arzt, Johannes Nicolaus Josephus Smulders, bei der Lektüre

6 Auch in seiner erstmals 1934 erschienenen Monographie zum Thema bemüht sich Knaus in einem eigenen, „Ogino und Knaus“ betitelten Kapitel Oginos Rolle bezüglich der Anerkennung ihrer beider Thesen nach Kräften herunterzuspielen, wenn er beispielsweise schreibt: „Was nun die Frage anlangt, warum Ogino's Arbeiten bis zum 22. Februar 1930 außerhalb Japans unbekannt geblieben sind, so ist es nicht schwer, darauf die richtige Antwort zu geben... Daß diese Arbeit unbeachtet überblättert wurde, scheint mir selbstverständlich. Denn sie ist derart zerrissen und baut sich auf einer so beschränkten Grundlage auf, daß sie ihrem Schicksal nicht entgehen konnte. Ein Angriff auf die alte Lehre von der Konzeptionsfähigkeit des Weibes mußte, wenn er Erfolg haben sollte, von breitester, naturwissenschaftlicher Front geführt werden, wie ich ihn ... 1929 ... in Bewegung gesetzt habe. Seit jenem Tage hat sich die Aufmerksamkeit weitester Kreise nach diesem wissenschaftlichen Kriegsschauplatz gerichtet, auf dem Ogino als bis dorthin unbekannter Vorkämpfer aus dem fernen Osten erst entdeckt wurde. So erklärt es sich auch, warum die vielfältigen Gegenangriffe nicht auf Ogino, sondern nur auf mich erfolgten, denen Ogino, in Ermangelung scharfer Waffen aus dem Lager der Fortpflanzungsphysiologie, sicher nicht gewachsen gewesen wäre“ (Knaus 1935: 127).

ihrer beider Aufsätze im *Archiv für Gynäkologie* 1929 und 1930 sofort ihren gemeinsamen Nenner sowie ihre respektiven Stärken und Schwächen erkannt. Knaus' Methode zur Bestimmung des Zeitpunkts des Eisprungs war, weil reproduzierbar, wissenschaftlich besser nachvollziehbar. Ogino jedoch, schrieb Smulders (1933: 7-8), kam das „noch bedeutsamere Verdienst zu, als erster eine Gesamtlösung für das Problem des Ovulations- und Konzeptionstermins vorgeschlagen zu haben, dank einer einfachen Verschiebung des Ausgangspunkts [also statt von der letzten Regel von der nächsten zu erwartenden auszugehen], an die vor ihm niemand gedacht zu haben schien.“ Entsprechend fasste Smulders in einer 1931 auf Holländisch und auf Deutsch⁷ erschienenen Schrift *Oginos und Knaus' Erkenntnisse auf ihren kleinsten gemeinsamen Nenner*, nämlich, dass eine Empfängnis elf Tage vor der nächsten erwarteten Menstruation nicht möglich war, zusammen und legte sie auf eine Methode der Empfängnisverhütung um, die es Paaren, „in wenigen Minuten, am ersten Tag der Menstruation“ ermöglichte, „die Tage der Enthaltbarkeit“ auf einem Kalender schwarz zu markieren und sie damit „für den Rest des Zyklus nur einen Blick auf den Kalender zu werfen brauchten, um sofort zu wissen, ob sie sich in einer Periode der Enthaltbarkeit befanden oder nicht“ (Smulders 1933:99-100).

Damit stand Smulders Pate für das auch heute noch geläufige Synonym „Kalendermethode“ (vgl. oben, S. 256) für die auf Ogino und Knaus basierende(n) Methode(n) zur Empfängnisverhütung und beförderte durch ihre Anschaulichkeit auch ihre Propagierung in Amerika (vgl. oben S. 255), aber nicht nur dort.⁸ Der Vorrang oder besser die größere grundlegende Bedeutung, die Smulders Oginos Entdeckungen gegenüber denen von Knaus einräumte, sorgte entsprechend auch dafür, dass in jenen Ländern, in denen die Methode zunächst wesentlich über seine Vermittlung bekannt wurde, auch meist zuerst Ogino in ihrer Bezeichnung angeführt wird.⁹

7 *Periodieke onthouding in het huwelijk: Methode: Ogino-Knaus* (Nijmegen: Dekker) (<http://www.worldcat.org/oclc/64326080>) und *Periodische Enthaltung in der Ehe: Methode: Ogino-Knaus* (Regensburg: Manz) (<http://www.worldcat.org/oclc/65561412>).

8 Smulders selbst trug zur weiteren Verbreitung der Methode mit einer französischen Publikation (Smulders 1933) bei, der rasch entsprechende Publikationen durch französische Verfasser folgten [vgl. *Périodes de fécondité et périodes de stérilité chez la femme (Lois d'Ogino et de Knaus)*, <http://www.worldcat.org/oclc/458556754>]. Seit 1934 zeichneten auch die beiden „Entdecker“ selbst für entsprechende Monographien verantwortlich, Knaus mit *Die periodische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Weibes. Der Weg zur natürlichen Geburtenregelung* (<http://www.worldcat.org/oclc/14728417>) und Ogino mit einer japanischen, die noch im selben Jahr auf Englisch in den USA unter dem Titel *Conception period of women* erschien (<http://www.worldcat.org/oclc/1038342>).

9 Dem entspricht auch die im englischsprachigen Raum mitunter verwendete ironische Kurzbezeichnung der Methode als „OK-method“ (Viterbo 2004: 31).

Viele Verlage erkannten rasch den potenziellen Absatz, den leicht zu handhabende Empfängnisverhütungs-Kalender versprachen. Nicht unerwähnt soll hier die Tatsache bleiben, dass trotz Oginos anfänglichem Schweigen zur möglichen kontrazeptiven Anwendung seiner Erkenntnisse japanische Publizisten und Verleger ähnlich wie Smulders in Europa bereits früh die Möglichkeit ihres entsprechenden Gebrauchs erkannt hatten. In der an Fragen der Empfängnisverhütung interessierten japanischen Frauenzeitschrift *Shufu no tomo* war eine Anwendung von Oginos Erkenntnissen zu kontrazeptiven Zwecken erstmals 1927 in einem „Ninshin suru to ninshin senu hi no handan-hō [Methode zur Bestimmung der Tage, an denen man schwanger werden kann und an welchen nicht]“ betitelten Aufsatz von Akatani Kōzō vorgestellt worden (Miyasaka 1995: 123), gemeinsam mit fünf, je verschiedenen Menstruationszykluslängen entsprechenden Kalendern.¹⁰ Aus demselben Jahr sind von einer pharmazeutischen Firma herausgegebene *Jutai-goyomi*, „Empfängnis-kalender“, erhalten, Kartons mit Drehscheiben, auf denen frau den ersten Tag der Menstruation einstellen konnte und dann je nach Länge des Monats jene Kalendertage aufschienen, an denen sie „in seltenen Fällen“, und jene, an denen sie „im Normalfall“ empfangen konnte (N.N. o.J.) (Abb. 1).

Ähnliche Drehscheiben wurden auch in Europa alsbald vor allem in Anlehnung an Knaus' Berechnung des Ovulationstermins erdacht.¹¹ Erhalten sind beispielsweise bei Senefelder in Graz beginnend mit dem Jahr 1931 verlegte „Konzip“, vom Konstruktionsprinzip her den japanischen „Empfängnis-kalendern“ entsprechend, nur mit den einzelnen Kalendermonaten versehen und auf Knaus' Berechnungsmethode basierend.¹² Natürlich stellte dies eine erhebliche Vereinfachung dar, die nur für Frauen mit einem regelmäßigen

10 Vgl. <http://www001.upp.so-net.ne.jp/fukushi/year/1927.html> Zugriff am 23.6.2011.

11 Ob Hermann Knaus sich selbst von Anfang an aktiv an der Vermarktung seiner Methode mittels diverser Kalenderkonstruktionen beteiligte, bleibt ungewiss, wenn auch sehr wahrscheinlich. Laut einer im *Archiv für Gynäkologie* erschienenen Berichtigung zu Georg Riebolds Aufsatz „Ist die Konzeptionsfähigkeit des Weibes an gewisse Tage des mensuellen Zyklus gebunden, die sich vorausbestimmen lassen?“ von 1932 hätte zwar Smulders in der 3., 1932 erschienenen Ausgabe seines *Periodischen Enthaltsamkeit in der Ehe* erwähnt, „Knaus [habe] für Frauen mit regelmäßigem 26- bis 30tägigen Zyklus einen sinnreich zusammengesetzten Monatskalender ‚Konzip‘ erdacht“, und Knaus selbst hätte die Verwendung dieses Konzipkalenders in einem 1932 in der *Münchener Medizinischen Wochenschrift* erschienenen Aufsatz empfohlen. Knaus bestand allerdings auf der Richtigstellung, dass der genannte Konzipkalender nicht seine Erfindung sei, sondern von H. Heyssler in Judendorf bei Graz konstruiert worden sei (Riebold und Knaus 1933). Schon allein aufgrund der räumlichen Nähe kann man sich des Eindrucks einer wahrscheinlichen Zusammenarbeit von Knaus mit dem örtlichen Unternehmer nur schwer erwehren, und Knaus' Beharren auf einer Berichtigung dürfte wohl aus der Sorge heraus entstanden sein, dass die praktischen Zwecken dienende Simplifizierung seiner „Methode“ mittels des Kalenders seine wissenschaftlichen Erkenntnisse in Misskredit bringen könnten.

12 Vgl. etwa Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch, Wien, Inventarnummer 1008 (<http://de.muvs.org/verhuetung/selbstbeobachtung/konzip-empfaengnisrad-id1008/>).

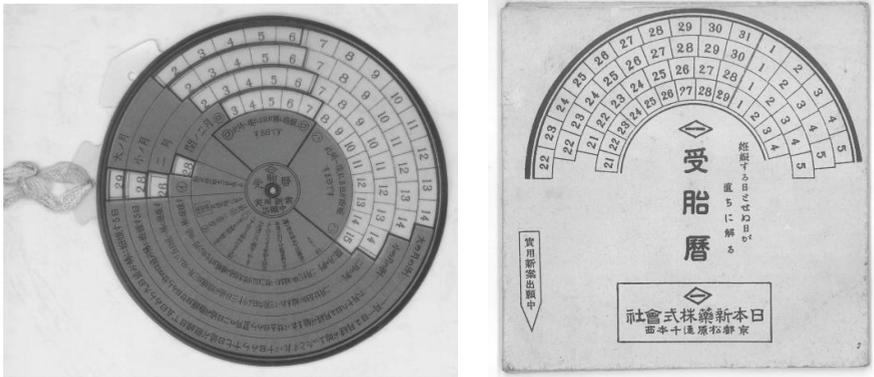


Abb. 1: *Jutai-goyomi* (Empfängniskalender), auf der Grundlage der ersten japanischen Berechnungen von Ogino in Japan 1927 hergestellt, Drehscheibe und Umschlag, (N.N. o.J.).

28tägigen Zyklus brauchbar war. Im Jahr 1932 bemühte sich der Verleger dann darum, mehrere, verschiedenen Zykluslängen entsprechende Typen des Konzip auf den Markt zu bringen (Abb. 2).¹³ Auch wenn die Aufschrift „Patentiert in sämtlichen Kulturstaaten“ Senefelder ein umfassendes Patent für das „Konzip“-Empfängnisrad sichern sollte, blieb er nicht lange der einzige Herausgeber vergleichbarer Publikationen. Genau wie der „Konzip“ bestand auch der vom Concordia-Verlag in Berlin-Schönhausen 1933 verlegte *Concordia. [Zyklus-Kalender nach Methode] Ogino-Smulders. Ein Hilfsmittel für den Gynäkologen* nur aus einer entsprechenden drehbaren Scheibe.¹⁴ Ähnlich

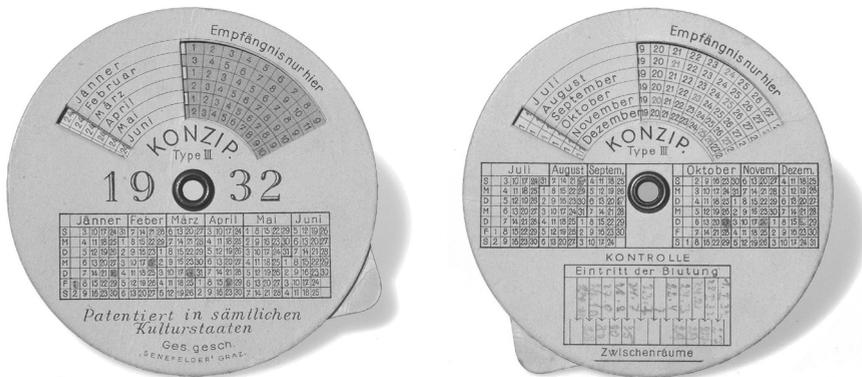


Abb. 2: „Konzip“-Empfängniskalender, Typ III, für das Jahr 1932, verlegt bei Senefelder in Graz, Vorder- und Rückseite (MUVS, Inventarnummer 1335)

13 Vgl. etwa Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch, Wien, Inventarnummer 1335 (<http://de.muvs.org/verhuetung/selbstbeobachtung/konzip-empfaengnisrad-id1335/>).

14 <http://d-nb.info/361088949>

verhielt es sich wohl auch mit *Frauenhilfe. Kalendarium der Empfängnistage für 1933/34, berechnet auf Grund langjähriger Forschungen und gründlicher Beobachtungen der Frauenärzte Prof. Dr. [K.] Ogino, Japan und Prof. Dr. [Hermann] Knaus, Österreich*, von Charlotte Jeltsch in Teplitz-Schönau bei Weigend herausgebracht.¹⁵ Erik Kühnlet-Leddihns 1932 in Wien bei Wehle & Höfels und in Leipzig bei P. Gerin erscheinendes Büchlein *Kindersegen, nur wenn ihr wollt! Die empfängnisfreien Tage der Frau. Methode Knaus-Ogino-Smulders* enthielt als Beilage zwei Blätter mit drehbarer Scheibe sowie eine Zyklustabelle mit Gebrauchs-Anweisung.¹⁶ P. Liesenfelds *Die Ideal-Ehe. Praktischer Wegweiser für Eheleute zur moralisch und soziologisch einwandfreien Geburtenreglung nach Prof. Dr. H. Knaus und Dr. K. Ogino*, 1933 in Köln von Dr. Weiler & Co verlegt, hatte als Anlage einen so genannten „Konzeptor“ oder „Universal-Empfängnis-Kalender nach Dr. K. Ogino“, bestehend aus einem Blatt mit verschiebbaren Streifen.¹⁷ Dem Erfindungsseifer bezüglich des Layouts dieser Kalenderkonstruktionen waren wenig Grenzen gesetzt. Die beim New Yorker Verlag Walter J. Black, Inc., 1935 erschienene Ausgabe von Thurston Scott Weltons *The Modern Method of Birth Control*¹⁸ bot 15 Seiten mit farbigen Scheiben, von denen jede je einer Zykluslänge von 21 bis 35 Tagen entsprach, sowie ein durchsichtiges Zelluloidrad, das, sofern es richtig auf die angemessene Scheibe gelegt wurde, die fruchtbaren und unfruchtbaren Kalendertage anzeigte (Helfand 2006: 57). In kosmische Rhythmen wie den des Mondzyklus bettete eine amerikanische Publikation einen auf der Ogino-Knaus'schen Berechnungsmethode der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage basierenden „weiblichen Geschlechtskalender“ ein (Podolsky 1942: 71) (Abb. 3).

Der rasche Siegeszug der „Kalendermethode“ war aber natürlich vor allem das Resultat dessen, dass die Erkenntnisse von Knaus und Ogino genau in eine Zeit fielen, die reif für sie war. Verstädterung und Industrialisierung hatten vielerorts auch bei verheirateten Paaren den Wunsch geweckt, die Zahl ihrer Kinder zu beschränken. Familienplanung war ein Konzept, das viele befürworteten, wenn auch oft aus Gründen der Eugenik. Empfängnisverhütungsmittel wie diverse Vaginalduschen, -cremen, -zäpfchen und -schwämme, Vaginal- und Zervikalkappen sowie die ersten Vorläufer der Intrauterin-pessare (Spiralen) befanden sich erst in rudimentären Entwicklungsstadien, und

15 <http://www.worldcat.org/oclc/85403807>

16 <http://d-nb.info/574809961>

17 <http://d-nb.info/560688091>. Ähnlich dürfte auch der Kalender in einer vergleichbaren französischen Publikation, *La Femme devant la conception. Avec Calendrier périodique perpétuel d'après les travaux d'Ogino et de Knaus*, 1936 in Paris und Nantes erschienen, gestaltet gewesen sein (<http://www.sudoc.fr/102348537>).

18 Vgl. oben, S. 260.

galten daher oft nicht zu Unrecht als gefährlich oder bestenfalls ineffizient, wenn nicht überhaupt moralisch verderblich. Auf den Punkt brachte es beispielsweise eine Frau, die 1928 in einer New Yorker Familienzeitschrift schrieb: „Wenn Verhütungsmittel falsch sind, dann gebt uns etwas Besseres!“ (Viterbo 2004: 31).

Für Katholiken, denen die Kirche jegliche Art von Geburtenkontrolle abgesehen von völliger Abstinenz untersagte, war das Problem besonders virulent, und das Knaus-Ogino'sche Postulat einer periodischen Unfruchtbarkeit der Frauen war wie Manna vom Himmel ein göttliches Geschenk, an das man einfach glauben musste. Gerade 1930 hatte Papst Pius XI in seiner Enzyklika *Casti connubii* das, wie er mit Bedauern feststellte, auch unter Katholiken immer mehr um sich greifende Interesse an Geburtenkontrolle verdammt und erneut den traditionellen Standpunkt der Kirche betont, wonach jene, die den ehelichen Akt bei seinem Vollzug absichtlich seiner natürlichen Kraft, neues Leben zu wecken, berauben, naturwidrig handeln und etwas innerlich Unsittliches tun. Gleichzeitig hatte er allerdings ein kleines Schlupfloch offen gelassen, das erstmals Geschlechtsverkehr auch dann erlaubte, wenn aus ihm „infolge natürlicher Umstände, seien es bestimmte Zeiten oder gewisse Mängel der Anlage“ neues Leben nicht entstehen kann. So nimmt es nicht Wunder, dass katholische Ärzte bei der Ogino-Knaus'schen Erkenntnis einer periodischen oder „zeitweiligen“ Unfruchtbarkeit der Frau hellhörig wurden. Smulders Publikationen enthielten moralische Rechtfertigungen für die Anwendung seiner Methode zur Empfängnisverhütung von katholischer Seite, Smulders (1933) beispielsweise durch den Jesuitenpater Heimeyer, seines Zeichens Professor für Moralthologie an der Universität Maastricht. Auch sein amerikanisches Pendant, Leo Latz' *Rhythm*-Buch, enthielt eine Einleitung durch einen Jesuitenpater, den Chicagoer Joseph Reiner, in der dieser betonte, dass die Methode „einen Weg aus der Schwierigkeit bot, ohne dass dabei gegen die [katholischen] Prinzipien verstoßen würde“. Latz selbst bezog sich in seinem Text häufig auf die *Casti connubii*-Enzyklika und ver-

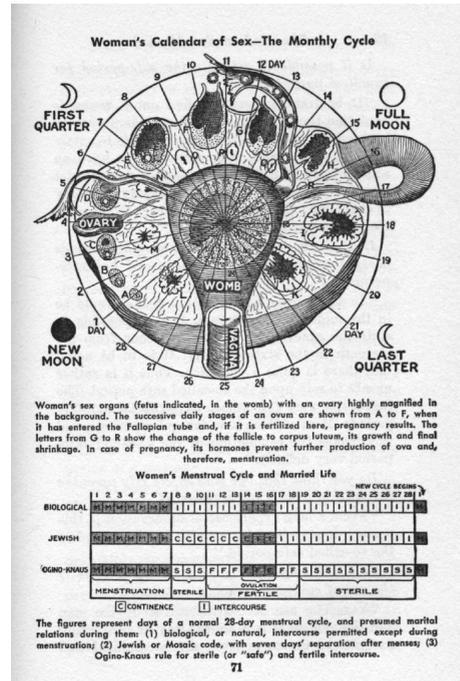


Abb. 3: Seite 71 aus Podolsky (1942)

urteilte dementsprechend alles, was er als „künstliche“ Empfängnisverhütung bezeichnete, vom Coitus interruptus angefangen, ganz zu schweigen vom Einsatz chemischer oder mechanischer Mittel, die allesamt „direkt das Wirken der Natur beim ehelichen Akt behinderten“ und damit „eine Vergewaltigung der Natur, eine Entwürdigung und Entweihung, und damit eine über alle Maßen bedenkliche Perversion“ darstellten. Ganz im Gegensatz dazu sei die Rhythmus-Methode „natürlich“, „rational“, „in Harmonie mit der Natur“ und „im Einklang mit den Gesetzen Gottes“. Darüber hinaus, so erklärte Latz, seien selbst bei verbreiteter Anwendung der Rhythmus-Methode all jene negativen Erscheinungen, die viele als Folge eines freien Zugangs zu empfängnisverhütenden Mitteln befürchteten, als da waren eine Zunahme der Promiskuität, vor- oder außerehelichen Geschlechtsverkehrs, Prostitution, Perversion und allgemein sexueller Ausschweifung, nicht zu erwarten. Denn einerseits eigne sie sich aufgrund der Unregelmäßigkeit ihrer Menstruationszyklen für junge, unverheiratete Frauen nicht, und unmoralische Menschen würden sich aufgrund ihrer Zügellosigkeit auch nicht ihrer bedienen (N.N. 2002).

Neben diesem ihrem Appeal für Katholiken war es ein weiterer Vorteil der Knaus-Ogino-Methode, dass sie nicht nur zur Empfängnisverhütung verwendet werden konnte, sondern auch zu ihrem Gegenteil, der Erhöhung der Chancen für eine Schwangerschaft, sowie im Sinne der Eugenik. Insofern waren ihre Überlebenschancen auch noch zu Zeiten, als ab Mitte der 1930er Jahre viele Staaten auf einen populationistischen Kurs wechselten, in dessen Rahmen Empfängnisverhütung vollkommen unerwünscht war, vergleichsweise gut. Buchtitel wie *Bewußte Zeugung körperlich und geistig gesunder Nachkommen. Ergebnisse neuester biologischer Forschung im Dienste praktischer Eugenik. Richtige Anwendung der epochalen Erkenntnisse Prof. Dr. Knau's [sic] und Dr. Ogino's*¹⁹ oder *Zeitwahl in der Ehe. Knaus, Ogino, Smulders. Umfassende theoretisch-praktische Einführung in die Lehre Knaus-Ogino, im Lichte des neuesten ärztlichen Schrifttums; Anhang über Kindersegen; Sittlich-volkswirtschaftliche Bewertung*²⁰ trugen dieser Entwicklung offenbar Rechnung, indem sie sich Titel gaben, die nichts von Empfängnisverhütung sagten, und daher wohl auch noch zu NS-Zeiten in Deutschland relativ gefahrlos zirkulieren konnten, wiewohl sie sich in seinen öffentlichen Bibliotheken nach dem Verbot 1934 von Knaus' eigener Monographie wegen „Gefährdung des deutschen Volkes“ (Bröer 2000: 918) nicht finden. Nur sehr vereinzelt

19 1936 in 8. Auflage in Küsnacht-Zürich in der Schweiz erschienen, vgl. <http://www.worldcat.org/oclc/72040793>.

20 1939 als 2. neugestaltete Auflage von *Die Berechnung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau nach Knaus, Ogino, Takata, Smulders*, ebenfalls in der Schweiz in Zürich erschienen, vgl. <http://www.worldcat.org/oclc/72209485>.

fanden sich danach während der NS-Zeit noch öffentliche Befürworter für die Anwendung der Methode, wie im Beispiel eines Dokuments aus dem Jahr 1942, in dem zu lesen ist: „Die Lehre Knaus’ von der relativen Unfruchtbarkeit wird erst jetzt mit Recht für die Population ausgewertet, da man auch die Zeit der relativen Fruchtbarkeit ermitteln kann. Heute ist die Verbreitung seiner Lehre zweifellos richtig, da viele Ehen der Kenntnis seiner Lehre ihre Kinder verdanken“ (MUVS 2007: 7).

Das bisher Gesagte soll nicht bedeuten, dass die Erkenntnisse von Knaus und Ogino zu diesen Zeiten der internationalen Verbreitung der von ihnen abgeleiteten Methode zur Empfängnisverhütung in Fachkreisen völlig unumstritten gewesen wäre. Eine im *American Journal of Public Health* 1935 erschienene Rezension zu Knaus’ englischer Monographie von 1934²¹ beispielsweise äußerte sich wohlwollend, aber reichlich skeptisch: „Studien dieser Art sind von großem Wert, nicht so sehr weil sie eine tatsächlich abgesicherte Hoffnung auf eine unfruchtbare Periode böten, [...] sondern weil sie einen mächtigen Antrieb dafür liefern, Daten über Menstruation sowie fruchtbaren und unfruchtbaren Geschlechtsverkehr regelmäßig aufzuzeichnen und damit so dringend benötigtes Faktenmaterial zu sammeln. So lange Beobachtungen an menschlichen Wesen jener Genauigkeit entbehren, die der Biologie in Käfigen innewohnt, können wir nur versuchen, den Wahrheitsgehalt der Behauptungen wie jener von Ogino und Knaus zu prüfen, indem wir lange Serien von Patientengeschichten aus verschiedensten Quellen mit einander vergleichen. Denn gegenwärtig können die Ogino-Knaus’schen Zusicherungen nur um den Preis eines möglichen weiteren Kindes, oder einer weiteren Abtreibung, falsifiziert oder verifiziert werden“ (Emerson 1935: 374).

Viele Ärzte stießen sich vor allem daran, dass die neue These von der periodischen Frucht- bzw. Unfruchtbarkeit der Frau, die nur auf einer kleinen Zahl von Einzelbeobachtungen basierte, über Nacht „die seit Jahrhunderten herrschende Meinung, daß die Frau zu jeder Zeit konzipieren kann“ ablösen sollte (Bröer 2000: 918). Im nationalsozialistischen Deutschland trieb der Versuch einer Falsifizierung der Knaus-Ogino-Thesen zynische Blüten. So begann der deutsche Anatom und Gynäkologe Hermann Stieve (1886-1952) ab 1933, als vermehrt Todesstrafen auch wegen politischen Widerstandes verhängt wurden, junge inhaftierte Frauen Menstruationskalender führen zu lassen. Bei der ihrer Hinrichtung folgenden Obduktion ihrer Leichen konnte er, wie er sie nannte, parazyklische, also zu einem nach Knaus und Ogino unfruchtbaren Zeitpunkt des Menstruationszyklus aufgetretene Ovulationen nachweisen (Bartsch 2007: 53), was ihm als Beweis dafür diente, dass der Eisprung eben

21 Vgl. oben, Fußnote 8.

doch jederzeit innerhalb des Menstruationszyklus auftreten kann und damit „die Anschauung von Knaus ... unzutreffend“ ist. Während er mit diesen und ähnlichen Arbeiten Grundsteine für die Entwicklung der Psychosomatik legte, könnte seine Aussage, „ich habe... zeigen können, dass die Tätigkeit der Keimdrüsen bei Mann und Frau nicht nur durch Hormone, sondern in ganz ausgiebiger Weise auch durch das Nervensystem geregelt wird“ (MUVS 2009), zynischer nicht sein, wenn man bedenkt, dass der „Stress“, dem das Nervensystem der von ihm Untersuchten ausgesetzt war, nichts weniger als schiere Todesangst bei Verhaftung, Gefängnis, Gerichtsverfahren und Todesurteil war.

Diesen und anderen nach wie vor bestehenden Zweifeln an der Knaus-Ogino-Methode zum Trotz lagen (und liegen)²² ihre unübersehbaren Vorteile darin, dass sie vollkommen privat angewandt werden kann, ohne unbedingte Notwendigkeit, einen Arzt aufzusuchen, dass sie ohne Verordnungen auskommt und daher auch nichts oder praktisch nichts kostet. Nicht umsonst war es die Knaus-Ogino-Methode, die in jener *Schrift X* erläutert wurde, mit deren Verkauf in den unmittelbaren Nachkriegsjahren in Deutschland Beate Uhse den Grundstein für ihr späteres Geschäftsimperium legte (Jütte 2003: 306).

Zur Verbreitung der Knaus-Ogino-Methode besonders unter Katholiken auch zu Zeiten, als nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend andere kontrazeptive Mittel zur Verfügung standen, trug schließlich die Tatsache bei, dass sie seit 1951²³ die eine und einzige von der katholischen Kirche akzeptierte Empfängnisverhütungsmethode wurde.²⁴ Dies ebenso wie die Tatsache, dass

22 So ersann die Österreicherin Maria Hengstberger während ihrer Arbeit in der Entwicklungskooperation in Äthiopien noch in den 1980er Jahren eine Geburtenkontrollkette, die auf der Ogino-Knaus-Methode beruht. Sie besteht aus 30 tropfenförmigen Perlen, die je einen Tag symbolisieren und deren Farbe jeweils die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage im Zyklus markiert. Ein kleiner Gummiring wird täglich von einer Perle weiter auf die nächste geschoben, wobei durch die Tropfenform ein Richtungswechsel ausgeschlossen ist. Die Kette wird in 30 Ländern von 27 Entwicklungsorganisationen verteilt. In den meisten Gegenden, in denen sie Verwendung findet, konnte die Geburtenrate um mehr als 50% gesenkt werden (http://de.wikipedia.org/wiki/Maria_Hengstberger und <http://de.muvs.org/verhuetung/selbstbeobachtung/geburtenkontrollkette-id1011/>).

23 In diesem Jahr verlaubliche Papst Pius XII. in einer Ansprache an die katholische Vereinigung der Hebammen Italiens: „Wenn also gerechte Gründe dafür sprechen, Abstände einzuhalten in der Reihenfolge der Geburten - Gründe, die sich aus der körperlichen oder seelischen Situation der Gatten oder aus äußeren Verhältnissen ergeben - ist es nach kirchlicher Lehre den Gatten erlaubt, dem natürlichen Zyklus der Zeugungsfunktionen zu folgen, dabei den ehelichen Verkehr auf die empfängnisfreien Zeiten zu beschränken und die Kinderzahl so zu planen, daß die oben dargelegten sittlichen Grundsätze nicht verletzt werden“ (AAS 43 (1951): 846).

24 Dies trug unter anderem auch zu Oginos Ruhm in Japan bei: 1986 verfasste der japanische Arzt und Schriftsteller Shinoda Tatsuaki einen *Hōōchō no hininhō* (Des Vatikans Empfängnisverhütungsmethode) betitelten Roman über Ogino Kyūsakus Leben, der 1989 für einen japanischen Fernsehfilm verfilmt wurde. Knaus' Beziehungen zum Vatikan, der ihn in den 1960er Jahren zu einer Expertise über die Anti-Baby-Pille aufforderte, in der er sich sowohl aus medizinischen als auch aus moralischen Gründen vehement gegen

sie mit einem Pearl-Index von 15-38 (von 100 Frauen, die mit ihr ein Jahr oder zwölf Zyklen lang verhüten und dennoch schwanger werden), nicht gerade sehr verlässlich ist,²⁵ trug ihr die ironische Bezeichnung „vaticanisches [oder römisches] Roulette“ ein (Jütte 2003: 306). Dessen ungeachtet kam es in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bis etwa zu Beginn der 1960er Jahre zu einem bislang unerreichten Boom an entsprechenden Publikationen, in dessen Rahmen erstmals auch Bücher für den italienischen und spanischen²⁶ Sprachraum verlegt wurden. *Zeitwahl in der Ehe*²⁷ beispielsweise erschien bis 1956 in immer neuen deutschen Ausgaben,²⁸ 1947 erstmals auch auf Italienisch in der Schweiz,²⁹ 1948 in Italien selbst³⁰ und 1954 schließlich auch in Spanien.³¹ Technisch ausgereifere und was das Material betrifft anspruchsvollere Berechnungsgeräte als die in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg gebräuchlichen Kalender aus Karton erfreuten sich eines guten Absatzes, so etwa der so genannte CD (oder Conception Day)-Indicator,³² ein in der Schweiz hergestelltes Gerät aus Kunststoff, das wohl vom Ruf der Präzision Schweizer Uhren profitierte und für das auf dem Deckblatt der 1953 erschienenen Ausgabe von Knaus' Nachkriegs-Langzeit-Bestseller *Die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau und deren richtige Berechnung* geworben wurde (Abb. 4).³³ In Japan, wo die Anti-Baby-Pille vor allem aufgrund des Widerstands

sie aussprach (MUVS 2007: 11), dürften seine öffentliche Wahrnehmung in Österreich hingegen seit dem hierorts letztendlich doch nicht aufzuhaltenden Siegeszug der Pille eher getrübt haben. Auch seine nationalsozialistische Vergangenheit – Knaus war, nachdem er 1934 als ordentlicher Professor und Vorstand der gynäkologisch-geburtshilflichen Klinik an die Deutsche Karl-Ferdinands-Universität in Prag berufen wurde, 1938 der pro-nationalsozialistischen Sudetendeutschen Partei beigetreten und wurde 1939 nach dem Anschluss des „Sudetlandes“ und der Bildung des „Protektorats Böhmen und Mähren“ Mitglied der NSDAP (Klee 2005: 319), - verhinderte vielleicht allzu große öffentliche Ehrung.

25 Die geringe Verlässlichkeit der Methode hängt damit zusammen, dass es vielfältige Gründe für außergewöhnliche Zyklusschwankungen gibt, die von Stress, Ortsveränderungen, umweltbedingten Faktoren bis hin zu Erkrankungen reichen. Die Bandbreite des Pearl Index wiederum spiegelt einerseits die Unterschiede zwischen der verhältnismäßig sichereren Ogino-Berechnung und der von Knaus wieder, andererseits unterschiedlich genaue Aufzeichnungen und Disziplin der Anwendenden ebenso wie ihre Anfälligkeit für Zyklusschwankungen.

26 Ausschließlich auf eine „Ogino-Methode“ rekurrend hatte es bereits 1935 eine spanische Publikation zum Thema gegeben, deren Titel die Lösung des schweren Gewissensproblems in der Ehe versprach, vgl. <http://www.worldcat.org/oclc/433079221>.

27 Vgl. oben, S. 270.

28 <http://www.worldcat.org/oclc/14662486>.

29 <http://www.worldcat.org/oclc/77967229>.

30 <http://www.worldcat.org/oclc/18683899>. In Italien hat Oginos Name insofern besonderes Gewicht, als sich von ihm die ironische Kurzbezeichnung der Methode herleitet, „Oggi no!“, auf Italienisch so viel wie „Heute nicht!“.

31 <http://www.worldcat.org/oclc/399265898>.

32 Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch, Inventarnummer 1001, <http://de.muvs.org/verhuetung/selbstbeobachtung/cd-indicator-id1001>.

33 Vgl. <http://de.muvs.org/bibliothek/browser/?tree=kap&id=4010&seq=1>.

der Ärzteschaft noch viele Jahrzehnte nach ihrer Entwicklung nur äußerst schwer zu bekommen war, spielte die dort nur als Ogino-Methode bekannte Berechnung der fruchtbaren Tage entsprechend neben Kondom und Coitus interruptus, den zwei häufigst geübten Formen der Empfängnisverhütung, beziehungsweise als Ergänzung, oder wie Coleman (1983: 111) es ausdrückte, zeitweilige Befreiung davon auch noch während des ganzen 20. Jahrhunderts eine wichtige Rolle bei der Geburtenkontrolle.

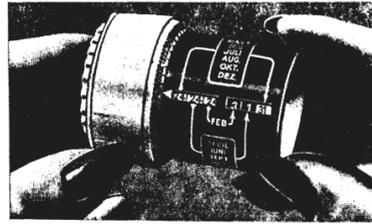
Vollkommen zurückgedrängt wurde die Knaus-Ogino- oder Ogino-Knaus-Methode in den westlichen Industriestaaten erst, als aufgrund neuerer Erkenntnisse vor allem durch den Deutschen Gerd K. Döring zum Verlauf der Körpertemperatur³⁴ und durch das australische Ehepaar Evelyn und John James Billings zur Veränderung der Beschaffenheit des Zervikalschleims³⁵ innerhalb des Menstruationszyklus³⁶ sowie der Kombination dieser beiden Ansätze in der symptothermalen Methode durch den Deutschen Josef Rötzer³⁶ und andere die reine Berechnung durch Beobachtung aktueller physiologischer Phänomene ergänzt beziehungsweise deutlich präzisiert wurde und damit bei konsequenter Anwendung für diese letztlich jedoch auf Ogino-Knaus zurückgehende Methode der so genannten „natürlichen Familienplanung (NFP)“ eine an die Anti-Baby-Pille heranreichende Verhütungssicherheit erreicht wurde (Diedrich, Holzgreve und Jonat 2006: 127-131).

DER C. D. INDICATOR (Conception-Day- oder Konzeptionstag-Indicator)

Bestimmung der fruchtbaren Tage für jede Frau!

Der C. D. Indicator, ein nach der Lehre von Prof. Knaus geschaffenes und von ihm empfohlenes Präzisions-Rechenmaschinchen, bestimmt mit wissenschaftlicher Exaktheit die fruchtbaren Tage der Frau. Dabei werden die individuellen Schwankungen der Monatsregel automatisch berücksichtigt. Die Bedienung des Apparates ist denkbar einfach und verlangt keinerlei Vorkenntnisse. Eine ausführliche und leichtverständliche Gebrauchsanweisung, sowie ein praktisches Kontrollkalendertchen werden mitgeliefert. Der C. D. Indicator ist ein zieliches, elegantes Instrument in Luxusausführung, das sich überall diskret versorgen läßt.

Auch Ihnen wird der C. D. Indicator bald unentbehrlich sein!



Beispiel: 24—27tägiger Zyklus
Menstruationsbeginn: 18. Mai
Einstellen des Pfeiles auf die Zahl 18 des Zahlenkranzes
Ablesen des Datums der fruchtbaren Tage: 24.—31. Mai
Einfacher kann es nicht sein!

Fabrikation und Generalvertrieb
für die

Bundesrepublik Deutschland:
C.D. Indicator-Vertriebsgesellschaft
(21 b) Schwelm, Westf.,
Nordstraße 1—6,
DM 19.50

Schweiz:
C.D. Indicator A.G.,
Zürich 1,
Fraumünstertstraße 28,
str. 22.50

Abb. 4: Werbung für den CD-Indicator auf dem Deckblatt einer Publikation von Knaus aus dem Jahr 1953 (MUVS, <http://de.muvs.org/bibliothek/browser/?tree=kap&id=4010&seq=1>)

34 Vgl. seine erste Veröffentlichung zum Thema *Die Bestimmung der fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau mit Hilfe der Körpertemperatur* (Stuttgart: Thieme 1954), <http://www.worldcat.org/oclc/14652076>.

35 Vgl. ihre erste Veröffentlichung zum Thema *Atlas of the ovulation method: the safe method based on the mucus symptom*, erschienen 1973 in Melbourne, <http://www.worldcat.org/oclc/226162096>.

36 Vgl. sein erstmals 1965 erschienenes *Kinderzahl und Liebesehe. Ein Leitfaden zur Regelung der Empfängnis*, <http://www.worldcat.org/oclc/73696704>.

4. Zum Schluss: Österreichisch-japanische Beziehungen im Spiegel der Entstehungsgeschichte der Ogino-Knaus-Methode

Was nun die österreichisch-japanischen Beziehungen in der Zwischenkriegszeit betrifft, so ist festzustellen, dass zumindest für die Entstehung der Ogino-Knaus-Methode keinerlei bilaterale Beziehungen ausschlaggebend noch nachweisbar waren. Nur die internationale Vernetzung der beiden Forscher, im Wesentlichen vermittelt durch ihre Publikationstätigkeit in deutschen Fachzeitschriften, ermöglichte, dass es überhaupt zu einer, wenn auch vermittelten, Kommunikation zwischen ihnen beiden kam.

Wesentlich bedeutender als Österreich war Deutschland für die japanische Ärzteschaft. Betrachten wir beispielsweise die Laufbahnen von Oginos japanischen Lehrern, so fällt auf, dass beide Studienaufenthalte in Deutschland absolviert hatten, Kawamura Rin'ya zudem auch noch in Großbritannien, keiner jedoch in Österreich, und das trotz des viel beschworenen internationalen Rufs, den die Wiener Schule der Medizin insbesondere auch seit Ignaz Semmelweis' (1818-1865) bahnbrechenden Erkenntnissen zum Kindbettfieber angeblich auch auf dem Gebiet der Gynäkologie genoss.

Besonders einer der deutschen Lehrer von Kawamura Rin'ya, der Pathologe Ludwig Aschoff (1866-1942), darf als Paradebeispiel für Weltoffenheit und Pflege internationaler Freundschaften gelten: noch 1943 würdigen seine englischen Schüler, denen durch den Zweiten Weltkrieg Deutschland bereits zum Feind geworden war, in ihrem Nachruf die „zugleich internationale und familiäre Atmosphäre an seinem Institut, wo 1912/13 im sog. Südsaal gleichzeitig 3 Amerikaner, 3 Engländer, 2 Japaner, 1 Grieche, 1 Spanier, 1 Belgier und 1 Holländer arbeiten!“ (Dhom 2001: 394). Zwei von Aschoffs wesentlichen wissenschaftlichen Leistungen entstanden so in enger Zusammenarbeit mit seinen japanischen Schülern, deren Beitrag er auch als deren Lehrer uneigennützig würdigte. Im Zusammenhang mit seiner Grundlegung des Begriffs eines „retikulo-endothelialen Systems“, die als Meilenstein in der Geschichte der Hämatologie und Immunologie gilt, betont Aschoff noch 1924 die Verdienste seines japanischen Schülers und Mitarbeiters Kiyono Kenji (1885-1955), mit dem er 1913 seine ersten diesbezüglichen Befunde veröffentlicht hatte. Umgekehrt nimmt er für sich selbst keinerlei Verdienst bei der Entdeckung des Atrioventrikularknotens und seiner Funktion innerhalb des Reizleitungssystems des Herzens durch einen weiteren seiner japanischen Schüler, Tawara Sunao (1873-1952), in Anspruch, sondern steuert nur ein die Bedeutung dieser Entdeckung würdigendes Vorwort zu dessen diesbezüglicher Monographie aus dem Jahr 1906 bei (Dhom 2001: 392). In der Bezeichnung Aschoff-Tawara-Knoten für eben diesen Atrioventrikularknoten

sind dennoch die Namen eines Deutschen und eines Japaners eine, wenn nicht populärwissenschaftlich, so doch medizinisch ebenso bedeutsame und untrennbare Verbindung eingegangen wie die von Knaus, dem Österreicher, und Ogino, dem Japaner.

Ogino Kyūsaku selbst begab sich entsprechend für seine Europastudienreise eben auch nicht nach Österreich, sondern nach Deutschland, wo natürlich auch die großen deutschsprachigen fachrelevanten medizinischen Zeitschriften verlegt wurden, und zwar an dieselbe Berliner Universitätsfrauenklinik (Suzuki 2006: 86), die auch Knaus einen so bedeutenden Impuls für seine weiteren Untersuchungen gegeben hatte (s. S. 265). Takata Maki (1892-1978), dessen Arbeiten zur so genannten Flockungszahlreaktion heute weltberühmt sind und dessen Name auch im Titel einer der frühen Publikationen zur Knaus-Ogino-Methode auftaucht,³⁷ weil er seine Erkenntnisse kurzfristig auch zur Bestimmung des Ovulationstermins angewandt hatte,³⁸ war ebenfalls zu Ausbildungs- und Forschungszwecken mehrfach nach Berlin gegangen und setzte seiner Zeit dort ein Denkmal in Form eines Lehrbuchs zur japanisch-deutschen Konversation.³⁹

Während also Österreich für Japan und Japan für Österreich auf dem Gebiet der Medizin nicht unbedingt von großem bilateralem Interesse waren, waren beide Länder innerhalb der internationalen Geburtenkontrollbewegung, die zumindest in der ersten Hälfte der Zwischenkriegszeit in vielen Ländern der Welt großen Einfluss erreichte,⁴⁰ stark integriert und auf gewissen Gebieten für ihre Vorreiterrolle bekannt.

Margaret Sanger, die Begründerin der *Birth Control*-Bewegung in Amerika, hatte zunächst zwar wesentlichen Anteil an der Entstehung einer entsprechenden Bewegung in Japan, indem sie die junge Ishimoto Shizue, die die wahrscheinlich bedeutendste Geburtenkontrollverfechterin im Japan der Zwischenkriegszeit werden sollte, bei ihrem Zusammentreffen in Amerika im Jahr 1920 von ihren Zielen überzeugte und danach durch die mediale Aufmerksamkeit, die sie aufgrund dieser ihrer Japan-Connection zustande gekommenen Japan-Rundreise im Jahr 1922 wegen der zahlreichen bürokratischen Hürden, die ihr auferlegt wurden, erregte, deren Bekanntheitsgrad in

³⁷ Vgl. oben, FN 21.

³⁸ Vgl. Takata Maki, „Zur Ermittlung des Ovulationstages bei der Frau mit Hilfe der ‚Flockungszahlreaktion‘ im Serum (Kritik der Ogino-Knaus-Lehre im Lichte unserer neuen Forschung),“ *Archiv für Gynäkologie* 167/1 (1938), 204-222 (DOI: 10.1007/BF01769539).

³⁹ Vgl. Takata Maki, *Berurin seikatsu. Nichidoku kaiwa = Aus meinem Berlinerleben* (Tōkyō: Nankōdō Shoten 1927), <http://www.worldcat.org/oclc/39259982>.

⁴⁰ Zur wichtigen Rolle der Geburtenkontrollbewegung im internationalen Wissenstransfer, insbesondere am Beispiel der Ogino-Knaus-Methode, und der ihr geschuldeten Beförderung der Akzeptanz um Sexualwissen allgemein, vgl. De Luca (2007: 111).

Japan quasi über Nacht um ein Vielfältiges ansteigen ließ. Umgekehrt wusste Margaret Sanger auch die Popularität Ishimoto Shizues während ihres zweiten Amerika-Aufenthalts in den Jahren 1932-1936 verfasster Autobiographie⁴¹ zur Steigerung des Bekanntheitsgrades ihrer eigenen Anliegen zu nutzen, indem sie Ishimotos Vortragsreisen in Amerika sponserte, wovon wiederum durch die so eingenommenen Gelder die japanische Geburtenkontrollbewegung profitierte (Tipton 1997: 342, 346-348).

Bevor sich seit 1937 in der japanischen Regierung ebenso wie in Deutschland pronatalistische Tendenzen durchsetzten, die zur Schließung der Geburtenkontrollkliniken und Verhaftung der wesentlichen Proponenten der japanischen Geburtenkontrollbewegung führten, darunter auch der von Ōta Tenrei (1900-1985), hatte dieser 1934 eines der weltweit ersten wirksamen und verhältnismäßig ungefährlichen Intrauterin pessare, den so genannten Ota-Ring, entwickelt, der in Asien noch heute vielfach in Gebrauch ist (Tipton 1997: 348-349). Ob es sich bei jenen 120 Pessaren, die Hannah Stone, neben Margaret Sanger die wohl wichtigste Person innerhalb der amerikanischen Geburtenkontrollbewegung, sich 1936 aus Japan schicken ließ und die wegen Verstoßes gegen die damalige amerikanische Gesetzgebung, die es untersagte, Verhütungsmaterial per Post zu erhalten, vom amerikanischen Zoll beschlagnahmt wurden, um Ota-Ringe handelte oder nicht, fest steht aufgrund dieses aktenkundigen Vorfalls, der letztlich zu einer Änderung der gesetzlichen Lage in Amerika führte (Mesner 2010: 81-82), jedenfalls, dass zu diesem Zeitpunkt Japan auf dem Gebiet der Geburtenkontrolle international längst nicht mehr wesentlich zur nehmenden, sondern eben auch zur gebenden Seite gehörte.

Österreich wiederum, und insbesondere das „Rote Wien“, war in der Zwischenkriegszeit dank Sigmund Freud (1856-1939) das unumstrittene internationale Zentrum der Psychoanalyse und nicht zuletzt deswegen auch neben Berlin die wichtigste Stadt für sexualreformerische Bewegungen wie die „Weltliga für Sexualreform“, deren Publikationsorgan, die Zeitschrift *Sexus*, den Sitz ihres Herausgeberkomitees ebenfalls in Wien hatte (Weindling 2009: 91). Daneben galt aber vor allem auch die Existenz von kommunalen Eheberatungsstellen im „Roten Wien“, die auch Wissen um Empfängnisverhütung weitergaben, der internationalen Geburtenkontrollbewegung als vorbildliches, und daher häufig beobachtetes und beschriebenes Beispiel (Mesner 2010: 83).

41 Es handelt sich dabei um Shizue Ishimoto, *Facing Two Ways* (New York: Farrar & Rinehart 1935).

Literatur

Bartsch, Wilhelm

2007 „Ein Meister aus Deutschland – der Anatom und Gynäkologe Hermann Stieve“, *Ärzteblatt Sachsen-Anhalt* 18, 52-55.

Bröer, Ralf

2000 „»Selbstmord« oder »Veredelung« der Rasse. Empfängnisverhütung und Ärzteschaft bis zur Einführung der Ovulationshemmer“, *Deutsche medizinische Wochenschrift* 125, 918-919.

Coleman, Samuel

1983 *Family Planning in Japanese Society: Traditional Birth Control in a Modern Urban Culture*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

De Luca, Virginie

2007 „Considérations démographiques et éducation à la sexualité dans l’entre-deux-guerres“ Patrick Krassnitzer und Petra Overath (Hg.), *Bevölkerungsfragen: Prozesse des Wissenstransfers in Deutschland und Frankreich (1870-1939)*. Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 107-127.

Dhom, Georg

2001 *Geschichte der Histopathologie*. Berlin: Springer.

Diedrich, Klaus, Wolfgang Holzgreve und Walter Jonat

2006 *Gynäkologie und Geburtshilfe*. Berlin: Springer.

Emerson, Haven

1935 „Review of: *Periodic Fertility and Sterility in Woman: A Natural Method of Birth Control* - By Professor Hermann Knaus, Head of the Clinic for Gynecology and Obstetrics of the German University of Prague, with a Foreword by F. H. A. Marshall, F.R.S., translated by D. H. and Kathleen Kitchin. Vienna: W. Maudrich 1934 (Concip Co., Hobart, Indiana). 162 pp., 64 ill. Price, \$6.50, including a separate special calendar in pocket. Calendar alone \$1.50“, *American Journal of Public Health* 25/3, 374-375.
(<http://ajph.aphapublications.org/doi/pdf/10.2105/AJPH.25.3.374-b> eingesehen am 23.6.2011).

Helfand, Jessica

2006 *Reinventing the Wheel*. New York: Princeton Architectural Press.

Keck, Christoph, Clemens Tempfer und Dominik Denschlag

2011 *Facharztprüfung Gynäkologie und Geburtshilfe: 1000 kommentierte Prüfungsfragen*. Stuttgart: Georg Thieme Verlag.

Jütte, Robert

2003 *Lust ohne Last. Geschichte der Empfängnisverhütung von der Antike bis zur Gegenwart*. München: C.H. Beck.

Klee, Ernst

2005 *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

Knaus, Hermann

1929 „Eine neue Methode zur Bestimmung des Ovulationstermines“, *Zentralblatt für Gynäkologie* 53/35, 2193-2202.

1933 „Die periodische Frucht- und Unfruchtbarkeit des Weibes“, *Zentralblatt für Gynäkologie* 57/24 (1933), 1393-1408.

1935 *Die periodische Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit des Weibes. Der Weg zur natürlichen Geburtenregelung*. Wien: Verlag Wilhelm Maudrich (Erste Auflage 1934).

Mesner, Maria

2010 *Geburten/Kontrolle: Reproduktionspolitik im 20. Jahrhundert*. Wien: Böhlau Verlag.

Miyasaka Yasuko

1995 „Osan' no shakaishi. Meiji kara Shōwa e [Eine Sozialgeschichte der Geburt. Von der Meiji- bis zur Shōwa-Zeit]“, Inoue Teruko, Ueno Chizuko und Ehara Yumiko (Hg.), *Bosei* [Mutterschaft]. Iwanami shoten (= Nihon no feminizumu), 89-124.

MUVS = Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch)

2007 *Hermann Knaus. Detektiv der fruchtbaren Tage 1892-1970*. Wien: Museum für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch.

2009 *Verblendeter Wissenschaftler oder charakterloser Karrierist? Hermann Stieve überprüfte den Eisprung an hingerichteten Frauen*. Wien: MUVS (= Newsletter 2009/3), (<http://de.muvs.org/museum/newsletter/71> eingesehen am 23.6.2011).

N.N.

2002 „She's Got Rhythm? A Safe Period for Sanger and the Church“, *Margaret Sanger Papers Project Newsletter* 31 (http://www.nyu.edu/projects/sanger/secure/newsletter/articles/shes_got_rhythm.html eingesehen am 23.6.2011).

N.N.

o.J. „Jutai-goyomi. Shōwa 3nen. Ogino-shiki ninshin kanōjitsu keisanban [Empfängnis-Kalender. 1928. Tafel zur Berechnung der empfängnisfähigen Tage nach der Ogino-Methode“ (http://www.geocities.jp/kyo_oomiya/ogino.html; eingesehen am 23.6.2011).

Ogino Kyūsaku

1923 „Jinrui ōtai no kenkyū [Untersuchungen zum menschlichen Gelbkörper]“, *Hokuetsu igakkai zasshi* [Zeitschrift der medizinischen Gesellschaft von Hokuetsu] 38/1, 1-92.

1924 „Hairan no jiki, ōtai to shikyū nenmaku no shūkiteki henka to no kankei, shikyū nenmaku no shūkiteki henka no shūki oyobi jutainichi ni tsuite [Über den Zeitpunkt des Eisprungs, den Zusammenhang zwischen dem Gelbkörper und den zy-

- klischen Veränderungen der Gebärmutter Schleimhaut, den Zyklus der zyklischen Veränderungen der Gebärmutter Schleimhaut sowie über die Empfängnistage], *Nihon fujinka gakkai zasshi* [Zeitschrift der japanischen wissenschaftlichen Vereinigung für Frauenheilkunde] 19/6, 455-504.
- 1928 „Histological Studies on Corpora lutea, Period of Ovulation, Relation between Corpora lutea and Cyclic Changes in Uterine Mucosa Membrane, and the Period of Fertilization“, *The Japan Medical World* 8/6 (Juni), 147-154.
- 1930 „Ovulationstermin und Konzeptionstermin“, *Zentralblatt für Gynäkologie* 54/8, 464-479.
- 1932 „Über den Konzeptionstermin des Weibes und seine Anwendung in der Praxis“, *Zentralblatt für Gynäkologie* 56/11, 721-732.
- 1964 „,Ogino-shiki' ran'yōsha ni tsugu“ [An jene, die Missbrauch der ‚Ogino-Methode‘ üben]“, *Bungei shunjū* 42/1, 235-242.
- Podolsky, Edward
- 1942 *The Modern Sex Manual*. New York: Cadillac Publication Company.
- Raith-Paula, Elisabeth, Petra Frank-Hermann, Thomas Strowitzki.
- 2008 *Natürliche Familienplanung heute: modernes Zykluswissen für Beratung und Anwendung*. Berlin: Springer.
- Reuter, Peter
- 2005 *Springer Großwörterbuch Medizin - Medical Dictionary Deutsch-Englisch/English-German*. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Berlin: Springer.
- Riebold, Georg, und Hermann Knaus
- 1933 „Berichtigung“, *Archiv für Gynäkologie* 152/1, 446 [DOI: 10.1007/BF01927006].
- Siefert, Helmut
- 1979 „Knaus, Hermann“, Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (Hg.): *Neue Deutsche Biographie*. Bd. 12, 163-164 [Onlinefassung]; <http://www.deutsche-biographie.de/sfz43157.html> eingesehen am 23.6.2011.
- Smulders, Johannes N. J.
- 1933 *De la continence périodique dans le mariage / par J.-N.-J. Smulders; suivi d'une étude Sur la continence périodique considérée au point de vue moral / par P. Heymeijer; et d'un appendice Des variations cycliques de la fécondité féminine / par R. Guchteeneere*. Paris: Letouzey et Ané (<http://de.muvs.org/bibliothek/browsers/?tree=kap&id=10051&seq=1>, eingesehen 23.06.2011).
- Suzuki Atsushi
- 2006 *Sekai o kandō sasete Nihon no ishi. Shinnen o tsuranuita ai to yūki no kiroku* [Japanische Ärzte, die die Welt bewegten. Aufzeichnungen über aus Überzeugung geborener Liebe und Mut]. Jikū shuppan.

Tipton, Elise K.

1997 „Ishimoto Shizue: The Margaret Sanger of Japan“, *Women's History Review* 6/3, 337-355.

Viterbo, Paula

2004 „I got rhythm: Gershwin and birth control in the 1930s“, *Endeavour* 28/1, 31-35.

Weindling, Paul

2009 „A City Regenerated: Eugenics, Race, and Welfare in Interwar Vienna“, Deborah Holmes und Lisa Silverman (Hg.), *Interwar Vienna. Culture Between Tradition and Modernity*. Rochester, NY: Camden House (= Studies in German Literature, Linguistics, and Culture, 81-116.

Zimmerman, Anthony

2005 *Radiant Beams from the Gospel of Life. Chapter 4: Natural Methods of Regulating Fertility* (http://www.lifeissues.net/writers/zim/rb/rb_04radiantbeams5.html, eingesehen am 23.6.2011).

Sepp LINHART

Friedrich S. Krauss und Tamio Satow: Ein bibliobiografischer Versuch zu einer inter- nationalen Freundschaft und zur Geschichte der Sexualforschung in Österreich und Japan

Prolog

Im Jahr 1931 erschien in Leipzig ein voluminöses zweibändiges Werk *Japanisches Geschlechtsleben*. Für den ersten Band zeichnete der in Wien ansässige Österreicher Friedrich S. Krauss verantwortlich, für den zweiten der Japaner Tamio Satow aus Tokio. Dieses Werk, das zu Recht die Bezeichnung Pionierarbeit verdient, ist bis heute eine wichtige Quelle der kulturwissenschaftlichen Sexualforschung über Japan.

In diesem kurzen Aufsatz soll versucht werden, etwas Licht in das Dunkel dieser Zusammenarbeit zwischen einem österreichischen und einem japanischen Sexualforscher zu bringen und zu zeigen, wie zwei von ihrer Berufung besessene Forscherpersönlichkeiten diese Zusammenarbeit trotz schwerster Behinderung durch die Staatsmacht erfolgreich gestalten konnten

Friedrich Salomo Krauss

Friedrich Salomo Krauss wurde am 7. Oktober 1859 in Požega (Slavonska Požega), dem kulturellen Zentrum von Slawoniens, das auch das „Athen Slawoniens“ genannt wurde, geboren. Das Städtchen mit im Jahr 2001 28.000 Einwohnern gehörte damals zur ungarischen Reichshälfte der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn und ist heute im Osten von Kroatien gelegen.

Krauss, der aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie stammte und von 1877 bis 1881 an der Universität Wien klassische Philologie und Geschichte studierte, hatte mannigfache Interessen: Er war Privatgelehrter auf den Gebieten der Sexualforschung, der Ethnographie und der Slawistik und arbeitete außerdem als Schriftsteller und als Übersetzer. Dass er keine unbedeutende Persönlichkeit war, ersieht man aus seinem Freundeskreis, dem unter anderem Sigmund Freud und Kronprinz Rudolf angehörten. Für sein unermüdliches Wirken als Wissenschaftler wurde ihm 1916 zwar der Professorentitel verlie-

hen, wie aber auch Sigmund Freud hatte er nie eine Stelle an einer Universität inne. Krauss starb zwei Monate nach der Annexion Österreichs durch Hitler-Deutschland am 29. Mai 1938 78jährig in Wien. Seine Lebensdaten sind fast deckungsgleich mit denen Freuds (1856-1939).

Wie die meisten Sexualforscher um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert stieß auch Krauss bei seinen Forschungen bzw. bei der Präsentation seiner Ergebnisse auf ein weitgehendes Unverständnis seiner Zeitgenossen, was zu zahlreichen Prozessen gegen Krauss und seine ‚unzüchtigen‘ Schriften führte. Heute stehen wir solchen Forschungen emotionsfreier gegenüber und zollen auch der Pionierleistung von Krauss auf dem Gebiet der kulturgeschichtlichen Sexualforschung unsere uneingeschränkte Anerkennung. Nach der durch die 1968er-Bewegung ausgelösten größeren Freizügigkeit im deutschsprachigen Verlagswesen bei Titeln über Sexualität erschienen auch einige Werke von Krauss in billigen Ausgaben, ein später Triumph für den zu diesem Zeitpunkt vor mehr als 30 Jahren verstorbenen Forscher.

Krauss und Japan

Im Jahr 1907 veröffentlichte Krauss ein Buch über *Das Sexualleben der Japaner*, das 1911 und 1931 in zwei weiteren, wesentlich veränderten und erweiterten Auflagen erschien. 1965 erschien unter dem Namen des Autors Krauss eine Bearbeitung des zweiten Bandes von 1931, der aber, wie wir sehen werden, aus der Feder seines japanischen Kollegen Satow stammt. Auf jeden Fall wurde Krauss mit seinen Werken über Japan zu einem Pionier der westlichen Sexualforschung über Japan, und die nachfolgenden Ausführungen beschäftigen sich im Wesentlichen mit diesem Werk und mit seinen Beziehungen zum japanischen Sexualforscher Satow.

Zunächst gilt zu klären, warum Krauss, der sich sonst vornehmlich mit der Erforschung der slawischen Kulturen auf dem Balkan und dem österreichischen und deutschen Kulturkreis beschäftigte, sich in diesem Werk dem exotischen Japan zuwandte, das er ja meines Wissens nie persönlich kennenlernte. Krauss selbst gibt uns im Vorwort zur dritten Auflage seines Japan-Buches die Antwort. Er nennt dort einerseits seine eigene Mutter, die ihm immer wieder von Waldgeistern, Hexen, Vampiren und Gespenstern erzählt hatte, und andererseits Eufemia von Kudriaffsky und ihren Aufsatz „Flora japonica“, der 1879 in der Zeitschrift *Das Ausland* in Stuttgart erschien.

„An einem Samstag im Sommer des Jahres 1879 besuchte ich, wie an jedem Samstage, auf dem Jesuitenplatz in der inneren Stadt in Wien das „Zum Schmauswaberl“ zubenannte kleine Kaffeehaus, um dort die Stuttgarter Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde „Das Ausland“ zu lesen. So kam ich

auch auf den Aufsatz „Flora Japonica“ der Frau von Kudriaffsky. Er fesselte mich außerordentlich. Auf einmal ging mir der Knopf auf. Jetzt erfaßte ich plötzlich das Wesen, die Macht und Kraft der Vilen, der Baumgeister, die sowohl im wilden Walde als auch in jeder Blume hausen und heimen. Dieser Aufsatz erschloß mir ein volles Verständnis der den japanischen Blumenfesten gleichartigen Volksfeierlichkeiten südslavischer Landleute. Weil nun der Mensch ein Geschlechtswesen ist und alles und jedes, was er tut und betreibt, mit seiner Geschlechtlichkeit unmittelbar oder mittelbar verknüpft ist, ich aber mich von den Gespenstern der Salonwissenschaft nicht einschüchtern ließ, sondern das Volkstum so aufnahm, wie es wirklich ist und nicht so, wie es nach Meinung einiger Weltumkrempler sein sollte oder sein müßte, sammelte ich vornehmlich Äußerungen des Geschlechtriebes auf.“ (Krauss 1931: XXX)

Nun wird die vornehme adelige Dame Eufemia von Kudriaffsky (1820-1881) den meisten Japanspezialisten heute nicht mehr bekannt sein. Tatsächlich war Kudriaffsky eine bemerkenswerte Wiener Schriftstellerin, die an allen möglichen kulturgeschichtlichen Themen interessiert war und sich vor allem mit ihrem Buch *Die historische Küche. Ein Kulturbild* einen Namen machte. Bereits 1874, nur fünf Jahre nach der Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn und Japan, veröffentlichte sie ein Japan-Buch mit dem Titel *Japan. Vier Vorträge nebst einem Anhang japanischer Originalpredigten*. Ihre Japan-Kenntnisse erwarb sie, wie sie im Vorwort zu diesem frühen Japan-Buch kundtut, durch den Umgang mit den Gattinnen japanischer Diplomaten in Wien. Wir können auch sagen, dass sie etwa siebzig Jahre vor Ruth Benedict eine ähnliche Methode des Studiums einer Kultur aus der Ferne durch Befragung von Gewährspersonen aus eben dieser Kultur zur Anwendung brachte. Wie weit der Einfluss von Eufemia von Kudriaffskys Wirken für eine weitergehende wissenschaftliche Beschäftigung mit Japan im deutschen Sprachraum gegangen ist, ist wohl kaum mehr eruerierbar, aber allein die Tatsache, dass sie Krauss zu seinen Forschungen über Japan anregte, ist ihr als großes Verdienst anzurechnen. Es kommt also nicht von ungefähr, dass Eufemia von Kudriaffsky in Krauss' Japan-Buch von 1931 am häufigsten zitiert wird, nämlich 16 Mal und damit ein Mal mehr als Tamio Satow, die zweite Hauptfigur dieses Aufsatzes. Nach diesem schicksalhaften Kaffeehausbesuch dauerte es aber immerhin noch 28 Jahre, bis Krauss seine in diesem Zeitraum gesammelten Materialien über die sexuellen Bräuche der Japaner publizieren konnte.

Krauss' Japanbücher

Die erste Auflage von Krauss' Japan-Buch erschien 1907 unter dem Titel *Das Geschlechtleben in Glaube, Sitte und Brauch der Japaner*, und zwar in Leipzig bei der Deutschen Verlagsactiengesellschaft mit einem Umfang von 161 Seiten und 80 Tafeln.

Die Deutsche Verlagsactiengesellschaft stand unter der Leitung des Vorstands Theodor Rudolph, eines Buchhändlers, und Friedrich Salomo Krauss war eines von drei Aufsichtsratsmitgliedern. Der Verlag war Anfang des 20. Jahrhunderts aktiv, wurde aber Ende 1913 durch Theodor Rudolph wegen hoher Prozesskosten liquidiert¹. Offensichtlich diente der Verlag u. a. als Möglichkeit, sexualwissenschaftliche Werke, die bei anderen Verlagen nicht unterzubringen waren, zu publizieren.

Das Buch erschien nicht als unabhängige Publikation, sondern als der zweite Band² der Beiwerke zum Studium der Anthropophyteia. Die *Anthropophyteia* war ein jährlich erscheinendes Periodikum, das den Nebentitel „Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral“ trug. Der Titel ist zusammengesetzt aus den beiden griechischen Wörtern *anthropos*, Mensch, und *phytos*, die natürliche Pflanzenwelt (Martischnig 1990: 167), und soll auf die Natürlichkeit der Sexualität des Menschen hinweisen, oder, wie Krauss es nennt, den Urtrieb. Von 1904 bis 1913 erschien regelmäßig ein Band, der nur für Gelehrte bestimmt war und nicht öffentlich verkauft werden durfte. Als Preis sind 30 Mark angegeben. 1900 bis 1906 war eine Mark nach heutiger Kaufkraft 8,6 Euro wert, was bedeutet, dass das Buch heute 258 Euro kosten würde, es also wirklich nur einem sehr zahlungskräftigen Publikum zugänglich war. Neben dem Jahrbuch, das zwar eine Liste berühmter Herausgeber hatte, aber eigentlich nur von Krauss verfasst wurde, erschienen noch insgesamt neun Beiwerke, auch nachdem das Jahrbuch bereits das Erscheinen eingestellt hatte.

Krauss konnte die *Anthropophyteia* aus dem Erfolg zweier populärer Werke mit zahlreichen Aktphotos finanzieren, nämlich des Buches *Streifzüge im Reich der Frauenschönheit*, das 1903 bei A. Schumanns Verlag in Leipzig erschien, und von dem in mehreren Auflagen mindestens 5.000 Exemplare gedruckt wurden. 1924 folgte dann noch eine Neuauflage. Ein ähnliches Werk dieser Art veröffentlichte er ein Jahr später, 1904, beim gleichen Verlag, nämlich *Die Anmut des Frauenleibes*, von dem sogar 15.000 Exemplare aufgelegt

1 Laut der Website www.eurobuch.com lassen sich Publikationen im Zeitraum zwischen 1892 und 1914 nachweisen.

2 Der erste Band erschien übrigens erst nach dem zweiten Band im Jahr 1909. Somit war *Das Geschlechtleben in Glaube, Sitte und Brauch der Japaner* de facto der erste Band der Beiwerke.

wurden. Auch davon erschienen 1923 und 1924 Neuauflagen. Der noch größere Erfolg des zweiten Werkes lässt sich vielleicht durch die noch größere Anzahl von Fotografien, 300 gegenüber 100, erklären. In der damaligen Zeit, in der die Darstellung des nackten Körpers keine Selbstverständlichkeit darstellte wie heute, bestand offensichtlich ein großes Interesse an solchen Publikationen, die auch entsprechend teuer waren. Der bekannteste Autor solcher Bücher im deutschsprachigen Raum war wohl C.(arl) H.(einrich) Stratz (1858-1924), und Krauss war sich auch bewusst, dass er mit den genannten Titeln gegen die Werke von Stratz und von Ploss und Bartels (1902) bestehen müsse (Martischnig 1990: 167). Stratz' Buch *Die Schönheit des weiblichen Körpers*, ursprünglich 1898 bei Enke in Stuttgart erschienen, erlebte bis 1941 über vierzig Auflagen. Der Autor, der auch als Rassenforscher tätig war, verstand es hervorragend, seinen Büchern einen pseudowissenschaftlichen Anstrich zu geben, was vielleicht erst die Veröffentlichung ermöglichte, und Krauss schwamm offensichtlich auf der Stratz'schen Erfolgswelle mit. Auch Stratz schrieb mit *Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner* (1902) übrigens ein Japan-Buch, das 1969 als *Seikatsu to geijutsu ni arawareta Nihonjin no karada*, von Takayama Yōkichi ins Japanische übersetzt, beim auf kommunistische Literatur spezialisierten Verlag Tōkyō Shoin in Tokio erschien und 1977 noch eine neue Auflage beim Verlag Nishida Shoten erfuhr³.

Die erste Auflage von Krauss' Japan-Buch ist dem Sexualforscher Iwan Bloch gewidmet, die späteren sind es jedoch nicht mehr. Bloch (1872-1922) war Arzt in Berlin und führte den Begriff ‚Sexualwissenschaft‘ ins Deutsche ein. In der von ihm herausgegebenen Reihe der ‚Sexualpsychologischen Bibliothek‘ findet sich 1910 als vierter Band ein Titel über Japan: das aus dem Französischen übersetzte Buch *Yoshiwara. Die Liebesstadt der Japaner* von Tresmin-Trémolières. Die Liste der Personen, die an den ‚Jahrbüchern‘ und an den ‚Beiwerken‘ mitarbeiteten und mitwirkten (‚unter redaktioneller Mitwirkung und Mitarbeiterschaft‘), ist eindrucksvoll. Man findet dort prominente Namen wie Thomas Achelis, Mythologe aus Bremen, Friedrich J. Bieber, Afrikaforscher aus Wien, den erwähnten Iwan Bloch aus Berlin, Franz Boas, Kulturanthropologe aus New York, Albert Eulenburg, medizinischer. Sexualforscher aus Berlin, Sigmund Freud, Psychoanalytiker aus Wien, Bernhard Obst, Direktor des Museums für Völkerkunde in Leipzig, Giuseppe Pitre, Volkskundler aus Palermo, Ferdinand Reitzenstein, Sexualwissenschaftler aus Berlin, oder Karl von den Steinen, Direktor des Museums für Völkerkunde in Berlin. Krauss war es anscheinend gelungen, unter Völkerkundlern,

³ Der Verlag Nishida Shoten veröffentlichte von 1977 bis 1979 sogar eine Serie von Ausgewählten Werken von C. H. Stratz in acht Bänden, *Shutorattsu senshū*.

Sexualwissenschaftlern und Kulturhistorikern zu einer gewissen Prominenz zu gelangen, so dass sie ihm auch erlaubten, ihre Namen als Referenz für die Güte der von ihm herausgegeben Schriften zu verwenden. Auffällig ist, dass zwar Forscher aus Völkerkundemuseen, aber kaum Universitätsprofessoren vertreten waren, ein Hinweis darauf, wie wenig etabliert die Sexualforschung damals an den Universitäten war. Bei Professoren wie Franz Boas wird denn auch nicht die akademische Disziplin genannt, sondern die Universität.

Der aus Deutschland stammende jüdische Wissenschaftler Franz Boas (1858-1942) gilt als Begründer der Kulturanthropologie und hatte von 1899 bis zu seiner Emeritierung 1934 an der Columbia University in New York eine Professur für Anthropologie inne. Nicht nur die Lebensdaten von Boas und Krauss sind beinahe deckungsgleich, auch ihre Forschungsmethoden sind ähnlich. Beide versuchten die Vielfalt der kulturellen Erscheinungen einer Kultur aufzunehmen und darzustellen, wobei sich Krauss eben auf das Gebiet des Sexuellen beschränkte. Den ersten Band der *Anthropophyteia* widmete Krauss seinem berühmten New Yorker Kollegen, der sich dafür mit einem langen Brief bedankte, den Krauss am Beginn seiner neuen Serie abdruckte (Boas 1904: V-VI).

Nur vier Jahre nach dem Erscheinen des *Geschlechtlebens* folgte 1911 eine zweite neu bearbeitete Auflage mit einem erweiterten Titel *Das Geschlechtleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitsrecht der Japaner*, nunmehr beim Ethnologischen Verlag in Leipzig. Während das Format gleich blieb und sich auch der Titel auf dem äußeren Umschlag nicht änderte, stand im Gegensatz zur ersten Auflage, bei der es auf dem Umschlag geheißen hatte „von Dr. Friedrich S. Krauss“, nun nur noch „von Krauss“. Diese Änderung lässt mehrere Deutungen zu. Entweder war dem Autor „von Dr. Friedrich S. Krauss“ zu akademisch erschienen, oder aber der Autor war der Meinung, inzwischen auf dem Gebiet der kulturhistorischen bzw. ethnologischen Sexualforschung eine derart anerkannte Autorität zu sein, dass die Nennung seiner Vornamen und seines Titels nicht mehr nötig wäre. Da immer wieder betont wird, dass das Werk nur Wissenschaftlern und Gelehrten zugänglich sein sollte, ist wohl die zweite Deutung zutreffender. Während die Anzahl der Bilder mit 80 gleich blieb, erhöhte sich der Seitenumfang von 1907 161 auf 1911 226 Seiten deutlich.

Ein Wort ist auch zum Ethnologischen Verlag mit Sitz in Leipzig angebracht. Dessen Alleininhaber war Friedrich S. Krauss selbst und der 1909 gegründete Verlag war bis 1930 aktenkundig. Als Prokurist fungierte übrigens Theodor Rudolph, offensichtlich ein wackerer Mitstreiter von Krauss, der von 1913 bis 1918 auch Mitinhaber des Verlages war. Wie erwähnt leitete er die Deutsche Verlagsactiengesellschaft, bei der die Originalausgabe

erschienen war, bis zu ihrer Liquidation im Jahr 1913. Das Japan-Buch hätte also durchaus auch in seiner zweiten Auflage bei der Deutschen Verlagsactiengesellschaft erscheinen können, aber offensichtlich wollte Krauss seinen Publikationen mit dem neuen Ethnologischen Verlag einen wissenschaftlich seriöseren Anstrich geben.

Während der Großteil der ersten Auflage angeblich beschlagnahmt wurde und deshalb heute nur noch schwer erhältlich ist, ist die zweite Auflage auch heute noch relativ leicht im antiquarischen Buchhandel zu bekommen. Wie sehr das Buch Verbreitung fand, wissen wir nicht, aber immerhin hatte auch der berühmte japanische Kulturphilosoph Watsuji Tetsurō ein Exemplar dieser Ausgabe in seiner Bibliothek, das sich heute im Besitz der Bibliothek der Hōsei Universität in Tokio befindet.

Besonders in Deutschland hatte Krauss schwer mit der Zensur zu kämpfen. In Wien hatten mehrere Anzeigen gegen seine Werke keinen Erfolg, jedoch in Berlin 1913 wurde das Urteil gefällt, alle Beiwerke, also auch das Japan-Buch zur „Unbrauchbarmachung“ zu beschlagnahmen (Martischnig 1990: 180, Burt 1990: 90-98). Erst der Ausbruch des Ersten Weltkriegs bewirkte, dass sich die Gerichte nicht mehr um Krauss' Schaffen kümmerten.

Eine dritte und vorläufig letzte Auflage des Japan-Buchs von Krauss ließ lange auf sich warten. Wegen des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs und der Weltwirtschaftskrise erschien die dritte Auflage erst zwanzig Jahre nach der zweiten im Jahr 1931. Diese dritte Auflage wurde unter dem Titel *Japanisches Geschlechtsleben* in zwei Bänden veröffentlicht, ebenfalls in Leipzig und zwar beim „Anthropophyteia“ Verlag für Urtriebkunde Prof. Dr. Friedrich S. Krauss. Krauss hatte also abermals einen neuen Verlag gegründet, und damit keine Verwechslung möglich war, hatte er diesem gleich den Namen Anthropophyteia gegeben und seinen eigenen Namen auch noch hinzugefügt.

Der erste Band dieses zweibändigen Werkes, *Das Geschlechtsleben in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht des japanischen Volkes. Allgemeine Einführung in das Studium des japanischen Geschlechtslebens* ist eine Neuauflage der 1907 und 1911 veröffentlichten Werke. Die Anzahl der Abbildungen wurde auf hundert erweitert und die Seitenanzahl auf 432 Seiten ausgeweitet. Dabei ist jedoch zu bedenken, dass das neue Werk ein wesentlich kleineres Format aufweist und die Seiten somit nicht direkt vergleichbar sind. Auch der Einband wurde neu gestaltet. An die Stelle des völlig neutralen Einbands der ersten beiden Auflagen ist nun ein Einband mit einer Illustration getreten. Eine auf dem Boden sitzende Japanerin mit voluminösem Haarschmuck, daran als Kurtisane erkennbar, hat ein Shamisen auf ihren Knien liegen. Der vorne geöffnete Kimono gibt den Blick auf ihre Brüste frei, und diese Darstellung soll wohl als dezenter Hinweis auf den Inhalt des Buches

dienen. Vom vollständigen Titel ist auf dem Umschlag nur *Das Geschlechtsleben des japanischen Volkes* erhalten. Damit man ganz sicher weiß, worum es geht, steht links von oben nach unten in großer Bambusschrift geschrieben „JAPAN“. Diese neue Form des Umschlags erweckt den Eindruck, als ob der Autor nun nicht mehr ausschließlich auf Gelehrte, sondern auch auf ein breiteres Publikum als Leser abzielte.

Tabelle 1: Eckdaten der drei Auflagen von Krauss' *Das Geschlechtsleben der Japaner*

Ausgabe	Titel	Verlagsort und Verlag	Seitenanzahl	Abbildungen
1907	Das Geschlechtsleben in Glaube, Sitte und Brauch der Japaner	Leipzig: Deutsche Verlagsactiengesellschaft	161	80
1911	Das Geschlechtsleben in Glauben, Sitte, Brauch und Gewohnheitsrecht der Japaner	Leipzig: Ethnologischer Verlag	226	80
1931	Das Geschlechtsleben in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht des japanischen Volkes. Allgemeine Einführung in das Studium des japanischen Geschlechtslebens. Band 1	Leipzig: „Anthropophyteia“ Verlag für Urtriebkunde Prof. Dr. Friedrich S. Krauss	432	100

Als jüdischer Autor und als Sexualwissenschaftler war Friedrich Salomo Krauss genauso wie Magnus Hirschfeld den Nationalsozialisten natürlich ein Dorn im Auge, und das Buch wurde 1938 auf die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ gesetzt (Verbannte Bücher).

Während Krauss' Japanbuch nach 1931 in deutscher Sprache nie wieder aufgelegt wurde, erschien es in Japan 1957 zum ersten Mal in der japanischen Übersetzung des Sexualwissenschaftlers Yasuda Ichirō (geb. 1926) beim angesehenen Tokioter Verlag Kawade shobō unter dem Titel *Nihonjin no seiseikatsu* (Das Sexualleben der Japaner) als Band 3 der Serie Sekai seigaku zenshū (Gesammelte Werke zur Sexualkunde aus der ganzen Welt), herausgegeben von der Seimondai kenkyūkai, einer Studiengesellschaft für Sexualprobleme. Weitere berühmte Werke der Sexualliteratur, die in dieser zwanzigbändigen Reihe zwischen 1956 und 1958 in Japan vorgestellt wurden, waren *Studies in the Psychology of Sex* (*Sei no shinrigakuteki kenkyū*) von Havelock Ellis, *Sei to seishin bunseki* (*Sexualität und Psychoanalyse*), eine Sammlung von mehreren Arbeiten von Sigmund Freud, *Die Schönheit des Frauenleibes* von Carl Heinrich Stratz oder *Sensō to sei* (*Die Sittengeschichte des Weltkrieges* [?]) von Magnus Hirschfeld (Bände 1 bis 5). Richard von Krafft-Ebing war ebenso vertreten wie Iwan Bloch, Otto Weininger und alle anderen Größen

der Sexualwissenschaft vor dem Zweiten Weltkrieg. Krauss' Japan-Buch erlebte in der Übersetzung von Yasuda 1965 und 1978 beim Verlag Chōgensha mit dem neuen Titel *Nihonjin no sei to fūzoku: Minzokugakujō no kōsatsu* (*Geschlecht und Sitten der Japaner: Volkskundliche Betrachtungen*) zwei weitere Auflagen, ehe 1981 eine neue Übersetzung beim Verlag Bigakukan erschien. Der Titel lautete nun wieder *Nihonjin no seiseikatsu*, für die Übersetzung zeichnete eine Forschungsgesellschaft für moderne Sexualwissenschaft verantwortlich. 1988 übersetzte eine Forschungsgesellschaft für Originaltexte der Sitten (Fūzoku genten kenkyūkai) die zweite Auflage von 1911 unter dem Titel *Seifūzoku no Nihon shi* (*Geschichte Japans anhand seiner geschlechtlichen Sitten*) mit zahlreichen ergänzten Bildern als Taschenbuchausgabe (*bunkobon*) für den Verlag Kawade shobō shinsha. Im Jahr 2000 schließlich wurde eine Übersetzung der dritten Auflage von Krauss' Japan-Buch wiederum übersetzt von Yasuda beim Verlag Seidōsha auf den Markt gebracht. Somit erschienen vom *Geschlechtsleben* in Japan zwischen 1957 und 2000 mindestens fünf verschiedene Ausgaben der drei deutschen Auflagen, womit Krauss in der Geschichte der japanischen Sexualforschung über Japan einen festen Platz bekommen hat.

Tabelle 2: Übersetzungen von Krauss' *Das Geschlechtsleben des japanischen Volkes* ins Japanische

Jahr	Titel	Originalauflage	Übersetzer	Verlag	Seitenanzahl
1957	<i>Nihonjin no seiseikatsu</i>	1907 (?)	Yasuda Ichirō	Kawade shobō	285
1965 1978	<i>Nihonjin no sei to fūzoku: Minzokugakujō no kōsatsu</i>	1907 (?)	Yasuda Ichirō	Chōgensha	251
1981	<i>Nihonjin no seiseikatsu</i>	1907 (?)	Gendai seikagaku kenkyūkai	Bigakukan	303
1988	<i>Seifūzoku no Nihon shi</i>	1911	Fūzoku genten kenkyūkai	Kawade shobō shinsha	293
2000	<i>Nihonjin no seiseikatsu</i>	1931	Yasuda Ichirō	Seidōsha	7+475

Tamio Satow

Der zweite Band des Werkes *Japanisches Geschlechtsleben* stammte aus der Feder eines Japaners selbst, nämlich von Tamio Satow⁴, und trug den Titel *Abhandlungen und Erhebungen über das Geschlechtsleben des japanischen Volkes. Folkloristische Studien*. Bearbeitet wurde das Manuskript von einem gewissen Hermann Ihm. Das Buch ist mit 654 Seiten noch wesentlich umfangreicher als das von Krauss verfasste und enthält mit 164 Abbildungen im Text auch deutlich mehr Illustrationen. Der wichtigste Unterschied zwischen den beiden Bänden ist aber der, dass Krauss die damals in europäischen Sprachen zugänglichen Materialien und Aussagen über die Sexualität in Sitte und Brauch, Gewohnheitsrecht und Religion in Japan zusammenfasste, während Tamio Satow bisher im Westen oft völlig unbekannt Details über die Folklore der Sexualität in Japan zusammengetragen hatte und diese zum ersten Mal im Westen vorstellte. Daher weist das Buch Satows einen viel lebendigeren und weniger theoretisierenden Charakter auf als das von Krauss.

Wer aber war Tamio Satow und wie kam er in Kontakt mit Krauss? Es ist nicht leicht, über Satow anderes Material zu finden als seine Bücher. Er wurde 1891 geboren und war damit um 33 Jahre jünger als Krauss, und er starb 1957 an einem Verkehrsunfall. Über seine Ausbildung ist mir nichts bekannt, doch scheint er zumindest Deutsch, Englisch und Französisch ganz gut beherrscht zu haben, was darauf hindeutet, dass er eine Universität besucht haben dürfte. Wie Krauss war er allerdings nie an einer Universität tätig, sondern er wirkte als freier Schriftsteller, als Sachbuchautor, als Übersetzer und als Importeur von Spirituosen. Er zeichnete verantwortlich für zahlreiche Werke zur Sexualkunde und über alkoholische Getränke. Das letztere Fachgebiet hing wohl mit seinem Beruf als Alkoholimporteur zusammen. Für uns hier aber ist wichtig, dass Satow in einer Zeit, als solche Forschungen in Japan genauso wie in Europa durchaus nicht selbstverständlich waren, ein unermüdliches wissenschaftliches Interesse an den Ausprägungen der Sexualität in der japanischen Kultur an den Tag legte. Neben seinem eigentlich Vornamen Tamio verwendete er noch den Schriftstellernamen Kōka, was wörtlich so viel wie ‚roter Dunst‘ heißt.

4 Die nach der Hepburn-Umschrift korrekte Wiedergabe des Namens Tamio Satow wäre Tamio Satō. In japanologischen Schriften wird ferner in der Regel die in Japan übliche Reihenfolge Familienname - Vorname verwendet, so dass man Tamio Satow normalerweise als Satō Tamio bezeichnen würde. In diesem Aufsatz verwende ich Tamio Satow, da er hierzulande unter diesem Namen bekannt ist.

Die sexualwissenschaftliche Seite der Ero-Guro-Nansensu-Kultur⁵

Satow ist mit dem *Dekameron*-Übersetzer Umehara Hokumei (1901-1946) und anderen ein wichtiger Vertreter der literarischen Ero-Guro-Nansensu-Kultur, der erotisch-grotesken Unsinn-Kultur zu Beginn der Shōwa-Zeit. Eine Reihe von (Hobby-) Wissenschaftlern, Literaten und an Fragen der Sexualität interessierter Publizisten fand sich damals zusammen und publizierte im Subskriptionssystem diesbezügliche Buchreihen und Zeitschriften. Die Zeitschriften erschienen von November 1925 bis Jänner 1933, also innerhalb eines Zeitraums von sieben Jahren, in einer Zeit, die wohl als Höhepunkt der sogenannten Taishō-Demokratie gelten kann. Nach dem Ausbruch des Krieges mit China 1931 wich das liberale Klima allmählich einem militaristischen, und die Ero-Guro-Nansensu-Kultur fand ein rasches Ende. Die Bekanntschaft/Freundschaft von Satow mit Krauss ist wohl auch auf diese Zeit festzulegen.

Umehara Hokumei⁶ wurde nach Absolvierung eines Studiums der englischen Literatur an der Universität Waseda wohl auf Grund seiner Fremdsprachenkenntnisse außenpolitischer Redakteur bei einer zweitklassigen Zeitung und begann in seiner Freizeit das *Dekameron* von Giovanni Boccaccio zu übersetzen, obwohl es bereits eine auszugsweise Übersetzung von Mizuno Wa'ichi aus dem Jahr 1910, eine ausführliche von Togawa Shūkotsu von 1916 und zumindest noch eine dritte von Ōsawa Teizō aus dem Jahr 1923 gab. Hokumei's zweibändige Ausgabe aus dem Jahr 1925 ist allerdings mit über 1300 Seiten die bis zu ihrem Erscheinen umfangreichste und vollständigste Übersetzung. Im gleichen Jahr folgte noch eine Übersetzung von Albert Rhys Williams' *Through the Russian Revolution* (1921), die auch bei ihm das bei vielen Intellektuellen anzutreffende Interesse für Erotik einerseits und Sozialismus andererseits beweist⁷. Noch wichtiger als diese und andere Übersetzungen Hokumei's sind aber die von ihm herausgegebenen Zeitschriften, allen voran die ab 1925 erschienene *Bungei ichiba* (Der Markt von Literatur und Kunst). Ursprünglich als linke Zeitschrift konzipiert, wandelte sie sich bereits ein Jahr später in eine ‚Sittenzeitschrift‘ (*fūzoku zasshi*) und ab 1927 in eine rechtsgerichtete Zeitschrift. Weitere Zeitschriften Hokumei's waren *Hentai shiryō* (Abweichende Materialien), *Gurotesuku* (Grotesk), *Kisho* (Seltene Bücher), *Kāmashasutora* (Kamashastra), *Dankitō* (Partei der seltenen Erzählungen) und *Hentai kibyōshi* (Abweichende Bücher mit gelbem Einband). In

5 Zur sogenannten Ero guro nansensu – Zeit siehe Silverberg 2006.

6 Zu Hokumei vgl. Saitō Shōzō 1956: 91-97; Saitō Yozue 1969: 67-141; Jō 1994: 107-119; Jō und Yonezawa 1999: 63-110. In Saitō Yozue 1969: 85-88 auch eine kurze Information über Saitō Kōka/Tamio Satow.

7 Vgl. dazu auch Abel 2007.

Bungei ichiba und *Hentai shiryō* war auch Tamio Satow immer wieder mit Beiträgen vertreten. Hokumei war ein dynamischer Schreiber, der stets neue Ideen für Zeitschriften und Bücher entwickelte und ist in dieser Hinsicht mit dem berühmten Miyatake Gaikotsu vergleichbar. Mit seinen zahlreichen Publikationen zur Sexualität wurde er ständig zu Geldstrafen und sogar zu Haftstrafen verurteilt, wobei er wie Tamio Satow und in Österreich Friedrich S. Kraus wohl nicht um des finanziellen Gewinns willen publizierte, sondern ein von seiner Aufgabe Besessener gewesen zu sein schien. Während des Krieges war er gezwungen, für die Armee diverse Übersetzungsarbeiten anzufertigen und kurz nach Kriegsende im April 1946 starb er quasi in der Blüte seiner Jahre an Typhus.

Satō Kōka's Schaffen in Japan

Zurück zu Hokumei's Mitstreiter Satow. Dieser machte sich in Japan unter dem Pseudonym Satō Kōka vor allem als Übersetzer des berühmten pornographischen Romans *The Autobiography of a Flea* (London 1901) ins Japanische in einschlägig interessierten Kreisen einen Namen. Die Übersetzung erschien 1929 in einer kleinen Auflage von 400 Exemplaren unter dem Titel *Nomi no jijoden* bei der Bungei shiryō kenkyūkai, der Forschungsgesellschaft für literarische und künstlerische Materialien⁸. Diese Forschungsgesellschaft verbarg hinter diesem neutralen Namen ihr Interesse an der Erforschung der Kulturgeschichte der Sexualität. Als Mitglied dieser Gesellschaft veröffentlichte Satow 1927 *Senryū hentai seiyoku shi* (Aufzeichnungen von humoristischen Gedichten über abweichende Geschlechtstriebe) in einer kleinen Auflage von nur 500 Exemplaren beim einschlägig engagierten ‚Verlag zur Untersuchung alter Dinge‘ (Onko shoya) des Sakamoto Atsushi. Im selben Verlag erschien auch die oben erwähnte Zeitschrift *Bungei ichiba*. Die humoristischen Gegenstücke zum Haiku, *senryū*, sind bekannt für ihre oft derb-erotischen Inhalte und aus diesem Grund auch bisher wenig erforscht. Für jeden historischen Sexualforscher sind die diversen Sammlungen von *senryū* aber eine riesige Fundgrube für die Erforschung früherer Sitten und Sexualpraktiken. Auch Satows *Abhandlungen und Erhebungen* sind gespickt mit einer Fülle von *senryū*, die zwar dankenswerter Weise auch in lateinischer Umschrift auf Japanisch vermerkt sind, deren Fundort aber leider nicht angegeben ist. Das Buch ist japanisch gebunden, wie es von der Edo-Zeit bis zur Mitte der Meiji-Periode üblich war, was nicht verwunderlich ist, da die an Erotik interessierten Perso-

⁸ Leider lagen dem Verfasser dieses Aufsatzes nur wenige Werke von Satow im Original vor. Eine eingehendere Würdigung des Schaffens Satows nach einer Durchsicht aller Originalwerke ist für einen späteren Zeitpunkt geplant.

nen meist ein Interesse an der Edo-Zeit hatten, in welcher unzählige erotische Holzschnitte, Holzschnittserien und Holzschnittbücher publiziert wurden. Obwohl das Verlegen solcher Druckwerke auch während der Edo-Zeit verboten war, wurde das Verbot praktisch nie durchgesetzt, solange sich sowohl Produzenten und Verkäufer als auch die Konsumenten an bestimmte Regeln hielten, wie etwa diese Produkte nicht öffentlich zur Schau zu stellen oder die Darstellung von Personen der herrschenden Elite zu unterlassen⁹. Für die Sexualforscher und Erotomanen war daher die Edo-Zeit so etwas wie ein goldenes Zeitalter der erotischen Druckkultur. Diese Hinwendung zur und Hochschätzung der japanischen Vergangenheit vor der Meiji-Restauration, die im Widerspruch zur Einschätzung der Edo-Zeit von Seiten der Regierungen nach der Meiji-Restauration stand, die diese Zeit nur negativ, nämlich rückschrittlich und repressiv, bewerteten, drückt sich in zahlreichen ihrer Bücher aus, die vom Erscheinungsbild her Edo-zeitlichen Büchern nachempfunden sind.

Zu den bekanntesten Druckerzeugnissen dieser Art gehören die *Zwölf abweichende Geschichten* (*Hentai jūni shi*) der Bungei shiryō kenkyūkai, die von 1926 bis 1928 in zwölf Bänden plus drei Ergänzungsbänden erschienen. Bekanntere Autoren dieser Reihe, die 2006 in einem Faksimiledruck neu aufgelegt wurde, sind der linksorientierte Theatermann Murayama Tomoyoshi (1901-1977) über Geschichte der abweichenden Kunst, der Romancier und Volkskundler Fujizawa Morihiko (1885-1967) über abweichende Geschichte der Schaustellerei, des Badens und der Legenden (drei Bände), der proletarische Dichter Itō Ken (1895-1945) über abweichende Geschichte der Gefühle und der Schriftsteller (zwei Bände), der Journalist und Schriftsteller Sawada Bushō (1871-1927) über abweichende Geschichte der Bestrafungen, Umehara Hokumei über abweichende Geschichte der Rache, und der Schriftsteller und Sammler Saitō Shōzō (1887-1961) über abweichende Geschichte der kultischen Verehrung und der Sammelwut (zwei Bände). Satow war in diesem illustren Kreis nicht vertreten, sein Band über erotische Kurzgedichte kann aber durchaus zu dieser Serie ‚abweichender Geschichten‘ gezählt werden und hat auch ein ähnliches Erscheinungsbild wie die eigentlichen Bände der besprochenen Reihe. Da es sich dabei jedoch nicht um eine Geschichte im Sinn von Historie handelt, verwendet Satow das gleichlautende Zeichen *shi* in der Bedeutung ‚Aufzeichnungen‘.

Hier ist wohl eine kurze Bemerkung zum Begriff *hentai*/abweichend angebracht. *Hentai*, zusammengesetzt aus den Schriftzeichen für verändern und Körper, heißt so viel wie ‚abnormal‘, ‚pervers‘. Nicht nur nicht der Norm entsprechende sexuelle Praktiken wurden so bezeichnet, sondern auch ein deut-

9 Vgl. zu den erotischen Holzschnitten Linhart 2000.

lich gesteigertes Interesse an Sexualität überhaupt. In der Studentensprache wurde das zu *etchi*, der Aussprache des Buchstaben H auf Englisch, abgekürzt und verändert. Somit ist *hentai* ein Codewort für Sex und Erotik schlechthin, und die genannten zwölf Bände der abweichenden Geschichten könnten auch als ‚Erotische Geschichten der Kunst‘ etc. übersetzt werden. Die heute in der Welt der Manga gängige Bedeutung von *hentai* für Manga mit sadomasochistischem Inhalt war zur Zeit Satows noch nicht üblich.

Schon ein Jahr später, 1928, greift Satow wieder auf die Ausdrücke *hentai*/abweichend und *shi*/Geschichte für den Titel eines von ihm übersetzten Klassikers zurück. Fuchs‘ *Illustrierte Sittengeschichte* heißt in der Satow’schen Übersetzung *Hentai fūzoku shi* oder *Geschichte der abweichenden Sitten*. Durch das *hentai* im Titel ist allen klar, dass es sich um eine Geschichte der Sexualität handelt. Dieses dreibändige Standardwerk der Sittengeschichte stammt von Eduard Fuchs (1870-1940), einem marxistischen Kulturwissenschaftler und Historiker, Schriftsteller und Kunstsammler sowie Gründungsmitglied der KPD. Da Fuchs‘ *Sittengeschichte* nicht ins Englische übersetzt war, muss Satow die Übersetzung wohl aus dem Deutschen angefertigt haben, was wir als Indiz dafür nehmen können, dass er der deutschen Sprache mächtig war. Während allerdings die dreibändige deutsche Ausgabe mehr als 1300 Seiten zählt, hat die japanische Ausgabe nur 372 Seiten, was auf eine stark gekürzte Übersetzung hinweist. Vier Jahre später, 1932, erschien allerdings beim Verlag Manrikaku der erste Band einer *Illustrierten sexuellen Sittengeschichte* (*E’iri seiteki fūzoku shi*) mit 568 Seiten Umfang, ebenfalls in einer Übersetzung Satows. Wohl wegen der strengeren Zensur und der Einstimmung des gesamten Volkes auf Japans imperialistischen Feldzug in Ostasien kam es dann nicht mehr zur Veröffentlichung der zwei weiteren Bände¹⁰.

Im gleichen Jahr 1928 veröffentlichte Satow ein kleines Lexikon erotischer Vokabeln aus aller Welt, *Sekai engo jiten*, das den Beitel *Vocabularia erotica et amoris* in Lateinbuchstaben trägt. Dieses Lexikon wurde im Jahr 1943 verboten. Die ungeheure Fruchtbarkeit Satows während der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre zeigt sich 1928 an einem weiteren Werk, *Plaudereien über Sex* (*Dansei*), in einer Auflage von 300 Stück wiederum beim Verlag Onko shoya, und an zwei Beiträgen zur Zeitschrift *Kisho*, die den westlichen Beitel *Librarum curiosum* trug, nämlich „Verzeichnis und Erläuterung der erotischen Weltliteratur“ und „Kurioses aus aller Welt über das Schamhaar“.

Bereits im Februar 1929 folgt *Jinrui hiji kō* (*Anmerkungen zu geheimen Angelegenheiten der Menschheit*), herausgegeben von der Bungei shiryō

10 Eine Gesamtübersetzung von Fuchs‘ *Sittengeschichte* ins Japanische erschien von 1953 bis 1959 in zehn Bänden, ebenfalls beim Verlag Kōbunsha. Übersetzer was Yasuda Tokutarō (1898-1983).

kenkyūkai, ein Werk, das 2006 in einem Neudruck erschien. Darin beschäftigt sich Satow mit einigen volkstümlichen Erzählungen, die in verschiedenen Kulturen vorkommen, wie mit der, dass der Donnergott Kindern, die beim Schlafen ihren Nabel nicht bedeckt haben, diesen stiehlt. Das Vorwort zu diesem ca. 100 Seiten umfassenden Werk enthält eine interessante Bemerkung des Autors, die uns darauf hinweist, unter welchen Umständen die Mitglieder der Bungei shiryō kenkyūkai damals zu publizieren gezwungen waren: „Meine Anmerkungen zu den hier abgedruckten sieben Erzählungen werden den Wissenden unvollkommen vorkommen. Das ist mir bewusst, aber derzeit habe ich nicht mehr Freiheit, um in den Anmerkungen mehr zu sagen.“ (Satō 2006:1).

Schon einen Monat später, im März 1929, erschien wiederum im Verlag Kōbunsha das *Sekai seiyokugaku jiten* (*Lexikon der Sexualtrieblehre in der Welt*), das in Lateinbuchstaben den Beïtitel *Universell Sexual Lexikon* trägt. Das handliche Buch hat einen purpurroten Einband, der einen Ledereinband imitiert, und zeichnet sich durch zwei Geleitwörter aus, auf die auch auf der Titelseite hingewiesen wird. Das erste, datiert vom 10. Oktober 1928, stammt von Friedrich S. Krauss, Prof. der Universität Wien, Österreich, das zweite vom japanischen Sexualpsychologen Dr. med. Sugita Naoki (1887-1949), Prof. an der medizinischen Universität Nagoya. Nun war Krauss, wie erwähnt, kein Professor der Universität Wien, hatte aber während des Ersten Weltkriegs für seinen Einsatz in der Betreuung der Verwundeten den Professorentitel bekommen. Für Satow war ein Prof. Krauss aus Wien aber selbstverständlich ein Professor der Universität Wien, was auch zweifellos bei den Käufern und Lesern des *Lexikon* mehr Wirkung erzielte, als wenn er nur als Professor aus Wien angeführt worden wäre. Das Vorwort ist in deutscher Sprache verfasst und abgedruckt, doch strotzt es nur so von verstümmelten Wörtern, so dass man davon ausgehen kann, dass Krauss Satow das Geleitwort in einer handgeschriebenen Version übersandte, die dann in Japan von jemandem, der des Deutschen kaum oder nicht mächtig war, gesetzt wurde¹¹. Krauss tituliert Satow als „Verehrtester Herr Fachgenosse!“, macht den um 32 Jahre jüngeren Satow also ohne Umschweife zu seinesgleichen. Er gibt zunächst seiner Freude und Befriedigung Ausdruck, dass es auch in Japan Urtriebforscher gibt und dass Satow die Bücher der *Anthropophyteia* durchstudiert habe, und er bezeichnet Satow als einen seiner tüchtigsten Schüler. Das vorliegende Werk ist für Krauss „das erste Lehrbuch der Urtriebforschung in japanischer Sprache“. Danach spricht Krauss den Japanern seine Hochachtung aus, weil es ihnen als einzigem Volk vorbehalten blieb, „im Shinto den Urtrieb zu den

11 Ich habe mich bemüht, aus dem Geleitwort so zu zitieren, wie es Krauss ursprünglich wohl abfasste.

obersten Gottheiten, den Schöpfern des Weltalls, zu Izanagi und Izanami auszugestalten und sich zu einer wirklichen Naturkraftreligion emporzuschwingen.“ Wegen dieser Tatsache wäre es für ihn aber besonders schockierend gewesen zu erfahren, dass Satow im Mai des Jahres 1928 wegen seines Buches „Über Sexus“¹² und der damit verbundenen Verbreitung unzüchtiger Schriften angeklagt und mehrmals vor Gericht vorgeladen worden wäre. Für Krauss bedeutet das „eine schroffe Abkehr vom japanischen Geiste“, „ein Unterfangen, das unbedingt zum Verbot des Kojiki und der Ausrottung des Shinto führen muss“. Diese vom Westen neu übernommene Einstellung zur Sexualität leitet für Krauss „eine den Fortschritt eures Volkes gefährdende Rechtsunsicherheit, ja eine Volksverblödung“ ein. Gegen diese Zustände müssten sich „alle naturwissenschaftlich frei denkenden Männer und Frauen Japans und nicht zuletzt die Anhänger des Shinto zur tatkräftigen Abwehr ... vereinen. Vor allem sind die Folkloristen berufen, die Führerschaft in diesem Kampf gegen die volksfeindliche, Handel und Wandel mit Heuchelei, Lug und Trug zersetzende Verseuchung aufzunehmen.“ Krauss benutzt das Vorwort also zu einem flammenden Appell gegen die Zensur aller Schriften, die sich mit Sexualität beschäftigen, und fordert die Japaner auf, sich doch ihrer Tradition zu besinnen, in der man dem Fruchtbarkeitskult eine so hohe Bedeutung bemaß und den Begriff Unzucht nicht kannte.

Sugita Naoki schrieb sein Vorwort in Lateinbuchstaben (*rōmaji*), wohl damit es auch Krauss, der darin drei Mal erwähnt wird, lesen kann. Auffallend ist der hohe Anteil an deutschen Wörtern bei Sugita, die gesperrt gedruckt sind, genauso wie die Namen der darin vorkommenden westlichen Sexualwissenschaftler. Er erwähnt, dass es in Japan noch sehr wenige Wissenschaftler gäbe, die sich mit Fragen der Sexualität auseinandersetzten, was daher den Amateuren vorbehalten bliebe und dazu führte, dass jegliches Schrifttum zu Fragen der Sexualität als Pornographie angesehen werde. In diesem Umfeld habe Satow mit seinem „Handwörterbuch der Sexualwissenschaften“ eine „große Arbeit“ vorgelegt.

Satow selbst verfasste kein Vorwort (*jobun*), sondern nur Benützungshinweise (*hanrei*), in welchen er schreibt, dass ihn Krauss und Sugita mit Rat und Tat unterstützten, weswegen er ihnen zu großem Dank verpflichtet sei. In der Liste der verwendeten Literatur verzeichnet Satow neben vielen Werken in Japanisch, Deutsch, Englisch und Französisch übrigens auch das Werk „Kōkwa Satow: Lexikon des Gesamten Sexualleben von Japaner mit Bibli theca Erotica. Leipzig. Wien [Sic!]“. Wir können annehmen, dass es sich dabei um das erst zwei Jahre später in deutscher Sprache erschienene Buch Satows handelt,

12 Damit ist wohl das erwähnte, im Privatdruck erschienene Buch *Dansei* gemeint.

das zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht gesetzt war, dessen Manuskript Satow aber schon vor 1929 abgeliefert haben dürfte. Das Lexikon selbst ist nach dem Alphabet angeordnet: es beginnt mit dem Eintrag „Abenteuersucht“ und endet mit „Zwitter“. Nach dem Titel in Katakana folgt in Klammer das gleichlautende Wort auf Deutsch und schließlich eine Übersetzung ins Japanische. Das sieht so aus: *Ābentoieruzufuto (Abenteuersucht). Bōken kuse*. Danach wird dieses Stichwort abgehandelt. Zu manchen Einträgen gibt es Illustrationen, die aber mit Bedacht so ausgewählt sind, dass es mit der Zensur keine Schwierigkeiten gab. Bereits im Mai 1929 erschien eine verbesserte Ausgabe des Lexikons, in welcher zahlreiche Zeichen von der Zensur gelöscht und, wie damals üblich, vom Verlag durch kleine Quadrate ersetzt wurden. Die mir vorliegende Ausgabe von 1933 wird als *fukyū-han* (Volksausgabe) bezeichnet; es ist daher möglich, dass die mir unbekannteren Ausgaben von 1929 nur an Subskribenten abgegeben wurden und ein größeres, bzw. luxuriöseres Erscheinungsbild hatten. In der Ausgabe 1933 sind keine Quadrate anstelle von Zeichen zu finden, es dürfte sich also um eine nach den Wünschen der Zensurbehörde umgearbeitete Version handeln.

Im Juni 1929 veröffentlichte die Bungei shiryō kenkyūkai abermals ein Lexikon von Satow, das *Nihon seiteki fūzoku jiten* (Lexikon der geschlechtlichen Sitten in Japan). Im Gegensatz zum vorherigen Lexikon ist dieses in einem mehr als doppelt so großen Format, etwas größer als A4, gedruckt, traditionell japanisch gebunden und mit einem Titelstreifen versehen. Es umfasst 66 Blatt (*chō*) Text und zwei Blatt für Vorwort und Benützungshinweise. Im Vorwort erwähnt Satow, dass er dieses Lexikon im Vorjahr, also 1928, für das Jahrbuch *Anthropophyteia* auf Deutsch, Englisch und Französisch geschrieben habe, worauf er etliche Ersuchen von Vereinen und Verlegern bekommen habe, es doch ins Japanische zu übersetzen, was er nun mit einigen Ergänzungen getan habe. Seine Motivation, ein solches Werk zu veröffentlichen, begründet er damit, dass die geschlechtlichen Sitten Japans im Ausland weitgehend unbekannt wären. Als Beleg für diese Behauptung zitiert er den berühmten Journalisten und Buchautor Lafcadio Hearn und den Sexualwissenschaftler Havelock Ellis, die beide völlig falsche Vorstellungen von der Bedeutung des Kusses in Japan gehabt hätten. Als wesentliche Quellen für sein Lexikon nennt Satow u. a. Werke von Miyatake Gaikotsu (1867-1955), Asakura Musei (1877-1927) und Kitagawa Morisada (1810-?). Das mir vorliegende Exemplar der ersten Auflage von nur 350 Stück weist zahlreiche große weiße Flecken und eine Reihe von leeren Quadraten anstelle von Schriftzeichen auf. Daran sieht man, dass sowohl ganze Absätze als auch einzelne Wörter und Passagen der Zensur zum Opfer gefallen sind.

Bevor ich nun zum Abschluss auf Satows Abhandlungen und Erhebungen näher eingehe, möchte ich noch kurz Satows weitere Karriere besprechen. 1929 veröffentlichte er noch die erwähnte japanische Übersetzung von *The Autobiography of a Flea*, so dass dieses Jahr für ihn wohl den Gipfelpunkt seines Schaffens darstellt. Zwischen 1930 und 1935 folgen noch sechs weitere Bücher, von welchen allerdings vier dem Genre Bücher über alkoholische Getränke zuzuordnen sind. Auf dem Gebiet der Sexualwissenschaft folgte 1930 noch *Kōshoku hiji dangi (Plaudereien über erotische Geheimnisse)* sowie 1934 *Minzoku zuihitsu. Teisōtai hibun (Ethnologischer Essay: Geheimes Gehörtes über den Schamgürtel)*. Nach 1934 war wohl das Klima nicht mehr dazu geeignet, Bücher über irgendein mit Sex in Zusammenhang stehendes Thema zu veröffentlichen, und für Satow gibt es eine Publikationspause bis 1946.

Nach dem Krieg folgt bereits 1946 eine Neuauflage des *Lexikons erotischer Ausdrücke aus aller Welt* von 1928 und 1948, als Abschluss seiner diesbezüglichen Aktivitäten, *Das vollkommene Eheleben für japanische Ehepaare (Kanzen naru Nihonjin fūfu no kekkon seikatsu)*, eine Art japanischer Van de Velde auf etwas mehr als 100 Seiten. Zwei weitere Bücher über Cocktails beschließen seine Publikationstätigkeit.

Satows Japanbuch von 1931 in deutscher Sprache

Wenden wir uns nun Satows Buch in deutscher Sprache zu: Äußerlich entspricht es spiegelgleich dem ersten Band von Krauss. Auf dem Einband ist auch nur vermerkt Friedrich S. Krauss: Das Geschlechtsleben des japanischen Volkes. Japan. Erst auf der inneren Titelseite erfährt man, dass es sich um den zweiten Band des Japanischen Geschlechtslebens handelt mit dem Titel *Abhandlungen und Erhebungen über das Geschlechtsleben des japanischen Volkes*. Der Nebentitel lautet: *Folkloristische Studien* von Tamio Satow. Danach folgt: Bearbeitet von Hermann Ihm. Über das Zustandekommen dieses zweiten Bandes gibt uns Krauss im Vorwort zum ersten Band Auskunft. Krauss schreibt darin, dass er gehofft hatte, dass sein Werk japanische Gelehrte zu ähnlichen Studien anregen würde. „Ich habe mich nicht getäuscht. Herr Tamio Satow und noch einige seiner Freunde bemühen sich seit Jahren emsig darum, das japanische Volkstum im Sinne meiner Lehren zu ergründen. Der Gewinn für die Menschheitsforschung ist meiner Überzeugung nach sehr bedeutend. Es wird in der Reihe unserer Beiwerke eine größere Anzahl von Bänden zur japanischen Folklore erscheinen. Dieser für die Wissenschaft vom Menschen gewiss höchst erfreuliche Fall bewog mich, mein Buch zu einer Einführung in das Studium des Geschlechtslebens des japanischen Volkes, d.h. zu einer Art

Einleitung in die nachfolgenden Werke Satows und unserer anderen mit ihm zusammenarbeitenden japanischen Fachgenossen auszugestalten.“ (Krauss 1931: 5) Krauss war also überzeugt davon, dass seine Lehren, d. h. seine Publikationen in Japan zu ähnlichen Forschungen führten, wie er sie selbst betrieb. Man kann sich sehr wohl vorstellen, dass das Japan-Buch von Krauss in der ersten oder zweiten Auflage von 1907 bzw. 1911 unter japanischen Akademikern in Deutschland, deren es ja damals eine ganze Reihe gab, bekannt und nach Japan mitgenommen wurde, wie wir ja von Watsuji Tetsurō wissen, der sich von 1927 bis 1928 14 Monate in Deutschland aufhielt (Carter 2011), und dass es auf diese Weise auch in die Kreise der Bungei shiryō kenkyūkai geriet und dort für Aufsehen sorgte. Satow selbst schreibt 1930 von seiner siebzehnjährigen Sammeltätigkeit (Satow 1931: 6). Das würde bedeuten, dass er 1913 mit seinen Forschungen zur Sexualität begonnen hätte, also kurz nach dem Erscheinen des Krauss'schen Werkes. Dass er von Krauss inspiriert wurde, drückt er so aus: „Aber der Gedanke, dass es außer dem bekannten Werk meines Freundes, des Prof. Dr. Friedrich Krauss, „Das Geschlechtsleben der Japaner“, kein einigermaßen umfassendes Buch über diesen Gegenstand in einer fremden Sprache gab, spornte mich an, mich nach Kräften zu bemühen, ein solches Werk zu schaffen. So ist mein „Encyclopaedic Dictionary of the Japanese Sexual Life“ entstanden.“ (Satow 1931: 5).

Wir können wohl annehmen, dass Satow den Kontakt zu Krauss aufgenommen hat und nicht umgekehrt, doch geben die mir vorliegenden Quellen keinerlei Auskunft darüber, wann das gewesen sein mag. Im allerspätesten Fall war das 1928, wahrscheinlich aber schon einige Jahre früher. Wie wir schon aus der Übersicht über Satows Werk gesehen haben, bevorzugte Satow eine lexikalische Darstellung, die aber Krauss für eine Publikation nicht geeignet erschien. Aus diesem Grund veranlasste er wohl Hermann Ihm aus Wuppertal-Oberbarmen, der zu den Mitarbeitern der Anthrophyteia zählte, über den ich aber sonst nichts eruieren konnte¹³, Satows Lexikon zu einem Materialband über das japanische Geschlechtsleben umzuschreiben. Im „Vorwort des Bearbeiters“ schreibt Hermann Ihm: „Die Form, die Tamio Satow für seine Stoffsammlung wählte, ein nach dem Abc geordnetes Wörterbuch mit japanischen Stichwörtern und englischen Erklärungen, erwies sich für eine Veröffentlichung in Deutschland als ungeeignet. Für das Studium eines bestimmten Stoffes kann ein Wörterbuch nicht in Frage kommen, da es immer ein Nachschlagewerk bleiben wird, das nur derjenige benützen könnte, der das japanische Stichwort zur Verfügung hat. Und das wird nicht allzu oft der

13 Auch G. Prunner, der die Neuauflage des Buches 1965 herausgab, gibt in seiner Einführung keine Hinweise auf Hermann Ihm (Prunner 1965).

Fall sein.“ Ihm ordnete also die von Satow übersandten Stichwörter jeweils einem Kapitel zu und schrieb verbindende Texte. Wenn er sagt: „Die mir gestellte Aufgabe, eine Sammlung von Stichworterklärungen in einen lesbaren Text überzuführen, ist nicht leicht gewesen.“, kann man ihm nur zustimmen, und er hätte sich wohl nicht nur die bescheidene Rolle des Bearbeiters, sondern die des Mitautors verdient. Aus heutiger Sicht sollte also der zweite Band des Geschlechtslebens des japanischen Volkes auf dem Umschlag nicht mit Friedrich S. Krauss gekennzeichnet sein sondern eher mit Tamio Satow und Hermann Ihm, denn Ihms Tätigkeit ging weit über die eines Lektors oder Bearbeiters hinaus.

Ihm ordnete das Material Satows in zwölf Kapitel, die hier angeführt seien:

I.	Götter und Geister, Glauben und Aberglauben in ihren Beziehungen zum japanischen Geschlechtsleben	89 Seiten
II.	Inbu. Tänze mit geschlechtlichem Einschlag	18 Seiten
III.	Schaustellungen mit geschlechtlichem Einschlag	18 Seiten
IV.	Makuræ und Makurazōshi. Erotische Bilder und Bücher	9 Seiten
V.	Die geschlechtlichen Reizmittel der Japaner	78 Seiten
VI.	Die gleichgeschlechtliche Liebe in Japan	32 Seiten
VII.	Shuin, Die Selbstbefriedigung	18 Seiten
VIII.	Seishokki, Die Geschlechtsteile bei beiden Geschlechtern	90 Seiten
IX.	Kōsetsu, Der Geschlechtsverkehr	126 Seiten
X.	Kugai, Das Leben der Freudenmädchen	58 Seiten
XI.	Geschlechtliches in der Verbrechersprache	10 Seiten
XII.	Kitanai Koto, Skatologisches	16 Seiten
	Gesamter Text	562 Seiten

Aus der unterschiedlichen Länge der einzelnen Kapitel, die zwischen 9 und 126 Seiten variieren, kann man gut erkennen, dass das Buch von Satow nicht als solches geplant war. Zum eigentlichen Textteil kommen noch 10 Seiten Vorwörter und Vorbemerkungen sowie als Kapitel XIII eine Nachlese (8 Seiten), die nicht von Satow, sondern von Ihm oder Krauss stammt, Indizes (53 Seiten), ein Literaturverzeichnis (15 Seiten), ein Verzeichnis der Volkserzählungen (1 Seite), Berichtigungen (1 Seite), Nachträge (8 Seiten), die ebenfalls nicht von Satow stammen und ganz zum Schluss, wie damals üblich, das Inhaltsverzeichnis (2 Seiten). Mit der Titelei hat das ganze Werk damit 654 Seiten, der erste und zweite Band zusammen fast 1100 Seiten! Die 164 Abbildungen des zweiten Bandes wurden bis auf zwei Fotos alle von Satow als „Nachzeichnungen“ „nach den Urdrucken“ „mit größter Sorgfalt selbst hergestellt“ (Satow 1931: 6). Insgesamt wurden nur drei Bilder falsch montiert,

darunter eines, das nur aus japanischer Schrift besteht (Satow 1931: 171, 204, 213). Daraus kann man zumindest ersehen, dass Ihm die japanische Schrift nicht beherrschte. Satow das ganze Werk zum Korrekturlesen zu übersenden, wäre um 1930 wohl zu aufwändig und zu gefährlich gewesen. Ob und wann Satow sein Werk in deutscher Sprache zu Gesicht bekommen hat, ist uns nicht bekannt. Die japanische Polizei hätte das Werk mit den vielen freizügigen Abbildungen sicherlich sofort beschlagnahmt.

Satows Japanbuch von 1965 in deutscher Sprache

Als der auf Erotica spezialisierte und in den sechziger Jahren aktive Verlag Karl Schustek aus Hanau am Main 1965 eine Neuauflage von Satows und Ihms Buch herausgab, war Satow bereits acht Jahre tot. Ob irgendein Nachkomme von Satow, Ihm oder Krauss seine Erlaubnis für diese Neuauflage gegeben hat, ist nicht bekannt. Als Herausgeber dieser Neuauflage verpflichtete der Verlag den jungen Doktor der Ethnologie Gernot Prunner (1935-2002), der übrigens wie Krauss aus Wien stammte, damals allerdings seine erste Stelle am Südasieninstitut der Universität Heidelberg innehatte¹⁴.

Von außen ist nirgends zu erkennen, dass es sich um das Werk von Satow und Ihm handelt, denn wohl um mehr Käufer zu gewinnen, wird nur der Name Krauss angezeigt. Sogar auf dem eigentlichen Titelblatt sind als Autoren Krauss und Satow vermerkt, wenn da steht: „Folkloristische Studien von Friedrich S. Krauss und Tamio Satow“. Prunner erst stellt in seiner „Einführung“ die Dinge richtig. Er informiert uns auch darüber, dass er Kürzungen und Verbesserungen vorgenommen habe, Abschweifungen und persönliche Überlegungen des Bearbeiters Ihm, die nicht direkt zum Text gehören, weggelassen habe, und dass er Unklarheiten und Fehler soweit wie möglich verbessert habe. Wesentliche Änderungen gibt es beim Bildmaterial. Dieses wurde zum Teil aus Band 1 übernommen, zum Teil ergänzt, so dass der Band jetzt 63 Bilder auf Glanzpapier aufweist, die in Satows Band nicht zu finden waren. Vor allem aber gibt es eine Beilage, die vom Käufer des Buches erst aufgeschnitten werden muss, bestehend aus einem Essay von Gernot Prunner und 16 Farbtafeln. Man kann wohl annehmen, dass der Verlag damit die Neugierde der potentiellen Käufer schüren wollte.

Das Buch wurde nicht neu gesetzt, sondern der alte Text wurde fotomechanisch vervielfältigt. Teile des alten Textes wurden weggelassen und neue Textstellen, in einer etwas anderen Schrift und daher klar erkennbar, eingefügt. Statt ursprünglich 562 Textseiten hat das Werk nun nur noch 508 Seiten.

14 Zum Leben und Werk Gernot Prunners siehe den Nachruf von Hartmut Walravens (2002).

Damit stimmt die Aussage des Verlages auf der Umschlagklappe, dass hier „eines der schönsten und seltensten Werke der Sexualliteratur in unverändertem Neudruck“ vorliege, natürlich nicht. Obwohl er gegenteilig argumentiert, wollte der Verlag, der auch Titel wie *Das Wirtshaus an der Lahn* oder *Der sanitätsgefreite Neumann* in seinem Programm hatte, mit dieser Neuauflage ganz eindeutig von der sexuellen Neugierde des deutschsprachigen Publikums zur Zeit vor der sexuellen Revolution bzw. Sexwelle, etwas später ausgelöst durch Oswald Kolle 1968, profitieren.

Epilog

Den rund 70jährigen Sexualforscher aus Wien, Friedrich S. Krauss, und den 40jährigen Sexualforscher aus Tokio, Tamio Satow, verband das gemeinsame Interesse an der Erforschung des menschlichen Sexuallebens. Beide scheinen von ihrer Aufgabe, alle Erscheinungsformen des Geschlechtslebens in den verschiedenen Kulturen erforschen zu müssen, geprägt gewesen zu sein.

Über ihre Kommunikation ist uns leider nichts bekannt. Im in Amerika befindlichen Nachlass von Krauss ist keine Korrespondenz überliefert, aber die beiden Forscher müssen spätestens seit 1928 brieflich in Kontakt gewesen sein, wahrscheinlich aber schon einige Jahre früher.

Krauss und Satow benützten sich gegenseitig: Satow widmete Krauss einzelne Werke und ließ sich vom „Professor der Univ. Wien“ Krauss Vorworte zu seinen Publikationen schreiben, und er konnte dank Krauss auf Deutsch das veröffentlichen, was in Japan sofort verboten worden wäre.

Krauss benützte Satow, um zu demonstrieren, dass er sogar in Japan Anhänger hat, um zu zeigen, wie verbreitet „seine Lehre“ in der Welt bereits ist, wie bekannt er weltweit ist.

Beide sind Opfer der jeweiligen Zensursysteme und eines weitgehenden Unverständnisses der Öffentlichkeit ihren Aktivitäten gegenüber, was die gegenseitige Zusammenarbeit offensichtlich sehr befördert hat. Beide nannten einander Freund, obwohl sie sich wohl nie getroffen haben.

Achtzig Jahre nach dem Erscheinen des zweibändigen Werkes *Das Geschlechtsleben des japanischen Volkes* von Friedrich S. Krauss und Tamio Satow sowie Hermann Ihm scheint uns akademische Zusammenarbeit über zehntausend Kilometer hinweg selbstverständlich. Aber wir sollten dabei Pioniere wie Krauss und Satow, die große Mühen auf sich nahmen und Gefängnisstrafen riskierten, um ihr Verständnis von Wissenschaft durchzusetzen, nicht vergessen. Und wir sollten, auch wenn dieser Aufsatz in einem Sammelband über österreichisch-japanische Beziehungen erscheint, nicht vergessen, dass für die hier behandelten Personen Wissenschaft vor allem eines war: international.

Literatur

Abel, Jonathan E.

2007 "The *ero-puro* sense: declassifying censored literature from interwar Japan", *Japan Forum* 19/3, 341-367.

Boas, Franz

1904 „Brief an Friedrich S. Krause[sic!]“, *Anthropophyteia. Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral* 1: V-VI. ([http://www.horntip.com/html/books_&_MSS/1900s/1904-1922_anthropophyteia_\(HCs\)/1904_anthropophyteia_vol_01/index.htm](http://www.horntip.com/html/books_&_MSS/1900s/1904-1922_anthropophyteia_(HCs)/1904_anthropophyteia_vol_01/index.htm), 25.4.2011)

Burt, Raymond L.

1990 *Friedrich Salomo Krauss (1859–1938). Selbstzeugnisse und Materialien zur Bibliographie des Volkskundlers, Literaten und Sexualforschers*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (=Philosophisch-Historische Klasse, Sitzungsberichte 549; Mitteilungen des Instituts für Gegenwartsvolkkunde Sonderband 3).

Carter, Robert

2011 "Watsuji Tetsurō", Edward N. Zalta (ed.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2011 Edition)*. (<http://plato.stanford.edu/archives/spr2011/entries/watsuji-tetsuro/>, 25.4.2011).

Fukkusu Edoarudo (=Fuchs, Eduard)

1928 *Hentai fūzoku shi (Geschichte der abweichenden Sitten)*. Kokusai bunken kankōkai. Übersetzung eines Teils der *Illustrierten Sittengeschichte* von 1909-12.

1932 (Fukkusu) *E'iri seiteki fūzoku shi* (Illustrierte Sittengeschichte). Bd.1 Manrikaku.

Jō Ichirō

1994 *Sei no hakkinbon 2* (Verbotene Bücher über Sexualität 2). Kawade shobō shinsha (=Kawade bunko)

Jō Ichirō und Yonezawa Yoshihiro

1999 *Hakkinbon. Meiji, Taishō, Shōwa, Heisei. Jō Ichirō korekushon* (Verbotene Bücher. Meiji-, Taishō-, Shōwa- und Heisei-Periode. Die Sammlung Jō Ichirō). Heibonsha (=Bessatsu Taiyō)

Krauss, Friedrich S.(alomo)

1903 *Streifzüge im Reich der Frauenschönheit*. Leipzig: A. Schumanns Verlag.

1904 *Die Anmut des Frauenleibes*. Leipzig: A. Schumanns Verlag.

1907 *Das Geschlechterleben in Glaube, Sitte und Brauch der Japaner*. Leipzig: Deutsche Verlagsactiengesellschaft.

1911 *Das Geschlechterleben in Glaube, Sitte, Brauch und Gewohnheitsrecht der Japaner*. Leipzig: Ethnologischer Verlag.

- 1931 *Das Geschlechtsleben in Sitte, Brauch, Glauben und Gewohnheitsrecht des japanischen Volkes. Allgemeine Einführung in das Studium des japanischen Geschlechtslebens.* Leipzig: „Anthropophyteia“ Verlag für Urtriebkunde Prof. Dr. Friedrich S. Krauss.
- Krauss, Friedrich S. und Tamio Satow
- 1965 *Japanisches Geschlechtsleben. Abhandlungen und Erhebungen über das Geschlechtsleben des japanischen Volkes.* Bearbeitet von Hermann Ihm, neu herausgegeben von G. Prunner. Hanau/M.: Verlag Karl Schustek.
- Kudriaffsky, Euphemia von
- 1874 *Japan. Vier Vorträge nebst einem Anhang japanischer Originalpredigten.* Wien: Braumüller.
- 1879 „Flora japonica“, *Das Ausland. Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde* 52/26, 501-504 und 52/27, 525-528.
- 1880 *Die historische Küche. Ein Kulturbild.* Wien: Hartleben.
- Linhart, Sepp
- 1999 “Warum sind die erotischen Holzschnitte Japans zum Lachen?“, Franz Eder und Sabine Frühstück (Hg.): *Neue Geschichte der Sexualität. Beispiele aus Ostasien und Zentraleuropa 1700-2000.* Wien: Kant und Turia, 117-143
- Martischinig, Michael
- 1990 „Zum 50. Todestag von Friedrich Salomo Krauss (Salomon Friedrich Kraus). Eine Nachlese“, in Burt 1990: 155-243.
- Ploss, Heinrich und Max Bartels:
- 1902 *Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien.* 2 Bde. Leipzig: Th. Grieben's Verlag.
- Prunner, G.
- 1965 „Einführung“, in: Friedrich S. Krauss und Tamio Satow, 5-10.
- Saitō Shōzō
- 1956 *Sanjūrokunin no kōshokuka. Seikenkyūka retsuden* (36 Erotomanen. Biografien von Sexualforschern). Sōgeisha.
- Saitō Yozue
- 1969 *Taishō Shōwa enpon shiryō no kenkyū* (Studien über Materialien zu erotischen Büchern aus der Taishō- und Shōwa-Periode). Haga shoten.
- Satō Kōka
- 1927 *Senryū hentai seiyoku shi* (Aufzeichnungen von humoristischen Gedichten über abweichende Geschlechtstribe). Onko shobō.
- 1928 *Sekai engo jiten. Vocabularia erotica et amoris.* Kōbunsha.
- 1929 *Sekai seiyokugaku jiten. Universell Sexual Lexikon.* Kōbunsha.
- 2006 *Jinrui hiji kō (Anmerkungen zu geheimen Angelegenheiten der Menschheit).* Bungei shiryō kenkyūkai 1929. Neudruck in: Kida Jun'ichirō (Hg.): *Seisen shakai fūzoku shiryō shū* Bd. 5. Zweiter Abschnitt. Kuresu shuppan.

Satow, Tamio

1931 *Abhandlungen und Erhebungen über das Geschlechtsleben des japanischen Volkes. Folkloristische Studien.* Bearbeitet von Hermann Ihm. Leipzig: „Anthropophyteia“ Verlag für Urtriebkunde Prof. Dr. Friedrich S. Krauss.

SG

2007 „Die Kaufkraft der „Goldmark“ 1871 bis 1914 und der Preis der Glaswaren Gründerzeit ... Gründerkrach ... Gründerkrise“, *Pressglas-Korrespondenz*, November, 173-178. (<http://www.pressglas-korrespondenz.de/aktuelles/pdf/pk-2007-4w-sg-gruenderkrise.pdf>, 3.5.2011)

Silverberg, Miriam Rom

2006 *Erotic grotesque nonsense. The mass culture of Japanese modern times.* Berkeley etc.: Univ. of California Press.

Stratz, C.(arl) H.(einrich)

1898 *Die Schönheit des weiblichen Körpers.* Stuttgart: Enke.

1902 *Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner.* Stuttgart: Enke.

1969 *Seikatsu to geijutsu ni arawareta Nihonjin no karada.* Übersetzt von Takayama Yōkichi. Tōkyō Shoin.

Verbannte Bücher

http://www.berlin.de/rubrik/hauptstadt/verbannte_buecher/index.php (3.5.2011).

Walraven, Hartmut

2002 „Gernot Prunner in memoriam 23.8.1935 - 3.2.2002“, *NOAG* 171–172, 5-19.

Autorinnen und Autoren

Roland DOMENIG

Ao. Prof. für Filmwissenschaft an der Meiji Gakuin-Universität, Tokio, Gastprofessor an der Meiji-Universität, Tokio seit 1.4.2013, davor langjähriger Mitarbeiter des Instituts für Ostasienwissenschaften der Universität Wien. Präsident des Akademischen Arbeitskreises Japan (AAJ). Forschungsschwerpunkte: Archäologie des japanischen Films. Österreichisch-japanische Beziehungen im Bereich des Films.

Susanne FORMANEK

Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kultur- und Geistesgeschichte Asiens der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Forschungsschwerpunkte: die geschlechtsspezifische Gestaltung des Lebenslaufs inklusive Fortpflanzungskontrolle, Mentalitätsgeschichte des vormodernen Japan. Wichtigste Publikationen sind *Die „böse Alte“ in der japanischen Populärkultur der Edo-Zeit : die Feindvalenz und ihr soziales Umfeld* (Wien 2005) und (Hg. mit Sepp Linhart) *Written Texts — Visual Texts: Woodblock-printed Media in Early Modern Japan* (Amsterdam 2005).

Ingrid GETREUER-KARGL

Ao. Professorin am Institut für Ostasienwissenschaften der Univ. Wien. Dr. phil., Univ. Wien 1986, Habilitation, Univ. Wien 2004. Forschungsschwerpunkt : Gender Studies, Geschichte, bes. der Frauen. Publikation u.a.: *Geschlecht und Raum. Eine Untersuchung zur Hierarchie des Geschlechterverhältnisses in Japan* (2004).

KAKUYAMA Tomoko

Doktorandin, Saitama Universität, Japan, Fakultät für Kulturwissenschaft; seit Februar 2013 Anstellung bei der Japan Foundation; Forschungsinteresse: Ornamentalität der Wiener Werkstätte, Austauschgeschichte im Designbereich.

Josef KREINER

Dr. phil. Univ. Wien 1964. Emer. Prof. Univ. Bonn. Special appointed Professor an der Hōsei Univ., Tokio (Institute for International Japanese Studies). Forschungsschwerpunkte: Völkerkunde und Volkskunde Japans, insbes. Okinawas. Europäisch-Japanische Beziehungen. Museumssammlungen. Neueste Publikationen: *Sekai no Okinawa-gaku*. Naha 2012. (mit Tomoe und Raji Steineck) *Japanese Collections in European Museums IV: Buddhist Art*. Bonn 2013.

Sepp LINHART

O. Professor für Japanologie an der Universität Wien von 1978 bis 2012, seit Oktober 2012 emeritiert. Forschungsschwerpunkt: Soziologie Japans, derzeit vor allem visuelle Soziologie Japans, Karikaturen und japanische Populärmusik. Datenbank: Ukiyoe-Karikaturen 1842-1905. 2004ff. www.univie.ac.at/karikaturen

Wolfram MANZENREITER

Univ.-Prof., Universität Wien, Institut für Ostasienwissenschaften. Forschungsprojekte zu Sport, Populärkultur und Migration in einer globalisierten Welt. Sein neuestes Buch zu *Sport and Body Politics in Japan* wird in diesem Jahr bei Routledge erscheinen.

MIZUUCHI Ryūta

Japanischer Diplomat. Nach Tätigkeit bei den japanischen Botschaften in Tel Aviv, Israel, und Wien, Österreich, derzeit Gesandter und Minister an der japanischen Botschaft in Berlin, Deutschland.

Harald PÖCHER

Brigadier, Leiter Revisionsabteilung B im Bundesministerium für Landesverteidigung und Sport, 2003 Promotion Univ. Wien (Wirtschaftswissenschaften), 2008 Habilitation Ungarische Militäruniversität in Budapest (Defence Economics). Forschungsschwerpunkte: Militärökonomie, Japanische Militärgeschichte und Sicherheitspolitik Japans; Neuestes Buch: *Kriege und Schlachten Japans, die Geschichte schrieben - 1922 bis 1945*.

SATŌ Masanori

Emer. Prof. für europäische Geschichte an der Univ. Tōhoku, Sendai, Japan. Forschungsinteresse: Österreichische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. *Hapusuburugu teikoku-shi e no michi* (Wege zu einer Geschichte des Habsburger-Reiches, 2006); (Hg.) *Hikaku renpōsei-shi kenkyū* (Studien zur vergleichenden Geschichte des Föderalismus, 2010)

Irene SUCHY

Musikwissenschaftlerin, Ö1-Musikredakteurin, gelegentlich Lehrbeauftragte. Forschungsschwerpunkte: NS-verfemte Musik, Gender-Musikologie, Musikmäzenatentum, Musikgeschichte der 2. Republik. Publikationen zu Paul Wittgenstein (2006), Otto M. Zykan (2008), Friedrich Gulda (2010), *Strasshof an der Nordbahn - die NS-Geschichte eines Ortes und ihre Aufarbeitung* (2012).

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

(in der Reihenfolge der Artikel in dieser Publikation)

Harald PÖCHER

Ein japanischer Oberst des Generalstabes zog die Grenze im Burgenland

Abb. 1: Die Kriegsteilnehmer im Ersten Weltkrieg	19
Abb. 2: Die k.u.k Monarchie und die Komitate des Landesteils Ungarn im Vergleich zum vorigen Staatsgebiet	21
Abb. 3: Der tschechische Korridor	23
Abb. 4: Aufteilung des Burgenland nach Großgrundbesitzern	26
Abb. 5: Freischärler des Grafen Erdödy	26
Abb. 6: Auszug aus dem Manuskript von Generalmajor Theodor von Lerch	29
Abb. 7: Yamaguchi Jūhachi im Kreise seiner Familie	30
Abb. 8: Links Yamaguchi als Hauptmann 1911 und rechts als Oberst um 1922	31
Abb. 9: Deutsche Abschrift des Protokolls der Sitzung des Grenzregelungsausschusses vom 8. November 1922	32
Abb. 10: Grenzbegehung des Grenzregelungsausschusses	33
Abb. 11: Die Grenzziehung im Abschnitt A	34
Abb. 12: Die Grenzziehung im Abschnitt B	35
Abb. 13: Die Grenzziehung im Abschnitt C	36

Harald PÖCHER

Die Geschäftsverbindungen der Firma Böhler zu Japan

Abb. 1: Titelblatt des unveröffentlichten Manuskripts Böhler in Japan	51
Abb. 2: Die Böhlerwerke um 1890	53
Abb. 3: Oberst Murata Tsuneyoshi	54
Abb. 4: Oberst Murata Tsuneyoshi in der Mitte mit Hut	55
Abb. 5: Geschäftshäuser der Firma Böhler in Osaka	56
Abb. 6: Impressionen der Geschäftstätigkeit von Böhler in Japan	56
Abb. 7: General Nagaoka Gaishi	58
Abb. 8: Das Panzerabwehrgeschütz der Firma Böhler 4,7 cm (links) im Vergleich zum Panzerabwehrgeschütz der japanischen Armee 4,7 cm (rechts)	60
Abb. 9: Der Außenhandel zwischen Japan und Österreich in der Zwischenkriegszeit	63
Tabelle 1: Der Außenhandel Österreichs im Gesamten und im Speziellen mit Japan in der Zwischenkriegszeit	63

Tomoko KAKUYAMA

Felice Ueno-Rix eine Vertreterin der Wiener Werkstätte in Japan

Abb. 1: Felice Ueno-Rix	115
Abb. 2: Teppich, <i>Sommerfeld</i> (vor 1928)	116
Abb. 3: Ausstellungsflugblatt vom Meguro Museum (2009)	116
Abb. 4: Inserat des Ueno- Architekturbüros (1927)	118
Abb. 5: „Sutā-bā“ (1930)	188
Abb. 6: „Yanagimoto-tei“ (1929)	120
Abb. 7: <i>Intānashonaru kenchiku</i> (Jg.4, H.2, 1932)	121
Abb. 8: Brotkorb (um 1938),	122
Abb. 9: Schal (o. J.),	122
Abb. 10: Takamura Korechika, <i>Konstruktion für Blumen- stecken</i> (1926)	126
Abb. 11: Keiji-kōbō, Holzstuhl (1934)	126
Abb. 12: <i>Teikoku kōgei</i> (Bd. 2, H. 8, 1928)	128
Abb. 13: Produkte der Wiener Werkstätte in <i>Teikoku kōgei</i> (Bd. 2, H. 8, 1928)	128

Roland DOMENIG

Michiko Tanaka-Meinl-de Kowa: Ein biografischer Abriss nebst Anmerkungen zu den Wienaufenthalten von Aoyama Yoshio und Kawakita Kashiko

Abb. 1: Tanaka Michiko, ca. 1935	134
Abb. 2: Programmheft zu <i>Letzte Liebe</i> , 1935	141
Abb. 3: Ankündigung von Aoyama Yoshios Tanzmatinee im Theater in der Josefstadt	147
Abb. 4: Tanzszene aus <i>Letzte Liebe</i> mit Tanaka Michiko und Aoyama Yoshio	148
Abb. 5: Kawakita Kashiko am Grab Schuberts bei ihrem zweiten Wienbesuch im August 1935	155
Abb. 6: Victor de Kowa vor einem Porträt seiner Frau, ca. 1965	172

Josef KREINER

Die Gründung des Instituts für Japankunde an der Universität Wien

Abb. 1: P. W. Schmidt, Shibusawa Keizō und die führenden Köpfe der japanischen Völkerkunde anlässlich Schmidts Besuch bei Shibusawa	232
Abb. 2: Eintrag Wilhelm Schmidts in das Gästebuch Shibusawas vom 19. Juni 1935	233
Abb. 3: Brief von Mitsui Takaharu an Abteilungsleiter Okada Ken'ichi über Gespräche mit Schmidt und Oka, 6. Mai 1936	234
Abb. 4: Mitsui Takaharu, Oka Masao und Murata Toyofumi in Tokio, Herbst 1963	242
Abb. 5: P. W. Schmidt, R. Heine-Geldern und P. W. Koppers bei der Eröffnung des 4. Internationalen Kongresses für Anthropologie und Ethnologie in Wien, 1952	247

Susanne FORMANEK

Die Ogino-Knaus-Methode zur Bestimmung der (un)fruchtbaren Tage der Frau: ein Beispiel österreichisch-japanischer Zusammenarbeit in der Zwischenkriegszeit?

- Abb. 1: *Jutai-goyomi* (Empfängniskalender), auf der Grundlage der ersten japanischen Berechnungen von Ogino in Japan 1927 hergestellt, Drehscheibe und Umschlag 267
- Abb. 2: „Konzip“-Empfängniskalender, Typ III, für das Jahr 1932, verlegt bei Senefelder in Graz, Vorder- und Rückseite 267
- Abb. 3: Seite 71 aus Podolsky (1942) 269
- Abb. 4: Werbung für den CD-Indikator auf dem Deckblatt einer Publikation von Knaus aus dem Jahr 1953 274

Sepp LINHART

Friedrich S. Krauss und Tamio Satow: Ein bibliobiografischer Versuch zu einer internationalen Freundschaft und zur Geschichte der Sexualforschung in Österreich und Japan

- Tabelle 1: Eckdaten der drei Auflagen von Krauss' *Das Geschlechtsleben der Japaner* 290
- Tabelle 2: Übersetzungen von Krauss' *Das Geschlechtsleben des japanischen Volkes* ins Japanische 291